

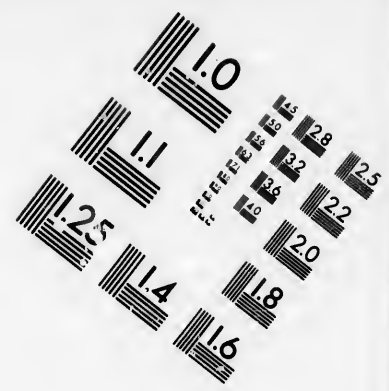
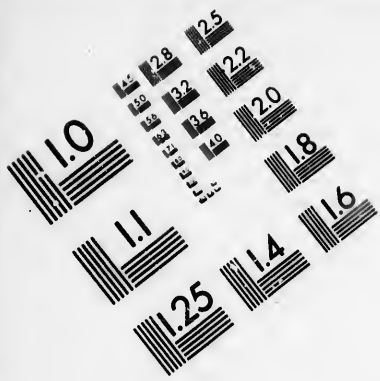
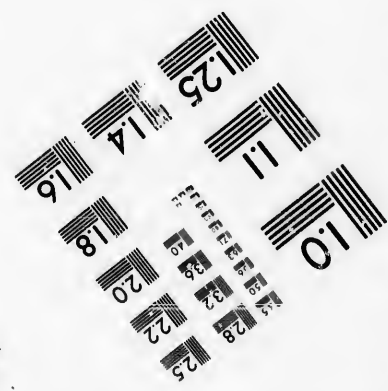
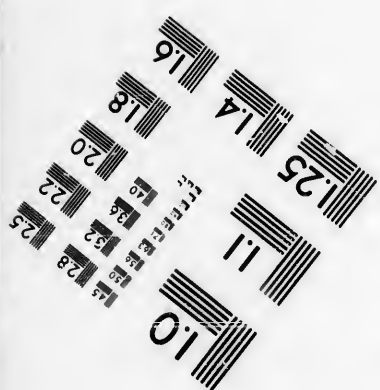
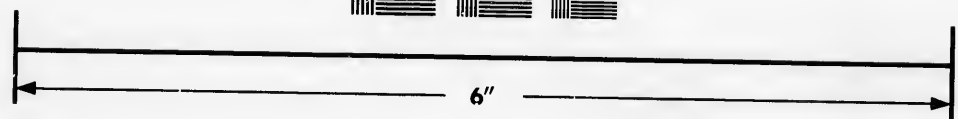
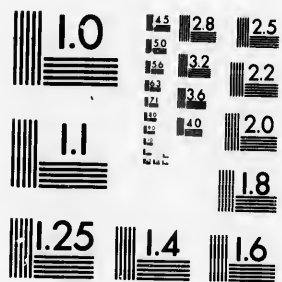


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

**CIHM/ICMH
Microfiche
Series.**

**CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.**



Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1986

Technical and Bibliographic Notes/Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- ☐ Coloured covers/
Couverture de couleur
- ☐ Covers damaged/
Couverture endommagée
- ☐ Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- ☐ Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- ☐ Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- ☐ Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- ☐ Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- ☐ Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- ☐ Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- ☐ Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.
- ☒ Additional comments: /
Commentaires supplémentaires:

Wrinkled pages may film slightly out of focus.

- ☐ Coloured pages/
Pages de couleur
- ☐ Pages damaged/
Pages endommagées
- ☐ Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
- ☒ Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- ☐ Pages detached/
Pages détachées
- ☒ Showthrough/
Transparence
- ☐ Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
- ☐ Includes supplementary material/
Comprend du matériel supplémentaire
- ☐ Only edition available/
Seule édition disponible
- ☐ Pages wholly or partially obscured by errata slips, tissues, etc., have been refilmed to ensure the best possible image/
Les pages totalement ou partiellement obscurcies par un feuillet d'errata, une pelure, etc., ont été filmées à nouveau de façon à obtenir la meilleure image possible.

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
					✓						

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

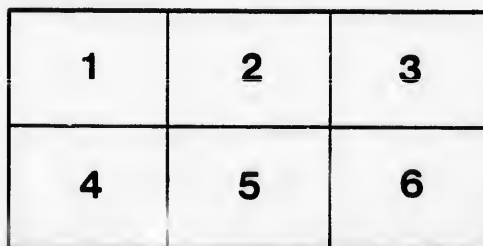
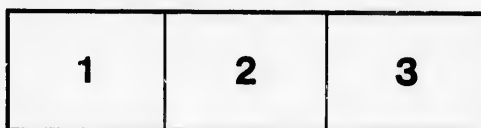
McLennan Library
McGill University
Montreal

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol ➡ (meaning "CONTINUED"), or the symbol ▼ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:



L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

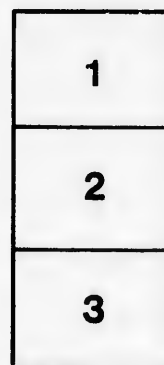
McLennan Library
McGill University
Montreal

Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole ➡ signifie "A SUIVRE", le symbole ▼ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.



B i b l i o t h e k

der

neuesten

und

interessantesten

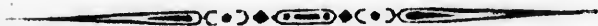
Reisebeschreibungen.



Vierter Band,

enthält:

Weld's Reisen durch Amerika.



Berlin und Hamburg.

1801.

Isaac Weld's
Reisen

durch die Staaten

von

Nordamerika,

und

die Provinzen

Ober- und unter Canada,

den Jahren 1793, 1796 und 1797.

Aus dem Englischen übersezt.



Mit 2 Kupfern und 2 Karten.

Berlin und Hamburg.

1801.



SA2927/4



2
3
d
2
r
3
6
9
b
9
9
v
b
n
u
d
a
2
m
l

V o r r e d e .

Zu einer Periode, da der Krieg Zerstörung über die schönsten Theile Europens verbreitete; da Anarchie ihre fürchterlichen Fortschritte von Nation zu Nation auszudehnen schien; und da die Ungewitter, die sich besonders über Irland zusammensogen, es unmöglich machten, zu bestimmen, wie bald irgend einer von dessen Einwohnern gezwungen werden könnte, seine Zuflucht in einem fremden Lande zu suchen, wurde der Verfasser der folgenden Blätter veranlaßt, über das Weltmeer zu gehen, um mit eigenen Augen die Wahrheit der verschiedenen Nachrichten zu untersuchen, die von dem blühenden und glücklichen Zustande der vereinigten Staaten von Amerika gegeben waren, und um zu erfahren, ob, im Fall eines künftigen Bedürfnisses, auf irgend einen Theil dieser Länder, als auf einen wählenswerthen und angenehmen Wohnort, hingesehen werden könnte. Nach seiner Ankunft in Amerika, durchreiste er so ziemlich allgemein die Staaten von Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Neu-

Jersey, und Neu-York; darauf ging er nach Canada, in der Absicht, ähnliche Belehrung in Ansehung des Zustandes dieser Provinz zu erhalten, und aus eigener Beobachtung zu bestimmen, in wie fern die gegenwärtige Lage der Einwohner der Britischen Besitzungen in Amerika schlechter, oder unterschieden von der des Volks der Staaten sey, die nun zwar das Joch abgeschüttelt hatten, aber ehemals gemeinschaftliche Glieder Eines und desselben ausgedehnten Reichs waren.

So lange der Verfasser abwesend war, hatte er nicht die entfernteste Absicht, seine Reise bekannt zu machen; da er aber bei seiner Zurückkehr fand, daß manches von dem Inhalte der folgenden Briefe seinen Freunden ganz neu wäre, und da er hierdurch zu dem Gedanken verleitet wurde, daß es vielleicht dem Publikum gleichfalls neu, und nicht unwillkommen seyn könnte: so wurde er zu dem Entschlusse gebracht, sie dem Druck zu übergeben. Dem zufolge ist das gegenwärtige Buch nun der Welt dargeboten, in der bescheidenen Hoffnung, daß wenn dasselbe auch nicht für jeden Leser interessant ist, es dies wenigstens für einige, so wie für künftige Reisende, nützlich seyn werde.

Wenn es irgend jemanden scheinen sollte, daß der Verfasser mit zu vieler Bitterkeit von Amerikanern und Amerikanischen Sitten gesprochen hätte, so bittet er, dies nicht einem schnell gefaßten Vorurtheile, oder einer blinden Parteilichkeit für alles, was Europäisch ist, zuzuschreiben. Er ging über den Ocean, wie er stark zum Vortheile des

Volks und des Landes eingenommen war, welches er besuchen wollte; und wenn er mit Gefühlen verschiedener Art wiederkehrte, so waren sie die Resultate einer kalten, von aller Leidenschaft freien Beobachtung dessen, was der Zufall seinen Blicken in der Fremde darbot.

Da der Verfasser ein warmer Verehrer der Naturschönheiten ist, so zogen die reizenden Gegenden, durch die er kam, einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit an sich; auch wird der Leser hin und wieder Zeichnungen solcher Ansichten in dem Buche zerstreut finden, die der Verfasser für die interessantesten hielt. In Ansehung des Wasserfalls von Niagara muß ich bemerken, daß niemand in Ansichten nach einem so kleinen Maßstabe eine lebhaftere Darstellung seiner wundervollen Größe zu finden erwarten muß; selbst dann nicht, wenn sie auch von Künstlern von weit größerem Verdienst ausgeführt wären. Diejenigen, welche noch inniger mit demselben bekannt zu werden wünschen, werden — wie der Verfasser wenigstens von dem Künstler selbst erfahren hat, in dessen Händen sie sich befinden — bald mit einer Reihe von Ansichten, von der Meisterhand des Herrn Fisher, Kapitän bei der Königl. Britischen Artillerie, befriedigt werden, welche von allen denen, die den Niagara, Fall besucht haben, für diejenigen gehalten werden, die noch einen vollkommneren Begriff von dieser außerordentlichen Naturmerkwürdigkeit geben, als alle andere Gemälde und Kupferstiche, die davon vorhanden sind.

Zuletzt muß der Verfasser, ehe der Leser zum Durchsehen der folgenden Blätter übergeht, noch um Erlaubniß bitten, ihn benachrichtigen zu dürfen, daß sie das Produkt einer sehr jugendlichen Feder sind, die ungewohnt ist, viel, und noch weniger für den Druck zu schreiben. Dies ist das erstemal, daß der Verfasser es wagt, eins seiner Produkte dem Publikum vor Augen zu legen. Er schmeichelt sich daher mit der Hoffnung, daß das gegenwärtige Werk, als ein erster Versuch, gütige Nachsicht erhalten, und wegen seiner zahlreichen Unvollkommenheiten nicht zu scharf beurtheilt werden wird.

Erster Brief.

Ankunft an der Küste von Amerika — Bäume, die ersten sichtbaren Gegenstände — Beschreibung der Bay und des Flusses Delaware — Nach Philadelphia gehende Passagiere dürfen nicht eher ans Land gehen, bis sie von den Gesundheits-Offizieren untersucht sind — Ankunft in Philadelphia — Aermliches Ansehn der Stadt, von dem Wasser ab — Plan der Stadt — Kaven — Defe fentliche und Privat-Gebäude — Nachrichten von dem Hospital und dem Gefängnisse. —

Philadelphia, im November 1795.

Mein lieber Freund!

Unsere Ueberfahrt über das Atlantische Meer war äußerst unangenehm. Das Wetter war größtentheils schlecht, und Windstille und widrige Stürme verzögerten so oft unsern Fortgang nach Westen, daß wir erst am neun und fünfzigsten Tage, nach unserer Abfahrt von Irland die Amerikanische Küste entdeckten. Ich werde nicht versuchen die Freude zu beschreiben, die der Anblick des Landes — ein Anblick der auf einmal das Auge von der uninteressanten und ermüdenden Aussicht auf Luft und Wasser befreite, und jedem von uns die Hoffnung einer baldigen Erlösung aus den engen Schranken eines kleinen Kauffarth-Schiffes gewährte — unter die Passagiere verbreitete. Sie, die Sie selbst eine lange Seereise gemacht haben, werden sich am besten vorstellen können, was es gewesen seyn müsse.

Die ersten Gegenstände, die das Auge bei Annäherung an die Amerikanische Küste, südwärts von New-York treffen, sind die Gipfel der Räume, womit das Land bis zum Rande des Wassers dick bedeckt ist. Sie haben in der Entfernung das Ansehen von kleinen Inseln; aber wenn man näher kömmt, vereinigen sie sich, und der hohe Wald, der allmählig aus dem Ocean hervor steigt, stellt sich zuletzt in seiner ganzen Majestät dem Blicke des Zuschauers dar. Das Land, dem wir uns näherten, lag sehr nahe an der Bay von Delaware, und des Vormittags segelten wir die beiden Landspitzen Henslopen und May vorbei, die den Eingang in die Bay bezeichnen. Die Landspitzen sind nur achtzehn englische Meilen *) von einander entfernt; aber innerhalb derselben erweitert sich die Bay zu der Breite von dreißig Meilen. Nachher wird sie allmählig enger, und verliert sich zuletzt bei Bombay-Hook, sieben Leagues **) von dem Ocean entfernt, in dem Flusse gleiches Namens. Der Fluß Delaware ist hier ungefähr sechs Meilen breit; bei Reedys-Inland, zwanzig Meilen höher hinauf, ist er drei Meilen, und bei Philadelphia, hundert und zwanzig Meilen von der See entfernt, nur eine Meile breit.

Die Ufer der Bay und des Flusses Delaware, sind bis zu einer beträchtlichen Strecke hinauf niedrig, und so wie die Küste mit einem grossen Walde bedeckt,

*) Es ist in diesem Werke größtentheils nur von englischen Meilen die Rede, deren beinahe fünf auf eine deutsche gehn. Es machen nemlich neun und sechzig und eine halbe englische Meilen, einen mittleren Grad aus, der fünfzehn deutsche Meilen enthält.

D. Uebers.

**) Es gehen ungefähr zwanzig Leagues auf einen mittlern Grad; eine League ist also etwas weniger als eine deutsche Meile.

D. Uebers.

ausgenommen an einigen wenigen Stellen, wo ausgedehnte Marschgegenden dazwischen liegen. Nichts konnte indeß angenehmer seyn, als die Aussichten mit denen wir beim Hinauffegeln nach Philadelphia unterhalten wurden. Die Bäume hatten noch nicht ihr Laub verloren, und das hochrothe und gelbe Kolorit, womit der Herbst die Eichen und Pappeln gekrönt hatte, erschien auf das prächtigste, mit dem finsternen Grün lustiger Fichten gemischt, indem der Fluß langsam und sanft zwischen seinen Ufern sich gewingend, auf seiner Spiegelfläche die manigfaltigen Farben der Gegenstände am Ufer, und die Bilder zahlloser Fahrzeuge von verschiedener Größe zurückwarf, die so weit das Auge reichte still mit dem Flusse hinuntergleitend gesehen wurden.

So wie man sich Philadelphia nähert, werden die Ufer des Flusses höher, und an der linken Seite, wo die Waldung am meisten weggeschafft ist, sind sie mit zahllosen niedlichen Landhäusern, Dörfern und Städten bedeckt, und an einigen Stellen bis an den Rand des Wassers kultivirt. Das New-Yerseyer Ufer, zur rechten Hand, ist noch selbst bis an die Stadt mit dickem Walde bedeckt.

Schiffe segeln, wenn der Wind gut ist, gewöhnlich in vier und zwanzig Stunden nach Philadelphia hinauf; aber zum Unglück wurde der Wind stille, sobald das unsrige auf den Fluß gekommen war; es mußte also gänzlich von der Fluth abhängen, die hier ungefähr eine Schnelligkeit von drei Meilen in einer Stunde hat. Da ich es nun wahrscheinlich fand, daß die Reise nach der Stadt sehr langweilig seyn würde so wäre ich gern weit unterhalb derselben ans Land gegangen; aber dies wollte unser Kapitän mir nicht erlauben. Nach den Gesetzen von Pennsylvania, die wegen einer schrecklichen, im Jahre 1793 in der Haupt-

stadt wüthenden Seuche gegeben wurden, wird der Kommandeur eines jeden, nach diesem Hafen bestimmten Schiffes, einer schweren Geldstrafe unterworfen, wenn er irgend eine Person von seinem Bord, es sey ein Seefahrender oder Passagier, in irgend einem Theile des Staats, bevor sein Schiff von dem Gesundheits-Offiziere untersucht ist, ans Land zu gehen erlaubt; und jeder, der gegen den Willen seines Schiffskapitáns ans Land geht, muß sich gefallen lassen, auf eine beträchtliche Zeit nach dem Gefängnisse gesetzt zu werden. Im Fall das Daseyn dieses Gesetzes am Bord irgend eines, nach einem Hafen von Pennsylvanien gehenden Schiffes, nicht bekannt seyn sollte, ist es die Pflicht des Lootsen, den Schiffen und die Passagiere am Bord seines Schiffes mit Exemplaren davon zu versehen, die er zu dem Ende immer bei sich führt. Der Gesundheits-Offizier, welches ein ordentlicher studirter Arzt ist, wohnt in Misslinfort, vier Meilen unterhalb der Stadt, wo eine kleine Garnison gehalten wird. Er wird immer mit einem Boote des Schiffes vom Lande abgeholt. Nachdem man neun Wochen auf dem Meere herumgeworfen ist, kann nichts eine größere Tantalusqual seyn, als so nahe bei dem Ufer gehalten zu werden, ohne die Erlaubniß zu haben ans Land zu gehen.

Philadelphia wird, wenn man sich auf dem Flusse der Stadt nähert, nur erst in einer Entfernung von drei Meilen gesehen, indem es von einer mit Bäumen bedeckten Landspitze dem Gesichte entzogen wird. Wenn man diese Spitze umsegelt hat, stellt es sich auf einmal dem Auge dar, und gewährt in dieser Entfernung einen recht hübschen Anblick; aber bei größerer Annäherung, hat die Stadt nur ein ärmliches Ansehn, da von dem Wasser ab, nichts als verwirrte Haufen hölzerner, auf einander gedrängter Waarenspeicher zu sehen sind, von denen die vorzüg-

lichsten auf Plattformen von künstlichem Grunde, und auf Kayen erbauet sind, die sich auf eine beträchtliche Weite in den Fluß erstrecken. Die Kayen sind von rechtwinklichter Form, und von Holz erbaut; sie springen nach allen Richtungen hervor, und sind zur Bequemlichkeit der Schiffe sehr gut eingerichtet, indem das größte Kauffarthenschiff ganz nahe daran liegen kann. Hinter diesen Kayen, und parallel mit dem Flusse ist die Wasserstraße (Waterstreet). Dies ist die erste Straße, in die man nach der Landung kömmt, und sie dient in der That nicht dazu, dem Fremden eine günstige Meinung von der Reinlichkeit oder Bequemlichkeit der öffentlichen Wege von Philadelphia zu geben. Sie ist nicht mehr als dreyßig Fuß breit, und unmittelbar hinter den Häusern, die an der von dem Wasser an, entferntesten Seite stehen, erhebt sich der Boden, und scheint dort das ehemalige Ufer des Flusses gebildet zu haben, welches die Luft in der Stadt sehr ungesund macht.

Uebrigens herrscht hier zuweilen ein so übler Geruch, der theils von der Menge von Dreck und Koth herrührt, der auf dem Pflaster liegen gelassen wird, theils aber auch von dem kömmt, der in den Schlammkisten, deren es in dieser Straße mehrere giebt, aufgehäuft wird, daß es in der That schrecklich ist, sie zu durchgehen. Hier war es, wo im Jahre 1793 das ansteckende gelbe Fieber ausbrach, welches so schreckliche Verwüstung anrichtete, und überhaupt wird während der Sommer-Zahrszeit diese Straße äußerst ungesund befunden. Es ist in der That erstaunenswürdig, daß die Einwohner, nachdem sie so viel von der Krankheit gelitten haben, die hier entstand, so sorglos für die Reinigung der Wasserstraße bleiben; und dies um so mehr, wenn man bedenkt, daß die Straßen in den andern Theilen der Stadt, sich eben so sehr durch die Keinalichkeit auszeichnen, die durch

aus in ihnen herrscht, als diese eine durch ihre schmutzige Beschaffenheit.

Die Stadt Philadelphia wurde ursprünglich auf einer ebenen Fläche, oben auf dem alten Fluß-Ufer angelegt, das sich hinter der Wasserstraße erhebt, und es war die Absicht des Erbauers, daß keine Häuser unten im Grunde aufgeführt werden sollten; da es aber kein positives Gesetz zu diesem Ende gab, so lockte die Bequemlichkeit der Lage bald mehrere herbey hier zu bauen, und man gewinnt dem Flusse jährlich mehr ab, indem man Kayen weiter hinaus in dem Strom anlegt. Auch in einer andern Rücksicht blieb man nicht bey dem ursprünglichen Plan der Stadt. Der für sie bestimmte Grund hatte die Gestalt eines länglichen, zwei Meilen langen Vierecks, welches, von dem Flusse Schuylkile bis zu dem Delaware ging, und eine Meile breit war. Diesem Entwurfe zufolge, wurden die Häuser an der Delaware-Seite angefangen, aber anstatt sie bis zum Schuylkile fortzusetzen, ist die Reihe derselben gänzlich an einer Seite geblieben. Die Häuser erstrecken sich beinahe zwei Meilen den Delaware entlang, aber im Durchschnitt nicht mehr als eine halbe Meile nach dem Schuylkile zu. Dies ist der großen Ueberlegenheit des einen Flusses über den andern zuzuschreiben. Von allen Häusern, die jenseits der Grenzlinie des länglichen Vierecks erbaut sind, sagt man, sie seyen innerhalb der Freiheiten, da die Jurisdiktion des Stadtrechts sich nicht über diesen Theil erstreckt. Hier sind die Straßen sehr unregelmäßig gebaut, aber in der Stadt selbst durchschneiden sie sich alle in rechten Winkeln, dem ursprünglichen Plane gemäß. Die Hauptstraße ist hundert Fuß breit, die andern haben eine Breite von achtzig bis fünfzig Fuß. Sie sind alle ziemlich gut mit Kieselsteinen in der Mitte gepflastert, und an jeder Seite ist ein, zur

Bequemlichkeit der Fußgänger dienender Weg, der mit rothen Ziegelsteinen gepflastert ist. Die Häuser innerhalb der Grenzen der Stadt sind größtentheils von Ziegelsteinen erbaut; einige, aber nur sehr wenige, sind von Holz.

In den alten Theilen der Stadt sind sie überhaupt klein, schwer und unbequem; aber unter denen die neulich aufgeführt sind, finden sich viele, denen es nicht an Licht, Luft und Bequemlichkeit mangelt. Indes giebt es doch nur zwei oder drei Häuser in der Stadt, die besonders wegen ihrer Größe und Architektur die Aufmerksamkeit an sich ziehen, und auch bey diesen bemerkt man nur wenige Schönheit in ihrer Anlage. Das geräumigste und bemerkungswürdigste von ihnen steht in der Chesnut-Strasse, aber es ist noch nicht ganz vollendet. Jetzt erscheint es noch als eine ungeheure Masse von rothen Ziegelsteinen, und blaßblauem Marmor, welche aller Einfachheit und Eleganz Troß bietet. Dieses prächtige Gebäude hat, wie man sagt, schon über tausend Guineen gekostet, und steht da als ein Denkmal des zunehmenden Luxus von Philadelphia.

Was die öffentlichen Gebäude betrifft, so sind es alle schwere geschmacklose Massen von rothen Ziegelsteinen, verziert mit derselben Art des schon angeführten blauen Marmors, welche Steine in der That übel zu einander passen, wenn wir die neue Bank der vereinigten Staaten und die Presbyterianerkirche in der Highstrasse ausnehmen. Das letztere Gebäude ist vorne mit einem schönen Porticus verziert, der von sechs Säulen korinthischer Ordnung getragen wird; es kann aber gar nicht zum Vortheil gesehen werden, weil das Markthaus, das die Mitte der Strasse einnimmt, gerade davor steht. Die Gebäude, welche nach diesem am meisten bemerkt zu werden verdienen, sind das Rathhaus, das Präsidenten-

haus, das Hospital, das Besserungshaus und das Gefängniß.

Das Rathhaus liegt in Chesnutstreet, und wenn man erwägt, daß nicht mehr als drey und funfzig Jahre von der Zeit an, da die erste Hütte auf diesem, für die Stadt bestimmten Flecke erbaut wurde, bis zu dessen Errichtung verfloßen sind, so erregt die Architektur zugleich unser Erstaunen und unsere Bewunderung. Das Rathhaus ist dem Gebrauche der gesetzgebenden Versammlungen des Staats zugeeignet. In diesem Gebäude sind die Congress- und Stadtsäle. In den ersten versammelt sich der Congress der vereinigten Staaten, zu den Geschäften. Das den Repräsentanten des Unterhauses angewiesene Zimmer ist ungefähr sechszig Fuß lang und auf die einfachste Weise eingerichtet. An dem einen Ende desselben ist eine Gallerie, die jedem offen steht, der Luft hat hineinzugehen; unmittelbar an der Straße ist der Eingang der Treppe, die dazu führt. Die Rathsstube ist ein Stockwerk höher, und weit besser meublirt und eingerichtet als die des Unterhauses. In dem Stadtsaale werden die Gerichte gehalten, das höchste Gericht der vereinigten Staaten sowohl als das des Staats Pennsylvania, wie auch die Gerichte der Stadt.

Das Präsidentenhaus, wie es genannt wird, wurde zur Wohnung des Präsidenten erbaut, ehe die Verlegung des Sitzes der Föderal-Regierung von Philadelphia in Vorschlag kam. Der ursprüngliche Plan dieses Gebäudes wurde von einem Privatmanne entworfen, der in der Nachbarschaft von Philadelphia wohnte, und wie es hieß von nicht geringem Verdienste war; aber der Ausschuss der Bürger, welcher dazu ernannt war, den Plan zu untersuchen, und den Bau zu leiten, glaubte ihn verbessern zu können, und kehrte die Lage des oberen und untern Stockwerks

um, indem er das letztere oben setzte, so daß die Plaster mit denen es verziert ist, in der Luft zu hängen scheinen. Auch verordnete der Ausschuß, daß die Fenster der vorzüglichsten Zimmer, anstatt nach einem geräumigen Plage vor dem Hause hinzugehen, wie es anfangs beabsichtigt war, nach dem eingeschlossenen Hinterhofe der benachbarten Gebäuden hin sich öffnen sollten. Dies Gebäude ist noch nicht vollendet, und da die Verlegung des Sitzes der Regierung nach der Föderalstadt Washington sobald Statt finden soll, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dasselbe nie von dem Präsidenten werde bewohnt werden. Zu welchem Zwecke es jetzt eingerichtet werden wird, ist noch unbestimmt. Einige glauben, daß es in ein Stadt-Hotel verwandelt werden dürfte; andere, daß es zur Residenz des Gouverneurs des Staats bestimmt sey. Zu dem letzteren Zwecke würde es äußerst unpassend seyn, da der Gehalt des Gouverneurs so unbeträchtlich ist, daß er ihm nicht erlauben würde, einen nur für den vierten Theil der Wohnung passenden Hausstand zu halten.

Das Hospital kann wegen seiner Rüstigkeit, bequemer Einrichtung für Kranke und Schwache, und wegen der Reinlichkeit, die durchaus und in allen Theilen in demselben herrscht, von keinem Institut der Art in der Welt übertroffen werden. Das Gebäude bekommt die Gestalt des Buchstabens H. Bis jetzt ist nur ein Flügel und ein Theil des Mittelgebäudes geendigt; aber auch an dem übrigen wird mit Eifer gearbeitet. Es ist zwey Stockwerke hoch, und unter dem Ganzen sind Zellen für Wahnsinnige angebracht. Personen die an irgend einer Zerrüttung des Körpers oder der Seele leiden, werden in diesem Hospital aufgenommen, nur solche aufgenommen, die mit ansteckenden oder bössartigen Krankheiten behaftet sind; doch genießen solche Patienten der Hülfe der bey dem Hospital angestellten Aerzte um-

sonst, und werden aus der Offizin desselben mit Medicamenten versehen.

Das productive Kapital dieses Hospitals wurde im Jahre 1793 auf 17,005 Pfund Sterling courant geschätzt, außer welchem demselben noch mehrere Landgüter gehören, die bis jetzt noch nichts produciren. In demselben Jahre bewilligte die Legislatur noch 10,000 Pfund Sterling für die Erweiterung des Gebäudes, und für ein damit verbindendes Entbindungshaus, und Findlingshospital. Die jährlichen Privatschenkungen an dasselbe sind sehr beträchtlich. Diejenigen, welche eine gewisse Summe dazu contribuiren, haben die Macht Vorsteher zu erwählen, deren zwölf sind, und welche jährlich ernannt werden. Die Vorsteher wählen sechs der erfahrensten Chirurgen und Aerzte an dasselbe; auch wohnt ein Chirurgus und Apotheker in dem Hause selbst. Von dem Jahre 1756 an, da es erbaut wurde, bis zum Jahr 1793 inclusive, wurden beynahe 9000 Kranke in diesem Hause aufgenommen, von denen über 6000 wieder entlassen, oder besser wurden. Das Hospital steht innerhalb der Grenzen der Stadt, aber es ist über eine Viertelmeile von irgend einem andern Gebäude entfernt. Es faßt geräumige Spaziergänge für solche Patienten in sich, die in einem Zustande der Besserung sind.

Das Besserungshaus, welches unter der Aufsicht von Armen = Aufsehern steht, liegt in derselben Nachbarschaft, etwas weiter von den Häusern der Stadt entfernt. Es ist ein geräumiges Gebäude von Ziegelsteinen mit ausgedehnten Spaziergängen und Gärten. Die Armen der Stadt und der Nachbarschaft werden hier mit Beschäftigung versehen, und erhalten gute Wohnung und Nahrung. Während der Strenge der Winter = Jahreszeit, suchen manche alte und zurückgekommene Personen hier ihre Zuflucht und verlassen den

Ort wieder, nach der Rückkehr des Frühlings. So lange sie da bleiben, sind sie unter sehr geringem Zwange und gehen aus und ein, wann es ihnen gefällt; doch müssen sie sich ordentlich betragen. Dies Institut wird durch eine Abgabe unterhalten, die die Stadt bezahlt.

Das Gefängniß ist ein geräumiges, hundert Fuß breites Gebäude, von gewöhnlichen Steinen. Es ist nach dem neuen Plane mit einsamen Zellen versehen, und die Zimmer darin sind alle gewölbt, um die Mittheilung des Feuers zu vermeiden. Hinter dem Gebäude sind große Höfe, die mit hohen Mauern versichert sind. Dies Gefängniß ist vielleicht besser eingerichtet als irgend ein anderes in der ganzen Welt. Nach den neulich gegebenen Pönalgesetzen von Pennsylvania, wird kein Verbrechen mit dem Tode bestraft, außer Mordthaten des ersten Grades, worunter Mordthaten begriffen sind, die nach freier Ueberlegung, und mit Absicht geschehen, oder um Raub, Diebstahl oder dergleichen zu verüben, begangen werden. Ein jedes andere Versehen wird nach seiner Größe mit einsamer Gefangenschaft von bestimmter Dauer bestraft.

Aber Gefängnißstrafe wird den Gesetzen Pennsylvaniens gemäß, nicht allein als eine Buße für begangene Vergehen, und als ein Beispiel für den schlechteren Theil der Gesellschaft, sondern auch noch zu einem andern Zweck auferlegt, auf den bei wenigen Kriminal-Gesetzen in der Welt Rücksicht genommen wird, nemlich zur Besserung des Verbrechers.

Das Verfahren in den Gefängnissen ist darauf berechnet, diese Wirkung sobald als möglich zu befördern, so daß das Gefängniß in der That mehr den Namen eines Bußhauses, als den eines Gefängnisses verdient. Sobald der Verbrecher dem Gefängnisse übergeben ist, muß er sich waschen; sein Haar wird

abgeschoren, und wenn er nicht anständig gekleidet ist, wird er mit einem reinen Anzuge versehen; dann wird er in eine einsame, neun Fuß lange, und vier Fuß breite Zelle geworfen, wo er von dem Anblicke jedes andern lebenden Wesens, als des Gefängnißwärters ausgeschlossen bleibt, dessen Pflicht es ist, die Bedürfnisse seiner Natur zu befriedigen; aber dem es strenge untersagt ist, ohne die größte Nothwendigkeit mit ihm zu sprechen. Wenn der Verbrecher ganz starrsinnig ist, oder das Vergehen, weswegen man ihn eingezogen hat, sehr schwer ist, so wird er in eine Zelle eingesperrt, von der selbst das Licht des Himmels ausgeschlossen ist. Dies ist die härteste Strafe, mit der er belegt werden kann.

Das Gefängniß wird zweymal jede Woche von zwölf dazu bestimmten Personen, die aus den Bürgern von Philadelphia jährlich dazu erwählt werden, visitirt. Es ist keine leichte Sache, solche Leute zu erhalten, die gern und willig es über sich nehmen, die beschwerlichen Pflichten dieses Amtes ohne Belohnung oder Vortheil, welcher Art es auch sey, zu erfüllen. Sie theilen sich in Committées; eine jede von diesen besucht nach der Reihe zu einer bestimmten Zeit alle Theile des Gefängnisses, und es wird dem ganzen Kollegium der Inspektoren, die zu regelmäßig festgesetzten Zeiten sich versammeln, Bericht von dieser Visitazion abgestattet. Nach dem Berichte der Committée wird von den Inspektoren ein Gutachten aufgesetzt, worin sie mit Bewilligung der Richter die Behandlung eines jeden Gefangenen, während seiner Gefangenschaft, regulieren. Diese Behandlung richtet sich nach dem Verbrechen, und dem darauf folgenden Grade der Reue. Einsame Einsperrung in eine dunkle Zelle, wird als die strengste Behandlung angesehen; nächst dieser kommt einsame Gefangenschaft in einer Zelle, wo das Licht Zugang hat; dann

Ein-

Einschließung in eine Zelle, wo der Gefangene eine Arbeit vornehmen kann, und zuletzt Arbeit in Gesellschaft mit andern.

Die Gefangenen müssen sich zweimal jede Woche baden, zu welchem Ende dazu dienliche Bequemlichkeiten innerhalb der Mauer des Gefängnisses angebracht sind; auch nöthigt man sie ihre Wäsche zu wechseln, mit der sie regelmäßig versehen werden.

Die, welche in einsamer Gefangenschaft sitzen, bekommen nur Wasser und Brod, aber diejenigen denen zu arbeiten erlaubt ist, erhalten Grütze, Kohl, Pudding und dergleichen. Fleisch wird nur in kleinen Portionen, zweimal die Woche ausgetheilt. Sie trinken Wasser, und auf keine Weise wird es erlaubt, irgend ein anderes Getränk in das Gefängniß zu bringen. Es ist durch Erfahrung bewährt erfunden, daß diese Diät den Gefangenen hinreichende Stärke für die ihnen auferlegte Arbeit giebt, indem eine bessere nur dazu dienen würde, sie weniger demüthig und unterwürfig zu machen. Diejenigen, welche arbeiten, werden zu dem besondern Geschäfte angehalten, an welches sie gewöhnt sind, vorausgesetzt, daß ein solches Geschäft im Gefängniß betrieben werden kann. Wenn sie kein Handwerk erlernt haben, wird doch bald eine Arbeit für sie gefunden. Ein Zimmer ist für Schuster bestimmt, ein anderes für Schneider, ein drittes für Zimmerleute *zc.*, und in den Höfen sind Steinhauer, Grobschmiede, Kleinschmiede u. s. w.

Die Zellen ausgenommen, welche in einem entfernten Theile des Gebäudes sind, hat dasselbe ganz das Ansehen einer großen Manufaktur. Ueberall herrscht gute Ordnung und Anständigkeit, und das Auge des Zuschauers wird nie von dem Anblick so hagerer und schmutziger Figuren beleidigt, als man beständig in unsern Gefängnissen antrifft; auch ist der Besuchende so weit entfernt insultirt zu werden,

Weld's Reisen.

daß er kaum beim Durchgehen der verschiedenen Arbeitsfälle bemerkt wird. Es ist den Gefangenen verboten ohne Nothwendigkeit mit einander zu sprechen, so wie ihnen auch verboten ist zu lachen, zu singen, oder die geringste Unruhe zu erregen. Es ist immer ein Aufseher gegenwärtig, um Nicht zu geben, daß ein jeder seine Arbeit gehörig verrichte, und im Fall des kleinsten Widerstandes gegen irgend eine Anordnung, wird der Beleidiger sogleich in eine einsame Zelle geworfen, um von Wasser und Brod zu leben, bis er zur Einsicht seines schlechten Betragens kömmt. Aber die Furcht vor dieser Behandlung ist bei allen, die sie einmal versucht haben, so groß; daß es selten nöthig befunden wird sie zu wiederholen. Die Weiber werden gänzlich von den Männern getrennt gehalten, und auf eine für ihr Geschlecht passende Weise beschäftigt. Die Arbeiter essen alle in einem großen Zimmer, und regelmäßig jeden Sonntag wird Gottesdienst gehalten, bei welchem alle gegenwärtig sind. Es ist die Pflicht des Geistlichen zuweilen mit den Gefangenen zu sprechen, und sich zu bemühen ihre Gemüther und Grundsätze zu bessern. Dasselbige thun die Inspektoren, wenn sie das Gefängniß besuchen, so zwar, daß ein Gefangener der in Freiheit gesetzt wird, so zu sagen, als ein neuer Mensch wieder herauskömmt; denn er ist an Arbeit gewöhnt worden, und hat gute Lehren erhalten. Auch wird die größte Sorge getragen, daß er den Augenblick, da er den Ort seiner Gefangenschaft verläßt, mit Arbeit versehen werde. Nach der Verordnung wird niemanden verstattet, das Gefängniß ohne Erlaubniß der Inspektoren zu besuchen. Für die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen, wird die größte Sorge getragen. Es sind eigene Zimmer für die Kranken vorhanden, und sie erhalten gute Hilfe. Die längste Dauer der Gefangenschaft ist auf Raub gesetzt, welche nicht kürzer

als zehn, und nicht länger als einundzwanzig Jahre seyn darf. In jeder Grafschaft durch ganz Pennsylvanien giebt es Gefängnisse; aber bis jetzt ist noch keins nach dem Plane des hier beschriebenen eingerichtet. Es werden oft Verbrecher von andern Theilen des Staats gesandt, um ihre Strafe in den Gefängnissen von Philadelphia zu erhalten.

Die Anordnung dieses Gefängnisses ist so gut gemacht, daß, anstatt dem Staat Kosten zu machen, derselbe vielmehr ein beträchtliches jährliches Einkommen davon zu heben hat,

Zweiter Brief.

Bevölkerung von Philadelphia — Nachricht von dessen Einwohnern, deren Charakter und Sitten — Privatvergütungen — Die Amerikaner verlieren ihre Zähne vor der Zeit — Theatervergütungen erst neuerlich erlaubt — Quäker — Levée und Cour beim Präsidenten und seiner Gemahlin — Derter des öffentlichen Gottesdienstes — Fuhrwerke, welcher Art derselben man sich in Philadelphia bedient. — Wirthshäuser, wie sie in Amerika beschaffen sind — Schwierigkeit Bediente zu bekommen — Charakter der unteren Volksklasse in Amerika.

Philadelphia, im November.

Mein lieber Freund!

Philadelphia enthielt nach der neuen Zählung vom Jahre 1790, 42000 Menschen. Doch wird wegen der natürlichen Zunahme der Bevölkerung, und des Einwanderens der Fremden, die Zahl derselben jetzt auf 50,000 geschätzt, ungeachtet der Wuth des gelben Fiebers, das im Jahre 1793, 4000 Menschen hinwegraffte. Die Einwohner bestehen aus Engländern, Irländern, Schotten, Deutschen, Franzosen, und gebornen amerikanischen Bürgern, die wieder von Menschen aus allen diesen Nationen abstammen, und dem zufolge bei weitem die zahlreichste Klasse ausmachen. Die Einwohner betreiben größtentheils irgend ein Geschäft, und nur in der That sehr wenige leben ohne scheinbares Gewerbe, von dem Vermögen was sie selbst erworben haben; aber auch diese Menschen sind nicht müßig, noch achtlos auf die Vermehrung ihres Eigenthums, da sie immer auf

der Lauer find, aus dem Verkauf von Ländereien Nutzen zu ziehen, welche sie an sich kauft haben, und unter vortheilhaften Bedingungen noch mehrere zu erwerben. Es würde schwer halten, irgend einen Mann von Vermögen im Lande zu finden, welcher nicht in dem Ankauf und Verkauf von Land interessirt wäre, welches in Amerika als ein Handels-Artikel betrachtet wird. In einer großen Stadt wie Philadelphia, wo Menschen aus so vielen verschiedenen Weltgegenden versammelt sind, kann es nicht fehlen, eine große Verschiedenheit in den Sitten der Einwohner zu geben. Es ist indeß eine ziemlich allgemeine, nicht allein von Fremden, sondern auch von Personen aus anderen Theilen der vereinigten Staaten gemachte Bemerkung, daß die Philadelphier an Gastfreundschaft und Höflichkeit gegen Fremde es sehr ermangeln lassen.

In den höhern Sirkeln von Philadelphia bemerkt man Stolz, Hochmuth und Prahlucht, und es scheint daß nichts mehr zu ihrem Glücke beitragen könnte, als die Errichtung eines adelichen Ordens, wodurch sie eben so sehr über ihre Mitbürger erhoben würden, als sie es in ihrer Einbildung sind. Es ist eine Kälte und Zurückhaltung in den Sitten des Volks im allgemeinen, als wenn sie Pläne gegen sich angewöhnten, und welche selbst diejenigen von Frost erstarren macht, die sie zu besuchen kommen. In ihren Privatgesellschaften herrscht eine Finsterniß, der sich keine Freude und Munterkeit nähern darf. Es ist nicht ungewöhnlich, in den vornehmsten Häusern eine große Gesellschaft von zwanzig bis dreißig Personen versammelt und rund im Zimmer herum sitzen zu sehen, ohne an irgend einem andern Vergnügen Antheil zu nehmen, als an dem, was aus der Unterhaltung entspringt, welche am Häufigsten in einem Geplüster besteht, das zwischen den beiden, einander

zunächst sitzenden Personen vorgeht. Die Gesellschaft kommt zwischen sechs und sieben Uhr des Abends zusammen; es wird mit vielem Ceremoniel Thee gereicht, und um zehn Uhr, wenn die Gesellschaft von langem Stillsitzen ermüdet ist, kehrt ein jeder nach Hause zurück. Doch sind sie in Musik, Spiel und Tanz nicht fremd; freilich sind ihre Kenntnisse in der Musik sehr geringe, aber im Tanze, welcher ihre Lieblings-Bergnügung zu seyn scheint, sind sie in der That sehr fertig.

Die Frauenzimmer sind im allgemeinen, während ihrer Jugend sehr hübsch, aber wenn sie erst Mütter einer kleinen Familie sind, verlieren sie alle ihre Schönheit; ihre blühende Farbe schwindet hinweg; ihre Zähne fangen an schlecht zu werden, und sie scheinen kaum dieselben mehr zu seyn. Nur in wenigen Fällen würde es möglich seyn, eine hübsche Frau von vierzig Jahren zu finden, welche viele Kinder gehabt hätte. Das schnelle Verderben der Zähne ist ein Umstand, der die Aufmerksamkeit der Aerzte an sich gezogen hat; sowohl Männer als Weiber, die in Amerika erzogen sind, verlieren sie gewöhnlich in einem sehr frühen Alter. Einige schreiben dies den großen und plötzlichen Veränderungen des Wetters von Hitze zur Kälte zu; aber die Neger welche doch demselben Uebergang des Klimas ausgesetzt sind, zeichnen sich besonders durch die Weiße und Schönheit ihrer Zähne aus; auch die Indianer, die dem Wetter noch mehr als die beiden andern bloß gesetzt sind, erhalten ihre Zähne in guter Ordnung. Andere leiten die Ursache von dem unmäßigen Genuß des Konfekts her. In der That machen die Amerikaner einen übertriebenen Gebrauch von Konfekt; aber auf dem Lande, wo das Volk nicht Gelegenheit hat solche Sachen zu bekommen, verlieren die Männer, aber noch mehr die Frauenzimmer gleichfalls ihre Zähne vor der Zeit.

Am allerwahrscheinlichsten kommt es von dem Gebrauche gesalzener Lebensmittel her. In Amerika, besonders auf dem Lande, lebt das Volk vom gesalzenen Schweinefleisch und gesalzenen Fischen fast das ganze Jahr hindurch.

Erst seit wenigen Jahren, nemlich seit 1779, werden öffentliche Vergnügungen in dieser Stadt geduldet. Der alte Stadtrath, der aber nicht aus den vorurtheilfreiesten Männern der Stadt bestand, widersezte sich immer der Errichtung eines Orts dieser Art. Indes giebt es hier, jetzt zwei Theater und ein Amphitheater. Von dem alten Theater, das aus Holz besteht, und ein sehr mittelmäßiges Gebäude ist, wird wenig oder gar kein Gebrauch gemacht. Das neue Schauspielhaus ist von Ziegelsteinen gebauet, und von innen niedlich eingerichtet; aber es ist für die Stadt kaum groß genug. Es herrscht hier eine abscheuliche Sitte, nemlich die des Tobackrauchens im Schauspielhause, welches zuweilen zu einem solchen Uebermaße getrieben wird, daß diejenigen, denen es unangenehm ist, genöthiget sind wegzugehen. Denjenigen, welche im Parterre sind, wird zwischen den Akten Wein und Porter gebracht, gerade als wenn sie in einer Taverne wären. Die Schauspieler kommen mit sehr weniger Ausnahme von Großbritannien und Irland. Keiner von ihnen hat eben sehr hervorragende Talente, aber sie sind doch denjenigen gleich zu stellen, die man gewöhnlich in den Landstädten von England antrifft. Das Amphitheater ist von Holz erbaut; Reitskünste und andere Uebungen werden hier eben so wie in dem von *Alley* ausgeübt. Tanzgesellschaften werden den ganzen Winter durch regelmäßig alle vierzehn Tage gehalten, und bei Gelegenheit giebt es auch öffentliche Concerte.

Während des Sommers ziehen die Leute, deren Umstände es erlauben, nach Gartenhäusern in der

Nachbarschaft der Stadt, und alle öffentlichen und Privatvergünigungen hören auf; für diese ist der Winter die rechte Jahreszeit, indem alsdann der Kongreß versammelt ist, und der Handel nicht so eifrig betrieben wird, da die Schifffahrt auf dem Flusse größtentheils durch das Eis gehemmt ist.

Der Präsident findet es gewöhnlich nothwendig, vor der Zusammenkunft des Kongresses nach Philadelphia zu kommen, und bleibt während der ganzen Sitzung dort. Während seines Aufenthalts in der Stadt, nimmt er einmal in der Woche zwischen drei und vier Uhr des Nachmittags Cour an. Dabei erscheint er selbst immer in Staatskleidung, und man erwartet, daß die fremden Minister sich in ähnlichem Anzuge sehen lassen: auch thun sie dies gewöhnlich, ausgenommen der französische Minister, der etwas darin zu suchen scheint, nachlässig gekleidet zu gehen. Andere Personen haben die Freiheit sich zu kleiden, wie sie es für gut befinden. Auch Madam Washington läßt sich einmal jede Woche die Cour machen. Bei dieser Gelegenheit sitzen die Damen mit großer Steifheit in der Runde des Zimmers, und werden mit Thee, Kaffee &c. bedient*).

Philadelphia ist die eigentliche Residenz der Quäker in Amerika, aber das Verhältniß ihrer Anzahl zu der der übrigen Bürger, ist nicht mehr dasselbe wie ehemals. Sie bilden jetzt nur einen vierten Theil der Einwohner. Dies entsteht nicht aus einer Verminderung der Anzahl der Quäker, welche im Gegentheil be-

*) Ob dies Levée von dem jetzigen Präsidenten beibehalten ist, habe ich nicht gehört. Die demokratische Partei hat während der Administration des Generals Washington, viele Einwendungen dagegen gemacht, als wenn diese Sitte mit dem Geiste einer republikanischen Regierung nicht bestehen könnte, und die Gleichheit vernichtete; welche unter Bürgern jeder Klasse herrschen sollte.

trächtlich vermehrt ist, sondern aus dem großen Zuflusse von Leuten verschiedener Religions-Ideen in die Stadt. Für die Quäker giebt es hier fünf Orte der öffentlichen Gottesverehrung; für die Presbyterianer und Dissidenten sechs; für die Englisch-Bischöflichen drei; für die deutschen Lutheraner zwei; für die Römisch-Katholischen vier, und für die schwedischen Lutheraner, Hrnhuter, Baptisten, Universalbaptisten, Methodistten und Juden eine für jede Sekte insbesondere. Am Sonntage erscheint jeder Bürger gut angezogen, besonders sind die niederen Volksklassen vorzüglich gut gekleidet; auch ist dies ein wichtiger Tag für kleine Exkursionen auf das Land.

Die Fuhrwerke deren man sich in Philadelphia bedient, bestehen in Kutschen, Fabriolets, Chaisen, Coaches und leichten Wagen, die größtentheils in Philadelphia gemacht werden. Die Equipagen einiger weniger Individuen, sind äußerst prächtig; aber man bemerkt an denselben nicht die Zierlichkeit und Eleganz, welche man von Leuten erwarten sollte, die sich bemühen die Moden von England nachzuahmen, und beständig Modelle aus diesem Lande erhalten. Die Coache ist, wie ich glaube, ein Fuhrwerk, das Amerika eigen ist. Es ist etwas länger wie eine Kutsche, aber von derselbigen Gestalt. Vorne ist es ganz bis an den Boden offen, und der Fuhrmann sitzt auf einer Bank unter dem Dache des Fuhrwerks. Es sind zwei Sitze darin, auf denen die Reisenden mit dem Gesichte nach den Pferden hin sitzen. Das Dach ruht auf kleinen Stützen, die an den Ecken angebracht sind. An jeder Seite der Thüren über den Pannellen ist es ganz offen, und zum Schutze gegen schlechtes Wetter sind Gardinen an dem Dache befestigt, welche niedergelassen und an Knöpfen, die zu dem Ende auswärts sich befinden, fest gemacht werden können. Auch ist eine lederne Gardine daran, die gelegentlich zwischen dem

Fuhrmann und den Reisenden niedergelassen werden kann.

Die leichten Wagen sind von derselben Einrichtung, und darauf berechnet, vier bis zwölf Leute zu führen. Der einzige Unterschied zwischen einem kleinen Wagen und einer Coache besteht darin, daß die letztere zierlicher gemacht, mit gestrichelten Pannellen versehen ist, und Thüren an der Seite hat. Der erstere hat keine Thüren, sondern man muß so gut man kann, über den Sitz des Fuhrmanns hinüber zu klettern suchen. Diese Wagen werden gewöhnlich zu Postfuhrwerken gebraucht. Die Bequemlichkeit in den Wirthshäusern (Taverns), unter welchem Namen sie alle Gasthöfe u. dgl. begreifen, ist sehr mittelmäßig in Philadelphia, so wie überhaupt mit wenigen Ausnahmen, durch das ganze Land. Die Art der Behandlung in denselben, ist fast allenthalben gleich. Der Reisende wird bei seiner Ankunft in ein Zimmer gewiesen, welches für alle Personen im Hause gemeinschaftlich ist, und welches gewöhnlich auch zugleich zum Frühstück, Mittagessen und Abendessen bestimmt ist. Alle Fremde, die sich gerade in dem Hause befinden, setzen sich ohne Unterschied an den Tisch, und, ausgenommen in den großen Städten, macht auch die Familie des Hauses einen Theil der Tischgesellschaft aus. Es ist selten, daß ein Privat- oder Puzzimmer in irgend einem von diesen Wirthshäusern zu bekommen ist, und es geschieht immer mit Widerwillen, daß das Mittagessen für eine einzelne Person allein aufgetragen wird. Wenn nur ein einziges Schlafzimmer erhalten werden kann, so darf man nicht nach mehreren suchen; aber es ist nicht immer, daß nur dieses zu haben ist, und diejenigen, welche durch das Land reisen, müssen sich oft gefallen lassen, in Zimmer eingestopft zu werden, wo kaum Raum

genug ist zwischen den Betten zu gehn *). Fremde, die eine Zeitlang in den großen Städten bleiben wollen, gehen gewöhnlich nach Speisehäusern hin, deren man hier eine große Anzahl antrifft. Es ist immer sehr schwer meublirte Zimmer zu bekommen, ohne für die Kost mit zu bezahlen.

In allen Wirthshäusern, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, besonders aber in den letztern, ist die Aufwartung sehr schlecht. Es ist in der That, die südlichen Staaten ausgenommen, wo eine große Anzahl von Negern ist, eine Sache von der äußersten Schwierigkeit, häusliche Domestiken irgend einer Art zu erhalten. Der größte Theil der Bedienten, die man in Amerika antrifft, sind emigrierte Europäer. Doch bleiben sie fast alle nur so lange im Dienste, bis sie etwas Geld erübrigen können, da sie denn sogleich, aufgemuntert durch das Verlangen nach Unabhängigkeit, was der Seele des Menschen so eigen ist, und die jeder Mensch in Amerika genießen kann, sobald er Fleiß anwenden will, ihrer Herrschaften Dienst verlassen. Die wenigen welche bei denen bleiben, die sie gemiethet haben, werden nur durch ungeheuren Lohn zurück gehalten. Was die Amerikaner betrifft, so gehen keine andern als Leute von sehr mittelmäßigem Charakter je in Dienst, welches sie blos für Neger schicklich halten. Die Neger aber, die sich in Pennsylvania und in andern Staaten befinden, wo

*) Als ich eines Abends auf meiner Reise nach Baltimore mit dem Postwagen in Elktown anhielt, war, da sich viele Passagiere im Wagen befanden, mein erstes, daß ich den Wirth fragte, ob er auch Bequemlichkeiten zum Nachtlager im Hause hätte. Er schien sehr erstaunt eine solche Frage zu hören, und sagte mir mit einer wichtigen Miene, ich brauchte nicht wegen Mangel an Nachtlager besorgt zu seyn, da er nicht weniger als Elft Betten in Einem Zimmer habe.

wo Schritte zu der allmähligen Abschaffung der Sklaverei gethan sind, werden von den Quäkern wiederum belehrt, sich mit ihren weißen Brüdern in jeder Rücksicht gleich anzusehen, und sie suchen denselben dadurch nachzuahmen, daß sie gleich grob sind. Männer und Weiber sind sich in diesem Stücke ähnlich. Ich muß bemerken, daß es unter dem großen Haufen der unteren Volksklasse in den vereinigten Staaten, und besonders unter denen von Philadelphia, einen Mangel an guten Sitten giebt, der das Ersauern eines jeden Fremden erregt; auch wünsche ich nicht den Vorwurf zu erhalten, daß diese Bemerkung besonders nur deswegen gemacht werde, weil nicht dasselbe Zuorkommen, und dieselbe verehrungsvolle Aufmerksamkeit, die wir so gewöhnlich von den unteren Volksklassen in England und Irland, denjenigen bezeugen sehen, die in einem etwas höheren Stande als sie selbst sind, in Amerika Leuten von demselben Range erwiesen wird. Es ist der Mangel an gewöhnlicher Höflichkeit, worüber ich klage, die immer wünschenswerth zwischen Mensch und Menschen ist, ihre Lage im Leben mag auch seyn welche sie wollen, und die den Gesetzen der Natur eben so wenig widerspricht, als sie dem Geist achter Freiheit zuwider ist, welches man an den wilden Indianern bemerkt, die die Wälder dieses großen Landes, als die freiesten und unabhängigsten aller menschlichen Wesen durchwandern. In den vereinigten Staaten indeß, geben auch selbst dann die Menschen aus den niederen Volksklassen, grobe und beleidigende Antworten, wenn die Frage auch in noch so höflichen Ausdrücken abgefaßt war, und insultiren eine Person, die das Ansehen eines feinen Mannes hat, absichtlich, um zu zeigen, wie sehr sie sich ihm gleich schätzen. Höflichkeit kann unter keinen Bedingungen von ihnen erkauf

werden, sie scheinen zu glauben, daß dieselbe mit Freiheit nicht bestehen könne, und daß es kein anderes Mittel gebe einen Fremden zu überzeugen, daß er wirklich im Lande der Freiheit sey, als dadurch, daß sie mürrisch und ungesittet in seiner Gegenwart sind.

Dritter Brief.

Reise nach Baltimore — Beschreibung der Gegend um Philadelphia — Schwimmende Brücken über den Schuylkill, von welcher Bauart — Mühlen im Brandwein Creek — Verbesserungen in dem Mechanismus der Mehlmühlen in Amerika — Die Stadt Wilmington — Holzene Häuser — Schlechte Wege — Schöne Ansichten — Wie die Amerikaner sie genießen — Wirthshäuser — Susquehanna-Fluß — Stadt Baltimore — Plan der Stadt — Hafen — Öffentliche und Privat-Gebäude — Einwohner — Gegend zwischen Baltimore und Washington — Scheußliche Wege.

Washington im November.

Mein lieber Freund!

Am 16. November verließ ich Philadelphia, um nach Baltimore zu gehen. Die einzige Art fortzukommen, die sich einem mit eigenen Pferden und Wagen nicht versehenen Reisenden darbietet, ist der öffentliche Postwagen. Man kann zwar in Philadelphia einen Privatwagen nach Baltimore erhalten, wofür immer ein hoher Preis gefordert wird, aber an Wagen und Pferden, die man von Station

zu Station mietzen könnte, ist gar nicht zu denken. Die Gegend um Philadelphia ist gut kultivirt und voll niedlicher Landhäuser; sie hat aber dennoch ein nacktes Aussehen, weil sie fast ganz von Bäumen entblößt ist, die alle ohne Barmherzigkeit zur Feuerung oder um dem Pfluge desto besser den Weg zu bahnen, nieder gehauen sind. Auch giebt es hier keine Hecken, weil man die Idee hat, daß sie da, wo sie gepflanzt werden, den Boden verschlimmern. Die Befriedigungen bestehen entweder in gewöhnlichen oder winkelförmigen Stacketten. Die letztern sind Quersparren, von acht bis neun Fuß langen, roh behauenen Bäumen, die wie die Stangen eines Gitterthors, horizontal über einander gelegt sind. Aber jedes Stacket oder Gitterwerk, wenn man es so nennen darf, ist, anstatt in einer geraden Linie mit dem nächst folgenden zu liegen, in einer andern Richtung angelegt, so daß es einen Winkel bildet, der groß genug ist, daß die Enden des ersteren fest auf denen des zweiten ruhen können.

Da diese Befriedigungen, wegen ihres schlängelnden Fortgangs, wenigstens sechsmal mehr Platz einnehmen, als die gewöhnlichen, und weit mehr Holz erfordern, so werden sie größtentheils abgeschafft, sobald Land und Bauholz wichtige Gegenstände werden, wie es in der Nachbarschaft von großen Städten bald der Fall ist.

Der Weg nach Baltimore führt über die niedrigste von drei schwimmenden Brücken, die über den Fluß Schuylkill, in der Nachbarschaft von Philadelphia geworfen sind. Den Anblick den dieser 250 Klafter (Yards) breite Fluß, bei der Uebersahrt über denselben gewährt, ist prächtig. Die Ufer desselben sind hoch, und geben bis einige Meilen weit aufwärts, die reizendsten Lagen für Landhäuser. Eine sehr niedliche, im englischen Geschmack erbaute Wi-

la, bemerkt man, wenn man etwas oberhalb der Brücke über den Fluß geht. Nahe dabei sind öffentliche Gärten, und ein Haus mit verschiedenen guten Zimmern, wohin während der Sommerjahrszeit, die Bürger von Philadelphia sich in großer Anzahl begeben.

Die schwimmenden Brücken werden von großen Bäumen gemacht, welche quer über das Wasser gelegt, und zusammen gekettet werden; dann werden Balken darüber gelegt, und das Ganze wird mit Brettern bedeckt, um den Uebergang bequem zu machen. An jeder Seite desselben ist ein Geländer. Wenn schwere Wagen über diese Brücken gehen, so sinken sie einige Zoll tief unter die Oberfläche des Wassers, aber die Ueberfahrt ist keinesweges gefährlich. Durch Hülfe von Ketten und Anker, die an verschiedenen Stellen liegen, werden sie in einer geraden Richtung über den Fluß erhalten. Ueber den Theil des Flusses, wo das Fahrwasser ist, sind sie so eingerichtet, daß ein Stück weggenommen werden kann, um Schiffe durchgehen zu lassen. Diese Brücken werden am Ende des Winters, bei hohen Fluthen oft sehr beschädigt, und zuweilen ganz weggeführt, besonders wenn sich viel Treibeis im Flusse befindet. Um dies zu verhüten, läßt man, wenn Gefahr zu befürchten ist, und die Fluth nicht zu schnell herankömmt, alle Ketten, wodurch die Brücke in den ihr gebührenden Platz beschränkt, und dann mit dem Strohme den Fluß hinunter, zu einem bequemen Theil des Ufers gelassen wird, wo man sie heraufziehen und sicher stellen kann.)

Wenn man den Schuylkill passirt ist, wechselt das Land mit den reizendsten Hügeln und Wäldern ab, und scheint in einem guten Zustande der Kultur zu seyn. Die erste Stadt von einiger Bedeutung, nach welcher man kommt, ist Chester, fünfzehn Meilen von Philadelphia. Sie enthält

ungefähr sechzig Wohnungen, und ist deswegen merkwürdig, weil die erste Kolonial-Assemblee ihren Sitz daselbst hatte. Von der Nachbarschaft dieser Stadt hat man einen sehr schönen Anblick des Flusses Delaware.

Ungefähr eine halbe Meile vor Wilmington, ist der Brandwein-Fluß, der wegen der vielen Mühlen merkwürdig ist, indem nicht weniger als dreizehn derselben, dicht auf einander daran gebaut sind. Etwas oberhalb der Brücke, die über den Fluß geht, stürzt sich das Wasser mit so großer Heftigkeit über ein Bett von Felsen, daß mit sehr geringen Kosten beinahe noch dreimal so viel Mühlen als schon erbaut sind, angelegt werden könnten. Fahrzeuge mit 1000 Büschel Weizen beladen, können ganz nahe an sie heran kommen, und mit Hilfe eines Mechanismus können ihnen ihre Ladungen mit leichter Mühe abgenommen oder gegeben werden. Einige dieser Mühlen sind zum Kornmahlen bestimmt; in andern wird Holz, und in noch andern werden Steine gesägt. Die Vervollkommenung des Mechanismus bei den Kornmühlen in Amerika ist sehr groß. Das hauptsächlichste derselben besteht in einer neuen Anwendung der Schraube, und in der Einführung der sogenannten Heber, deren Idee man sichtbar von den sogenannten Kettenpumpen entlehnt hat. Durch Hilfe dieser zwei simplen Erfindungen wird, von dem Augenblick an, da das Korn in die Mühle kommt, bis daß es in Mehl verwandelt, und zum Einpacken bereit ist, während aller Arbeiten, des Sichtens, Mahlens, Siebens &c., gar keine Handarbeit erfordert.

Wilmington ist die Hauptstadt des Staats Delaware, und enthält ungefähr sechshundert Häuser, die größtentheils von Ziegeln erbaut sind. Die Straßen sind nach einem ähnlichen Plane als die von Philadelphia-

von Philadelphia angelegt. Es giebt in dieser Stadt nichts Interessantes, und die Gegend rund umher ist flach und charakterlos. In der Nachbarschaft derselben bemerkte ich zuerst Blockhäuser (Soghouses). Die Häuser, welche ich bis dahin gesehen hatte, waren entweder von Ziegeln oder Sandsteinen erbaut, oder von Zimmerwerk aufgeführt, und an den Seiten mit Brettern bedeckt gewesen. Die Blockhäuser sind wohlfeiler, wie alle andere in einem Lande, wo ein Ueberfluß an Holze giebt, und gewöhnlich sind sie die, welche bei einer Niederlassung in Amerika errichtet werden. Die Seiten bestehen aus horizontal auf einander gelegten, geschroteten Baumstämmen, deren Enden an der einen Seite wechselseitig auf den der benachbarten Seite in Einschnitten ruhen. Die zwischen den Blöcken befindlichen Zwischenräumen, werden mit Lehm ausgefüllt, und das Dach wird mit Brettern oder Schindeln bedeckt, welches kleine Stücke Holz, von der Gestalt der Schiefer oder Dachziegel sind, und die zu diesem Zwecke mit weniger Ausnahme, fast durch ganz Amerika gebraucht werden. Diese Wohnungen sind nicht sehr fürs Auge, aber wenn sie gut gebaut werden, sind sie warm und angenehm, und dauern eine lange Zeit.

In dieser Gegend wird eine beträchtliche Menge Weizen und Mais gezogen, für deren Kultur der Boden sehr günstig ist; aber die am besten angebauten Theile des Landes, werden von der Landstraße ab nicht gesehen, die größtentheils über dürre und hügelichte Strecken geht, die man hier Ridges nennt. Der Grund, warum man die Landstraßen über diese Erhöhungen führt, liegt in der Bemerkung, daß sie so länger dauern, als wenn sie durch den flachen Theil des Landes geführt wären, ein Umstand, den die Einwohner von Maryland, immer in Erwägung ziehen; denn wenn der Weg einmal gemacht ist, tragen

sie nie Sorge ihn in gutem Zustande zu erhalten. Die
 Landstraßen sind in diesem Staat schlechter, als in
 irgend einem andern der U n i o n. Sie sind in der
 That so sehr schlecht, daß auf dem Wege nach S u s-
 que h a n n a h - Fährte, der Fuhrmann den Personen
 im Wagen oft zurufen mußte, sich bald an dieser,
 bald an jener Seite desselben hinauszulehnen, damit
 er an den so häufigen vorkommenden tiefen Stellen
 nicht umwerfen möchte. — „Nun meine Herren zur
 Rechten!“ worauf die Reisenden alle mit halbem Lei-
 be sich aus dem Wagen herausstreckten; nun meine
 Herren zur Linken“ und so fort. Dies wurde wohl
 zehnmal in halb so vielen Meilen durchaus nöthig be-
 funden. Jedesmal daß man sich bemüht diese Wege
 auszubessern, geschieht es mit jungen Bäumen oder
 Buschwerk, welches die Bewohner dieser Gegend in
 die Höhe werfen, und sie mit Erde bewerfen. Doch
 findet dies nur dann statt, wenn an beiden Seiten
 des Weges Felsen sind. Wenn der Weg nahe bei ei-
 nem Walde vorbei läuft, öffnen sie, anstatt ihn an
 den schadhaften Stellen auszubessern, lieber einen neu-
 en Durchgang durch das Holz welches sie einen Weg
 machen nennen.

Es ist in M a r y l a n d sehr gewöhnlich, sechs
 oder sieben verschiedene Wege wie Zweige, von Einem
 ausgehen zu sehn, die doch alle nach demselben Orte
 hinführen. Ehe ein Fremder mit diesem Umstande be-
 kannt wird, ist er oft in Verlegenheit, welchen er neh-
 men soll. Die Geschicklichkeit, mit der die Post-Fuhr-
 leute ihre Pferde diese neuen mit Baumstumpfen, gefüll-
 ten Wege hinunter führen, ist erstaunend, und doch
 sind sie dem Ansehn nach die unbehüllichsten Leute von
 der Welt. Sie regieren ihre Pferde mehr durch ver-
 schiedenartiges Geschrei als durch die Zügel.

Charleston liegt nur wenige Meilen von Ellenton entfernt. Es sind nur ungefähr zwanzig Häuser darin, die größtentheils von Leuten bewohnt werden, die die Heringsfischerei treiben. Das jenseitige Land gewährt den reizenden Anblick der Abwechslung zwischen Hügeln und Thälern, und da der Boden nur von mittelmäßiger Güte ist, so hat man das Land so wenig klar *) gemacht, daß der Weg zuweilen vier bis fünf Meilen weit, durch ununterbrochene Holzungen durchgeht. Die Gegend ist hier äußerst mahlerisch. Von der Spitze der Hügel genießt man zahlloser, kühner und weiter Ausichten, auf die Chesapeake-Bay, und den Fluß Susquehanna, und man kann kaum über ein Thal wegfahren, ohne mitten im Holze das Wasser irgend einer kleinen Quelle, oder über Felsenbetten sich prächtig herabstürzender Bäche zu sehen. Die weißen Amerikaner sehen denjenigen mit Erschrecken an, der beim Durchgehen durch eine ähnliche Gegend als diese, Vergnügen fühlt. Der Anblick eines Weizenfeldes oder eines Kohlgartens, würde für sie weit mehr Angenehmes haben, als die allerromantischsten Waldansichten. Sie haben eine unüberwindliche Abneigung gegen Bäume, und wo sich jemand niederläßt, da haut er erst ohne Gnade alle vor sich hinweg; keiner wird verschont; alle theilen dasselbe Schicksal, und werden in die allgemeine Zerstörung mit hineingerissen. Es scheint wunderbar, daß in einem Lande, wo die Strahlen der Sonne mit so erstauender Kraft wirken, nicht einige wenige Bäume, nahe bei den Wohnungen erhalten werden, deren

C 2

*) To clear, klären, heißt in Amerika, eine Gegend von Bäumen befreien, welchen Begriff auch das Wort Abtreiben mit sich führt, dessen ich mich in der Folge zuweilen bedienen werde.

D. Ueberf.

Laub während der brennenden Hitze des Sommers, einen kühlenden Schatten gewähren könnte, und ich habe oft mein Erstaunen ausgedrückt, daß keine zu dem Ende da gelassen würden. Ich habe dann zur Antwort erhalten, daß sie nicht ohne Gefahr in der Nähe eines Hauses stehen bleiben könnten. Es scheint, daß die Bäume in Amerika in Verhältniß mit ihrer ungeheuren Höhe, nur eine sehr geringe Haltung im Boden haben, so daß, wenn zwei oder drei, die völlig erwachsen sind, wegen des Umhauens derer, die um sie her standen, von Schuß entblößt werden, sie sehr leicht von dem ersten sich erhebenden Sturme umgeworfen werden können. Dies würde aber doch nicht der Fall mit kleineren Bäumen seyn, die mit Sicherheit erhalten werden können, und die bald einen angenehmen Schatten gewähren würden, wenn es den Amerikanern gefiele sie stehen zu lassen. Aber die Wahrheit ist, daß, da das ganze Land beinahe mit Bäumen überwachsen ist, die Augen der Einwohner bald von ihrem Anblick gesättigt werden. Der Boden kann nicht eher bearbeitet werden, und die Einwohner nicht eher ernähren, als bis sie weggeschafft sind. Sie werden als ein Uebel betrachtet, und diejenigen die am meisten von ihnen umhauen können, und die Felder um ihre Häuser am besten von ihnen befreien, werden für die fleißigsten Bürger gehalten, und für Leute die viel zur Verbesserung des Landes beitragen.

Auf jede zehn oder zwölf Meilen dieses Weges trifft man Wirthshäuser, die alle von Holz erbauet, sich alle ziemlich gleich, und mit einem in der ganzen Länge des Vorderhauses sich erstreckenden Wetterdache versehen sind. Wenige dieser Wirthshäuser haben Schilde, und sie können von den andern Häusern nur durch die Menge der Handnoten unterschieden werden, die an den Mauern in der Nähe der Thüre angekleb't sind. Sie entlehnen ihren Namen nicht von ei-

nem Zeichen; sondern von dem Namen ihres Eigenthümers, zum Beispiel, *Jone's*, *Browne's* &c. Die Wirthschaft ist in allen ziemlich gleich. In jedem Hause sind regelmäßige Stunden zum Frühstück, Mittagessen und Abendessen, und wenn ein Reisender vor der dazu bestimmten Zeit etwas fordert, so wird er abgewiesen; er muß geruhig bis zur festgesetzten Stunde warten, und dann mit den andern etwa im Hause befindlichen Gästen, zugleich sich an den Tisch setzen. Frühstücke werden gewöhnlich sehr reichlich bedient; es wird Thee, Kaffee und Brod von verschiedenen Arten aufgetragen, wie auch kaltes gesalzenes Fleisch, und gewöhnlich außerdem noch *Beef-Steaks*, gebratene Fische &c. &c. Man bezahlt fast eben so viel für ein Frühstück, als für ein Mittagessen *).

Dieser Theil von Maryland hat einen Ueberfluß an Eisenerz, welches sich vorzüglich gut gießen läßt. Das Erz wird in Lagen so nahe an der Oberfläche der Erde gefunden, daß man nie nöthig hat erst einen Schacht anzulegen, um zu demselben zu gelangen. Bei *Charleston* ist eine kleine Kanonengießerey. Die Kanonen werden durch Wasser gebohrt. Wie ich vorbeikam, machten sie gerade Vierundzwanzig - Pfänder, wovon sie, wie ich hörte, jede Woche zwei vollendeten. Das Eisen ist sehr zähe; sehr wenig von diesen Kanonen bersten bei der Probe.

Man passirt den *Susquehanna*, auf dem Wege nach *Baltimore* in einer Fähr, fünf Meilen oberhalb des Einfalls dieses Flusses, in die *Chesapeake-Bay*. Der Fluß ist hier ungefähr ein und eine

*) Die Wirthin sitzt gewöhnlich oben an der Tafel, um Thee zu machen, oder ein Dienstmädchen wartet zu diesem Ende beim Frühstück oder Abendessen auf. In vielen Wirthshäusern auf dem Lande sitzt die ganze Familie mit den Gästen zu Tische.

halbe Meile breit, und für jedes Fahrzeug tief genug. Seine Ufer sind hoch und stark bewaldet, und bieten große und malerische Naturscenen dar. Eine kleine Stadt Namens *Havre de Grace*, von etwa vierzig Häusern, liegt an diesem Flusse bei der Fährstelle. Im vorigen Jahre wurde dem Congreß eine Vitiischrift eingereicht, um einen Einfuhr-Hafen daraus zu machen, aber bis jetzt wird dort noch sehr wenig Handel getrieben. Einige wenige Schiffe werden jährlich in der Nachbarschaft gebaut. Von hier nach *Baltimore* ist das Land äußerst ärmlich. Der Boden ist von einem gelben mit Lehm gemischten Sande, und die Wege sind abscheulich.

In *Baltimore* rechnet man sechszehn tausend Einwohner, und obgleich es nicht die Hauptstadt des Staates *Maryland* ist, so ist es doch die größte Stadt desselben, und nach *Philadelphia* und *New-York*, der beträchtlichste Handelsort in Amerika. Die Anlage der Stadt ist der von *Philadelphia* in etwas ähnlich, indem die meisten Straßen sich in rechten Winkeln durchschneiden. Die Hauptstraße, die beinahe von Osten nach Westen läuft, ist ungefähr achtzig Fuß breit, und andere halten vierzig bis sechzig Fuß in der Breite. Die Straßen sind nicht alle gepflastert, so daß, wenn es stark regnet, sie beinahe ungangbar sind, da der Boden aus steifem gelben Lehm besteht, der das Wasser lange Zeit an sich hält. An der Südseite der Stadt ist der Hafen, gewöhnlich das Becken genannt. Er ist im Durchschnitt neun Fuß tief, und breit genug zweitausend Kauffarthenschiffe in sich zu fassen. Es sind in der ganzen Länge der Stadt Kayen und Waaren-Häuser daran; aber da ein besonderer Wind erforderlich ist, Schiffe in den Stand zu setzen aus diesem Becken herauszukommen, so liegt bei weitem die größte Zahl der Schiffe, die in den Hafen von *Baltimore* einlaufen, in einer

Bucht, die von einer Landzunge nahe beim Eingange des Bassins gebildet, und *Fells-Point* genannt wird. Hier sind auch Kayen errichtet, an deren Seite Schiffe von sechshundert Tonnen Last mit vollkommener Sicherheit liegen können. Viele Leute sind bewogen worden, sich hier anzubauen, um in der Nähe der Schiffe zu seyn. Schon sind über siebenhundert Häuser hier erbaut, und regelmäßige Straßen nebst einem großen Marktplatz angelegt. Diese Häuser werden freilich, im allgemeinen gesprochen, als ein Theil von *Baltimore* betrachtet, aber dem Ansehn nach bilden sie eine, von der andern ganz getrennte Stadt für sich, da sie eine Meile von dem andern Theile der Stadt entfernt sind. In der Nachbarschaft wird von *Fells-Point* und *Baltimore* als von zwei ganz verschiedenen und getrennten Orten gesprochen, *Fells-Point* ist hauptsächlich der Aufenthalt von Seeleuten, und von jungen Theilhabern an Handelshäusern, die ihre Station hier haben, um auf das Schiffswesen zu achten. Der größere Theil der Privathäuser von *Baltimore* ist von Ziegelfteinen, aber viele, besonders an den Außenseiten der Stadt, sind von Holz. In einigen der neuen Straßen sieht man ein Paar, die gut gebaut zu seyn scheinen, aber im Allgemeinen sind die Häuser klein, schwer und unbequem. Was die öffentlichen Häuser betrifft, so giebt es hier keines was bemerkt zu werden verdiente. Kirchen und andere Plätze des öffentlichen Gottesdienstes, giebt es hier zehn: eine für jede der folgenden Religionspartheyen, nämlich: für bischöfliche Presbyterianer, deutsche Lutheraner, deutsche Calvinisten, reformirte Deutsche, Nicoliten oder neue Quäker, Baptisten, Katholiken, und zwei für Methodisten. Die neulich erbaute Presbyterianer-Kirche ist das beste Gebäude unter ihnen, und in der That das hübscheste Gebäude in der Stadt. Es ist von Zie-

gelfeinen erbaut, und die Fassade ist mit einem, von sechs steinernen Pfeilern getragenen Portikus verziert.

Es giebt nicht weniger als drei incorporirte Banken in dieser Stadt, und die Zahl der von denselben ausgehenden Banknoten ist so groß, daß sie beinahe das Silbergeld ausschließen. Einige Noten haben nur den kleinen Werth eines Thalers, und werden, da sie viel leichter zu tragen sind als Silber, gewöhnlich vorgezogen: Gold ist äußerst selten, und ich habe es während der zwei Monate, da ich in Maryland war, kaum einmal gesehen. Unter den Einwohnern von Baltimore befinden sich Engländer, Irländer, Schottländer und Franzosen. Die Irländer scheinen die zahlreichsten zu seyn, und viele der reichsten Kaufleute gehören zu ihnen. Seit dem Kriege ist eine große Menge Franzosen, theils von Frankreich, theils von Westindien, dahin gekommen. Mit weniger Ausnahme legen sich die Einwohner alle auf den Handel, der eifrig betrieben wird. Es sind größtentheils schlichte, aber doch unter sich gefällige, gegen Fremde sehr freundliche und gastfreie Leute. Kartenspiel und Tanz sind die Lieblings-Vergnügungen, sowohl in Privat-Zusammenkünften, als in öffentlichen Assemblies, die alle vierzehn Tage gehalten werden. Es giebt zwei Theater hier, worin von Zeit zu Zeit Vorstellungen gegeben werden. Das älteste von ihnen steht auf dem Weg nach Fells-Point, ist äußerst elend, und scheint wenig mehr zu seyn als ein Haufen loser Bretter. Lange Zeit lag es ganz vernachlässiget, aber neulich ist es für eine Gesellschaft französischer Schauspieler, die einzige, von der ich in diesem Lande gehört habe, eingerichtet worden. Baltimore hat wie Philadelphia sehr vom gelben Fieber gelitten. Während des Herbstes ist es gewöhnlich ungesund, und diejenigen, deren Umstände es erlauben, beziehen

Landhäuser in der Nachbarschaft, von denen einige eine sehr reizende Lage haben.

Von Baltimore nach Washington, welches vierzig Meilen entfernt ist, hat das Land nur ein ärmliches Ansehen. Der Boden besteht an einigen Stellen aus einem gelben, mit Lehm gemischten Kies; an andern Stellen ist er ganz sandig. In der Nachbarschaft der Bäche zwischen den Hügeln, sind Streifen von reicher schwarzer Erde, hier Gründe (Bottoms) genannt, wo die Bäume zu einer großen Höhe wachsen, aber wo Sand ist, sind sie sehr klein. Die Wege, welche über diese Gründe führen, sind schlechter als ich sie irgendwo anders gesehen habe. Als ich auf einem derselben, nahe bei dem Oberwasser, eines Arms des Patuxent-Flusses, einige Tage nach einem heftigen Regengusse fuhr, sank mein einspänniger Wagen (Sulky), bis zur Hälfte hinein. Auf einen Augenblick verzweifelte ich schon, ohne Hilfe herauszukommen, als mein Pferd, welches sehr kraftvoll war, da es sich verbündert fühlte, sich auf die Hinterbeine setzte, die Vorderfüße losarbeitete, und einen gewaltigen Sprung vorwärts that, wodurch es sich selbst und den Wagen wieder frei machte, und mich aus meiner Verlegenheit erlöste. Nachher erfuhr ich, daß General Washington, da er kurze Zeit vorher sich zum Congreß begab, auf demselben Plage aufgehalten wurde, indem sein Wagen so tief in den Schlamm sank, daß es nöthig befunden wurde, aus einem benachbarten Hause, Laue und Hebebäume holen zu lassen, um ihn wieder heraus zu schaffen. Ueber einige dieser Gründe, die in ihrem natürlichen Zustande durchaus unbefahrbar waren, sind Dämme gemacht, indem man große Baumstämme, dicht bei einander quer über den Weg gelegt hat. Auf eine Zeitlang läßt sich über diese Dämme ganz bequem fahren; aber sie dauern

nicht lange, da viele der Baumstämme in den weichen Boden hineinsinken, und andere, dem beständigen Stoßen der Wagenräder an einer Stelle ausgesetzt, bald zerbrechen. Bei diesen vielen, nicht vorherzusehenden Hindernissen, ist es durchaus eine gefährliche Sache für eine mit den Wegen nicht bekannte Person, darauf fahren zu wollen. Die mit losen Brettern bedeckten Brücken, die über die Creeks führen, sind eben so schlecht als die Dämme, und drohen den Einsturz, wenn ein Fuhrwerk darüber fährt. Daß die Gesetzgebung von Maryland so unthätig seyn kann, und nicht einige Maaßregeln ergreift, diesen Weg, der einer der vorzüglichsten des Staats, nämlich die große Landstraße von Norden nach Süden, und der Hauptweg nach Washington ist, ausbessern zu lassen, muß in der That Erstaunen erregen.

B
w
au
S
Zu
sa
Hu
un

Vierter Brief.

Gründung der Stadt Washington — Wird von verschiedenen Staaten nicht gern verstattet — die Auswahl des Bodens dem General Washington überlassen — Umstände die bei der Wahl eines solchen Platzes in Betrachtung kommen — Der dazu ausersehene Fleck ist in der Mitte aller Staaten — ist auch zum Handel besonders vortheilhaft gelegen — Natur des innern Landhandels — Uebersicht der vorzüglichsten Handelsstädte in den vereinigten Staaten — Beweis, daß ihr Flor von dem Handel mit dem Innern des Landes abhängt — Beschreibung des Potomac-Flusses — Lage von Washington — Plan der Stadt — Oeffentliche Gebäude — Einige sind angefangen, andere entworfen — Haus des Präsidenten der Staaten — Hotel — Steine und andere Baumaterialien werden in der Nachbarschaft der Stadt gefunden — Privathäuser und gegenwärtige Einwohner der Stadt — Verschiedene Meinungen in Ansehung der künftigen Größe der Stadt — Verbinderungen, die dem Aufkommen derselben in den Weg gelegt werden — Ursachen derselben.

Washington, im November.

Mein lieber Freund!

Der Plan der Stadt Washington, oder der Bundesstadt (Federal-City), wie sie auch genannt wird, wurde im Jahre 1792 entworfen, und sie ist ausdrücklich bestimmt, die Hauptstadt der vereinigten Staaten und der Sitz der Bundesregierung zu seyn. Im Jahre 1800 soll der Congress zuerst daselbst zusammen kommen. Da die Gründung dieser Stadt die Aufmerksamkeit so vieler Menschen an sich gezogen hat, und so viele verschiedene Meinungen in Ansehung dersel-

ben gehegt werden: so werde ich ihnen in den folgenden Blättern eine kurze Beschreibung von dessen Ursprung und Fortgange mittheilen.

Kurz nach der Endigung des amerikanischen Krieges, umzingelte eine beträchtliche Anzahl von pensylvanischen Truppen, oder der Miliz, mit bewaffneter Hand den Saal, worin der Congreß in Philadelphia versammelt war, und verlangte mit den heftigsten Drohungen, daß augenblicklich Anstalten getroffen würden, den seit so langer Zeit ihnen schuldig gebliebenen Sold, für ihre geleisteten Dienste zu bezahlen. Die Glieder des Congresses, empört über eine solche Beleidigung, entschlossen sich daher einen Staat zu verlassen, wo sie statt Schutz, Beschimpfung erhalten hatten, und begaben sich sogleich nach New-York, wo die Sitzung geendigt wurde. Kurze Zeit nachher wurde im Congreß die Nothwendigkeit urgirt, einen Platz für die Versammlung der Legislatur, so wie für den Sitz des General-Gouvernements festzusetzen, der allein den Gesetzen und Anordnungen des Congresses unterworfen wäre, damit die Glieder desselben in der Zukunft zu ihrer Sicherheit, und zur Freiheit der Berathschlagung, unabhängig von der guten oder schlechten Polizei irgend eines einzelnen Staats seyn möchten. Diese Idee, den zu erwählenden Ort der Legislatur-Versammlung unabhängig von dem einzelnen Staate zu machen, dem derselbe angehören möchte, erhielt durch das folgende Argument noch mehrere Stärken: da die verschiedenen Staaten der Union gewissermaßen mit einander rivalisiren, wenn sie gleich durch gewisse Bande an einander geknüpft sind, so glaubte man, daß es vielleicht Grund zu der größten Eifersucht unter den andern geben könnte, wenn irgend einer derselben vorzugsweise dazu erwählt, und also dadurch zu einem gewissen Vorrang erhoben würde. Jedermann war von dem Vortheil überzeugt, den die völlige Erhaltung

der Union der Staaten haben würde. Es war daher einleuchtend, daß man die größten Vorsichts-Maasregeln nehmen müsse, um jeden Keim der Eifersucht unter ihnen zu ersticken, der auch nur in der Entfernung dahin wirken könnte, eine Trennung zu veranlassen. Und endlich war es durchaus nothwendig, daß der Sitz der Regierung permanent bliebe, da die Verlegung der Büreaus und der Archive von einem Orte zum andern, mit den größten Unbequemlichkeiten begleitet seyn mußte. Indes, obgleich diese Maasregel dem Interesse der vereinigten Staaten im Allgemeinen sehr vortheilhaft zu seyn schien, so traten doch nicht eher als nach der Revolution, wodurch die jetzige Föderal-Constitution errichtet wurde, alle Staaten diesem Vorschlage bei. Besonders war es Pennsylvania, überzeugt daß es ein Haupt- und Centralstaat sey, und also wahrscheinlich den Sitz der Regierung behalten würde, wenn dieser Vorschlag nicht in Ausübung gebracht würde, welches sich am meisten demselben widersetzte. Bulege willigte es ein; aber nur unter der Bedingung, daß der Congreß sich so lange in Philadelphia versammeln sollte, bis die neue Stadt zu dessen Aufnahme bereit seyn würde. Es schmeichelte sich dabei mit der Hoffnung, daß in der Folge so viele Einwürfe gegen die Verlegung der Regierung, und so viele Schwierigkeiten gegen die Erfüllung dieses Plans sich erheben würden, daß man ihn am Ende ganz aufgeben würde. Der scharfen Urtheilskraft des Generals Washington, der damals Präsident war, wurde es nun überlassen, eine Stelle aufzusuchen, die für die Föderalstadt am besten berechnet wäre. Nach reifer Berathschlagung erwählte er dazu eine Lage am Ufer des Potomack-Flusses; eine Lage, die von der Natur nicht allein zu einer großen Stadt, sondern besonders auch zum Sitz der Hauptstadt der vereinigten Staaten, ausgezeichnet zu seyn schien.

Bei der Wahl dieser Stelle waren zwei Punkte besonders in Erwägung zu ziehen; erstlich, daß sie in Rücksicht der andern Staaten, so nahe am Mittelpunkte liegen möchte, als möglich; und zweitens, daß sie eine für den Handel vortheilhafte Lage haben möchte, ohne welches nicht erwartet werden könnte, daß die Stadt sich je durch Größe oder Glanz auszeichnen würde; und es ließ sich doch erwarten, daß die amerikanische Nation wünschen würde, die Hauptstadt ihres Landes so prächtig als möglich zu haben. Diese beiden wesentlichen Punkte sind so glücklich, als man es nur wünschen konnte, in der dazu erwählten Stelle mit einander verbunden. Die nördliche und südliche Gränze der vereinigten Staaten, liegt auf dem 46 und 31sten Grad nördlicher Breite. Die Breite der neuen Stadt ist 38° 53' nördlich, so daß sie bis auf 23' genau zwischen den beiden äußersten Gränzen liegt. In keinem Theile von Nordamerika, ausgenommen im englischen Gebiete, am St. Lorenzo-Flusse, giebt es einen, so tief im Lande nach Westen hin liegenden Hafen, indem die Entfernung desselben vom Meere nicht weniger als zweihundert und achtzig Meilen beträgt. Wenn man weiter nach Westen gegangen wäre, würde sich wahrscheinlich eine noch mehr centrale Lage gefunden haben; aber dann würde es eine inländische gewesen seyn, die für den Handel sehr ungünstig gewesen wäre. Die Größe aller amerikanischen Städte, ist bisher mit ihrem Handel, und vorzüglich mit dem ins Innere des Landes im Verhältniß gewesen. Dieser Handel besteht darin, daß die Bewohner der westlichen Theile der vereinigten Staaten, mit gewissen fremden Manufaktur-Artikeln versehen werden, welche sich selbst zu verfertigen, es ihnen bis jetzt noch nicht vortheilhaft scheint. Auch steht nicht zu erwarten, daß sie in vielen Jahren noch dies der Mühe werth halten werden, so lange noch Ländereien wohlfeil bleiben, und diese Artikel

unter billigen Bedingungen eingeführt werden können. Die Artikel, welche besonders verlangt werden, bestehen in Metallwaaren, wollenen Zeugen, bunten Katunen, gestrickten Sachen, Hüten, irdenen Waaren 2c. aus England, in Koffee, Rum, Zucker *) aus Westindien; in Thee, groben Mußlin und Callicos aus Ostindien. Dagegen senden die Bewohner der innern Niederlassungen die verschiedenen Arten derjenigen Produkte zur Ausführung hinunter, die das Land gewährt: Weizen und Mehl, Pelzwerk, Häute, Reiß, Indigo, Taback, Pech, Theer 2c. Es ist daher sehr einleuchtend, daß die beste Lage für eine Handelsstadt an einem langen schiffbaren Flusse seyn müsse, so daß die Stadt freie Ausfuhr zur See haben, und so im Stande sey, auswärtige Handlung zu treiben, und zu gleicher Zeit durch Hilfe ausgedehnter Wasser-Communicationen in einer entgegen gesetzten Richtung mit den entfernten Theilen des Landes handeln zu können. Keine der inländischen Städte ist bis jetzt zu einer beträchtlichen Größe gekommen. Lancaster, die größte Landstadt in ganz Amerika, enthält nur neunhundert Häuser, und ist beinahe doppelt so groß als irgend eine andere inländische Stadt. Auch blühen diejenigen Seestädte nicht, die nicht zugleich eine gute Lage für den inländischen Handel haben. Die Wahrheit dieses Satzes muß in die Augen fallen, wenn man die Uebersicht einiger der vorzüglichsten Städte der vereinigten Staaten nimmt.

Wir wollen mit Boston, der größten Stadt in Norden von Neu-York, und einer der ältesten der vereinigten Staaten den Anfang machen. Obwohl es den vortreflichsten Hafen hat, und immer von einer sehr unternehmenden industriösen Menschenklasse bewohnt

*) Zucker wird nicht sehr weit ins Land hinein gesandt, da er mit weit wenigeren Kosten aus dem Zucker-Ahorn erhalten werden kann.

geworden ist, so steht es doch sowohl an Größe als Handlung *Baltimore* nach, was vor dreißig Jahren nur der Aufenthalt einiger weniger Fischer war, und zwar daher, weil es keinen Fluß in der Nähe hat, der mehr als sieben Meilen aufwärts schiffbar wäre, und weil die westlichen Theile des Staats *Massachusetts*, von dem es die Hauptstadt ist, weit besser mit allen Bequemlichkeiten, die den Nordfluß hinauf gebracht werden; und unter weit vortheilhafteren Bedingungen von *New-York* versehen werden können, als wenn diese Artikel über Land von *Boston* kämen. Auch nimmt *Boston* keinesweges in demselben Verhältnisse als die anderen Städte zu, die einen weit hingehenden Handel mit den Bewohnern des inneren Landes haben. Aus derselben Ursache finden wir nicht, daß irgend eine der Seestädte von *Rhode-Island* und *Connecticut* sehr stark zunehmen; im Gegentheil ist *New-York*, die Hauptstadt von *Rhode-Island*, das einen Hafen hat, der für einen der besten in den vereinigten Staaten gehalten wird, jetzt sehr im Verfall. *New-York* enthält tausend Häuser; keine der andern Städte zwischen *Boston* und *New-York* enthält deren mehr als fünfhundert.

Wir kommen jetzt zu *New-York*, welches den zwiefachen Vortheil genießt, einen vortreflichen Hafen und einen großen schiffbaren Fluß zu haben, welcher mit den innern Theilen des Landes eine Communication eröffnet; und hier finden wir eine blühende Stadt, die vierzigtausend Einwohner enthält *), und über alle Begriffe zunimmt. Der *Nord-oder-Hudsons-Fluß*, an dessen Mündung *New-York* steht, ist von hier bis hundert und dreißig Meilen aufwärts für große Schiffe, und für Schaluppen von achtzig Tonnen Last bis Al-

*) Man kann sechs Einwohner auf jedes Haus in den vereinigten Staaten rechnen.

b a n y befahrbar; kleinere Fahrzeuge können noch weiter hinaufgehen. Ungefähr neun Meilen oberhalb A l b a n y fällt der M o h a w k - Fluß in den H u d s o n. Durch diesen, so wie durch W o o d - C r e e k, den D n e i d a - See, und den D s w e g o - Fluß, wird eine Communication mit dem See D n t a r i o eröffnet. Auf dieser Route sind verschiedene Stellen, wo man über Landstrecken gehen muß, aber sie wird dennoch stark besucht, und wenn die Jahreszeit nicht zu trocken ist, wird eine Menge von Bötten auf derselben gebraucht, um Güter zu verschiffen. Bei anhaltender Dürre fällt das Wasser oft so sehr, daß selbst für ein leeres Boot nicht genug vorhanden ist. Doch allen diesen Hindernissen kann und wird eines Tages durch Hülfe der Kunst abgeholfen werden. Der D s w e g o vereinigt sich, ehe er in den See D n t a r i o fällt, mit dem S e n e c a - Fluß, welches nach der Reihe einen Eintritt in die Seen C a y u g a, S e n e c a und C a n a d a q u a - gewährt. Der See S e n e c a, als der längste von ihnen, ist vierzig Meilen lang; ein Schoner von siebenzig Tonnen Last, wird beständig darauf beschäftigt. Die Ufer dieses Sees sind dichter bewohnt, als die andern Theile des benachbarten Landes, aber die Bevölkerung des ganzen, zwischen den Flüssen S e n e s e e und H u d s o n liegenden, hundert und fünfzig Meilen breiten Landstrichs, ist in erstaunender Zunahme. Diese ganze Gegend westlich des H u d s o n s - Flusses, zugleich mit dem östlichen Lande, welches die innern Theile der Staaten M a s s a c h u s e t und C o n n e c t i c u t, und den ganzen Staat V e r m o n t begreift, wird durch N e u - Y o r k mit europäischen Manufakturwaaren und westindischen Produkten 2c. versehen, zwar nicht unmittelbar von dieser Stadt, sondern von A l b a n y, H u d s o n und andern Städten des N o r d - Flusses, die mit N e u - Y o r k handeln, und Mittelplätze für die Niederlage der Güter sind, die von den westlichen Landen

W e l b ' s Reisen.

D

Kommen und dahin gehn. Albany fängt freilich selbst schon an, Güter aus Westindien einzuführen, aber die meiste Handlung desselben ist doch noch mit New-York. Nichts kann mehr dazu dienen die Vorthelle zu zeigen, welche aus einer Handelsverbindung mit dem westlichen Gebiet erwachsen, als das schnelle Aufblühn der Handelsstädte vom zweiten Range am Nord-Flusse. In Albany nimmt die Zahl der Häuser eben so schnell zu, als in New-York. Es sind jetzt schon über eilfhundert Häuser daselbst, und in Hudson, welches erst im Jahre 1783 angelegt wurde, sind schon mehr als dreihundert und dreiundzwanzig Wohnungen. Die Stadt ist an der östlichen Seite des Nord-Flusses, hundert und dreißig Meilen oberhalb der Mündung desselben. Auch wird durch den Nordfluß und den See Champlain ein Handel mit Montreal in Canada unterhalten.

Philadelphia, die größte Stadt der Union, ist sichtbar durch ihren ausgedehnten inländischen Handel, zu diesem Zustande des Vorranges gelangt: an der einen Seite hat es den Fluß Delaware, der für Schaluppen bis fünf und dreißig Meilen oberhalb der Stadt, und für Böte von acht bis neun Tonnen, noch hundert Meilen weiter hinauf fahrbar ist. An der andern Seite ist der Schuylkill, der, ausgenommen bei den Fällen, bis neunzig Meilen weit hinauf schiffbar ist. Aber das diesen Flüssen benachbarte Land ist nur ein kleiner Theil desjenigen, mit dem die Stadt handelt. Es werden Güter nach Harrisburgh, einer Stadt an dem Susquehannah geschickt, und von dort diesen Fluß hinauf gehend, und über das ganze benachbarte Land verbreitet. Der östliche Zweig des Susquehannah, ist bis zweihundert und fünfzig Meilen oberhalb Harrisburgh schiffbar. Dieser Ort, der im Jahr 1786 kaum den Namen eines Dorfes verdiente, enthält jetzt über dreihundert Häuser. Auch

handelt Philadelphia vermittelt Frachtwagen mit den westlichen Theilen von Pennsylvania, selbst bis nach Pittsburg, welches am Ohio liegt, ferner mit den westlichen Theilen von Virginia, und, sonderbar genug! mit Kentucky, siebenhundert Meilen entfernt.

Die bisher genommene Uebersicht ist hinreichend zu zeigen, daß der Flor der Städte in den vereinigten Staaten von ihrem Handel, und vorzüglich von demjenigen abhängt, der mit dem Innern des Landes getrieben wird, und daß die Städte, deren Lage für diesen inländischen Handel am bequemsten ist, zugleich diejenigen sind, welche den größten Antheil an demselben haben. Jetzt ist es Zeit genauer zu untersuchen, in wiefern die Lage der Föderalstadt dem Handel günstig ist oder nicht.

Der Patowmack entspringt an der Nordwestseite der Alleghany-Gebürge, und fällt nachdem er über vierhundert Meilen in einer schlängelnden Richtung fortgelaufen ist, in die Chesapeak-Bay. Bei seiner Ergießung in die Bay, ist er sieben und eine halbe Meile breit; dreißig Meilen höher hinauf, bei Rominy-Bay, vier und eine halbe; bei Aquia drei; bei Hallowing-Point anderthalb, und bei Alexandria, und von dort nach der Föderalstadt, ist er eine und eine Viertelmeile breit. Die Tiefe des Wassers ist bei seiner Mündung sieben Faden; bei St. Georgi-Insel fünf; bei Alexandria vier, und von der nach Washington sieben Meilen weit, drei Faden. Die Schifffahrt auf dem Patowmack, ist von der Chesapeak-Bay bis zur Stadt, hundert und vierzig Meilen weit außerordentlich sicher, und so leicht, daß jeder Schiffer von den gewöhnlichsten Fähigkeiten, der einmal den Fluß hinaufgesehelt ist, es ohne Booten wagen kann, ein Schiff das zwölft Fuß tief geht, hinauf zu bringen. Dies könnte von keinem andern Flusse in Amerika, von dem St. Lorenz-

Strom, bis zum Mississippi, gesagt werden. In seinem Lauf nimmt er verschiedene große Ströme auf, wovon der größte sich bei der Föderalstadt in ihn ergießt. Dieser Fluß führt den Namen des östlichen Zweiges des Patowmack; aber er verdient kaum diesen Namen, da er sich nicht mehr als dreißig Meilen weit ins Land erstreckt. Bei seiner Mündung ist er beinahe so breit als der Hauptfluß, und dicht an der Stadt ist das Wasser an manchen Stellen noch dreißig Fuß tief. Tausende von Schiffen könnten hier im Schutze vor allen Gefahren liegen, die entweder von Windstößen, oder durch das Ausbrechen des Eises nach einem strengen Winter entstehen. Auf diese Weise scheint es, daß die Bundesstadt eine der vorzüglichsten Eigenschaften besitze, sie zu einem wichtigen Orte zu erheben, nämlich einen guten Hafen, der einen freien Zugang zum Ocean hat. Es wird sich gleichfalls zeigen, daß sie eben so gut zu dem Handel mit dem Innern des Landes gelegen ist.

Das Wasser des Patowmack behält beinahe dieselbe Tiefe, die es bei der Stadt hat, bis eine Meile weiter hinauf, wo in der Mitte des Flusses sich ein hoher Fels erhebt, an dessen beiden Seiten Sandbänke liegen. Es heißt, daß ein tiefer Kanal zwischen dem Felsen und dem Ufer ist; aber er ist so verwickelt, daß es gefährlich seyn würde, es zu versuchen, ein großes Schiff dadurch zu führen. Indes ist die Schifffahrt bis an die Wasserfälle fünf Meilen weiter für kleine Flußfahrzeuge sicher. Hier ist ein Kanal, der sich zwei und eine halbe Meile in der Länge dieser Fälle oder Strohm schnellen erstreckt, zu Stande gebracht, welcher bis an die großen Fälle geht, die sieben Meilen von den andern entfernt sind. Hier hat das Flußbett auf eine und eine Viertelmeile eine Abdachung von sechs und siebenzig Fuß. Man hat daher die Absicht, auch hier einen Kanal zu graben, von dem schon ein Theil fertig ist, und

es wird alle Mühe angewandt das Ganze in Eile zu vollenden. Von hier bis Fort Cumberland, hundert und ein und neunzig Meilen oberhalb der Föderalstadt, ist eine freie Schifffahrt, und Böte gehen hier beständig auf und nieder. Jenseits dieses Forts ist die Flußfahrt an unzähligen Stellen gehemmt; aber es ist eine Möglichkeit sie zu eröffnen, und sobald als die zu diesem Zwecke vereinigte Gesellschaft, einen hinreichenden Fond hat, wird es gewiß geschehen. Von dem Orte bis zu welchem die Schifffahrt des Patowmact's, wie man sagt, eröffnet werden kann, ist der Weg über Land nach Cheat-River, nur sieben und dreißig Meilen lang. Dieser letzte Fluß ist noch zur Zeit nicht mehr als fünfzig Meilen oberhalb seiner Mündung schiffbar; aber er kann für Böte schiffbar gemacht werden, und zwar so weit hinauf, daß nur die schon erwähnte kleine Transportstelle, sich zwischen den schiffbaren Theilen der beiden Flüsse befinden wird. Die Dinge werden nur durch Vergleichung groß oder klein, und eine Landstrecke von sieben und dreißig Meilen wird für sehr klein angesehen werden, wenn man findet, daß er einer inländischen Schifffahrt von mehr als zweitausend sieben hundert Meilen, die einzige Unterbrechung giebt, von welchen zwei tausend ein hundert und drei und achtzig Meilen stromabwärts gehen. Der Cheat-Fluß ist bei seiner Mündung zweihundert Klafter (Yards) breit, und fällt in den Monongahela, der nach Pittsburg geht, und dort den Alleghany aufnimmt. Diese beiden vereint, bilden den Ohio, der nach einem Lauf von tausend ein hundert und drei und achtzig Meilen — in welchem er vier und zwanzig andere beträchtliche Flüsse aufnimmt, deren einige sechshundert Klafter an ihrer Mündung breit, und hunderte von Meilen ins Land hinein schiffbar sind — sich in den Mississippi ergießt.

Wenn man die Ausdehnung des Landes, welches so der Föderalstadt durch Wasser-Verbindung eröffnet wird, betrachtet; wenn man erwägt, daß es wegen der Fruchtbarkeit des Bodens dreimal so viele Einwohner ernähren kann, als die ganze Zahl derjenigen, die in den vereinigten Staaten gefunden werden; daß die Bevölkerung daselbst gegenwärtig schneller zunimmt, als in irgend einem andern Theile von Nordamerika: so hat man gegründete Ursache zu glauben, daß die Föderalstadt, sobald die Navigation vervollkommenet ist, äußerst schnell empor kommen werde, und daß in der Zukunft, wenn die Angelegenheiten der vereinigten Staaten so glücklich von Statten gehen, als bisher, sie das große Emporium des Westen, und an Größe und Glanz die Rivalin aller Städte in der alten Welt werden werde.

Die Stadt ist auf einer Landzunge angelegt, die von dem östlichen und westlichen oder Hauptzweige des Patowmak gebildet wird. Diese Landzunge mit dem benachbarten Gebiet, welches im Ganzen zehn Quadrat-Meilen enthält, wurde dem Congreß von den Staaten Maryland und Virginien abgetreten. Der Grund, auf dem die Stadt unmittelbar liegt, war das Eigenthum von Privatleuten, die gern der Hälfte desselben zu Gunsten des Congresses entsagten, überzeugt, daß der Werth der andern Hälfte steigen, und sie für ihren Verlust reichlich schadlos halten werde. Der Vortheil, welcher aus dem Verkauf des dem Congreß auf diese Weise abgetretenen Theils entsteht, soll, wie man sagt, die Kosten der öffentlichen Gebäude, und der Bewässerung der Stadt, so wie die der Pflasterung und Beleuchtung bestreiten. Der Plan der Stadt wurde von einem Franzosen Namens l'Enfant, nach einem Maasse entworfen, das für die Ausdehnung eines Landes von zwölfhundert Meilen in der Länge, und Tausend in der

Breite, dem sie zur Hauptstadt dienen soll, ganz paßlich ist; denn der dazu ausgezeichnete Grund, hält vierzehn Meilen im Umfange. Die Straßen laufen nach Norden, Süden, Osten und Westen; aber um die Eignung zu vermeiden, die nothwendig daraus entstehen muß, daß sich alle Straßen in rechten Winkeln durchschneiden, werden in verschiedenen Theilen der Stadt Avenüen angelegt, welche in die Schräge laufen, und an unterschiedlichen Stellen, wo sich diese Avenüen schneiden, sollen geründete Plätze hinkommen. Die Straßen, welche einander in rechten Winkeln durchschneiden, sind neunzig bis hundert Fuß breit; die Avenüen hundert und sechzig Fuß. Jede derselben wird nach einem Staate genannt, dem auch ein geründeter Platz, als eine paßliche Stelle für Statuen, Säulen 2c. 2c. angewiesen wird, welche die Bewohner eines solchen Staats in der Zukunft dem Andenken großer Männer, die in ihrem Lande erscheinen möchten, errichten können. Auf einer kleinen Anhöhe westwärts des Capitols, soll eine Statue des Generals Washington zu Pferde zu sehen kommen.

Auf dem erhöhtesten Theile der Stadt, der auch zugleich so ziemlich im Mittelpunkte derselben liegt, wird jetzt das Capitol erbaut. Von diesem Flecke hat man eine völlige Uebersicht über jeden Theil der Stadt, und zugleich über das benachbarte Land. In dem Capitol werden geräumige Zimmer zur Disposition des Congresses angelegt; so wie auch die vorzüglichsten Büreaus des exekutiven Theils der Regierung, und die Gerichtshöfe sich hier befinden werden.

Das Haus des Präsidenten steht nordwestlich vom Capitol, in der Entfernung von ungefähr einer und einer halben Meile. Es ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut, nicht weit vom Patowmack, und genießt eine prächtige Aussicht auf den Fluß, und das fruchtbare Land jenseits desselben. Hundert Acker

Landes werden nach der Seite des Flusses hin, in der Nähe des Hauses zu Gärten 2c. gelassen. Südlich von diesem wird ein großer Park seyn, der in östlicher Richtung von dem Flusse nach dem Capitol laufen soll. Die Gebäude an beiden Seiten dieses Parks sollen alle in ihrer Art elegant seyn. Unter der Zahl derselben werden sich auf öffentliche Kosten erbaute Häuser für die Minister, und so weiter, befinden. An dem östlichen Zweige ist eine große Stelle zum Marien-Hospital und dessen Garten abgesteckt. Verschiedene andere Plätze sind für Kirchen, Theater, Collegien 2c. bestimmt. Der Boden innerhalb der Stadt im allgemeinen, erhebt und senkt sich auf eine angenehme Weise; die Erhebungen sind aber niemals so groß, daß sie in einer Stadt unangenehm werden könnten. Der Boden besteht vorzüglich aus einem gelben mit Sand gemischten Lehm. Es sind viele vortrefliche Quellen in der Stadt, und an den meisten Stellen kann man durch Graben von Brunnen leicht Wasser erhalten. Auch giebt es hier zwei Ströme, welche durch die Stadt laufen, nemlich Redd Branch und Liber Creek. Die senkrechte Höhe der Quelle des letztern über der Fläche des Wassers, ist zweihundert sechs und dreißig Fuß.

In den ergangenen Verordnungen war festgesetzt, daß alle Häuser von Ziegel- oder andern Steinen erbauet werden, die Mauern derselben dreißig Fuß hoch, und mit der Linie der Straße parallel seyn sollten; doch so, daß es dem Anbauer frei gelassen wurde, entweder an derselben oder etwas weiter zurück zu bauen, wie es ihm gefiele. Indes sind doch viele hölzerne Wohnungen errichtet worden, aber die Eigenthümer derselben haben die Weisung erhalten, sie nicht für permanent anzusehen. Sie sollen nur bis zu einer gewissen Zeit verstattet, und dann vernichtet werden. Drei Kommissäre, die in dem Orte selbst wohnen, sind

von dem Präsidenten mit einem gewissen Gehalte angewiesen, die Aufsicht über die öffentlichen und andern Gebäude zu führen, und alles, was die Stadt betrifft, zu reguliren.

Die einzigen öffentlichen Gebäude, woran bis jetzt gearbeitet wird, ist das Präsidentenhaus, das Capitol und ein großes Hotel. Das von aussen beinahe fertige Präsidentenhaus, ist drei Stockwerk hoch, und von Quadern erbaut. Der vorzüglichste Saal darin ist von ovaler Form. Dies ist ohne Zweifel das schönste Gebäude im Lande, und die Architektur desselben wird von einem Volke sehr erhoben, das nie etwas besseres gesehen hat, aber sie kann keine kritische Untersuchung aushalten. Viele Leute tadeln es, weil es zu groß und zu prächtig für das Wohnhaus irgend einer Person in einem republikanischen Staate ist; und in der That ist es auch eine lächerliche Wohnung für einen Mann, der einen Jahresgehalt von nicht mehr als 5625 Pfund Sterling bekommt, und dies in einem Lande, wo die Kosten des Lebens - Unterhalts weit größer sind, als selbst in London.

Das Hotel ist ein großes, von Ziegeln erbautes Haus, das mit Quadern verziert ist. Es steht zwischen dem Präsidentenhaus und dem Capitol. Im Anfange des Jahres 1796, als ich es zuletzt sah, war es unter Dach gebracht, und es wurde alle Mühe angewandt, es mit der größten Schnelligkeit zu vollenden. Es ist nichts weniger als schön. Das Capitol war zu der Zeit nur wenig über seinen Grund erhoben.

Die Steine, wovon das Präsidentenhaus erbaut ist, und wovon man alle öffentliche Gebäude erbauen wird, sind dem Ansehn nach denen sehr ähnlich, die in Portland in England gefunden werden, aber einer der Steinhauer, welcher die Portland - Steine in England oft bearbeitet hatte, versicherte mich, daß sie von

weit größerer Güte wären, da sie so fein wie Marmor behauen werden könnten, ohne dem Angriffe des Regens oder Frostes unterworfen zu seyn. An den Ufern des Patomac, giebt es unerschöpfliche Gruben von diesen Steinen; auch hatte man gute Proben von gewöhnlichem Marmor gefunden, und an einigen Stellen des Flusses, findet man vortreflichen Schiefer in großer Menge, so wie auch Pflaster- und Kalksteine. Gute Kohlen giebt es hier gleichfalls.

Die Privathäuser sind alle einfache Gebäude; die meisten sind auf Spekulation erbaut, und stehen noch leer. Die größte Zahl derselben steht an dem Hauptflusse bei Green Leaf's Point, eben oberhalb des Einfalls des östlichen Arms, in den ersteren. Dieser Ort ist von den meisten als die bequemste Stelle für den Handel angesehen; aber andere ziehen das Ufer des östlichen Zweiges, wegen der Vorzüglichkeit des Wassers und der großen Tiefe desselben nahe beim Ufer vor. Es giebt noch verschiedene andere Lieblingslagen, deren Wahl bloß eine Sache der Spekulation ist. Einige sind in der Nähe des Capitols gebaut, welches die bequemste Lage für Wohnungen der Glieder des Congresses ist; andere wählen die Nachbarschaft des Präsidentenhauses, noch andere ziehen das westliche Ende der Stadt, wegen der Nähe von George-Town vor, in der Meinung, daß, da der Handel hier schon im Blühen ist, er sich von hieraus in die Stadt verbreiten müsse. Wenn die Häuser, die schon erbaut sind, alle auf einer Stelle zusammen lägen, so würden sie schon ein sehr bedeutendes Ansehn haben, aber da sie umher zerstreut sind, so kann der Zuschauer kaum etwas bemerken, was eine Stadt heißen kann. Die Straßen und Avenüen, und ein kleiner Theil des Grundes, in der Nähe der öffentlichen Gebäude ausgenommen, ist der ganze Platz mit Bäumen bedeckt. In der Nothwendigkeit zu seyn, vielleicht eine oder zwei Meilen durch einen tiefen Wald zu gehn, um in seines nächsten

Nachbarn Haus zu kommen, ist, wie ich glaube, ein eben so seltsamer als neuer Umstand. Die Zahl der Einwohner dieser Stadt belief sich im Frühjahr 1796, auf ungefähr fünftausend, die Handwerker mit eingerechnet, die bei weitem den größten Theil davon ausmachten. Eine Menge von Fremden geht gewöhnlich über diesen Ort hin und her, der den Betrachtungen ein so weites Feld darbietet.

Ich muß zu dem, was über diesen Gegenstand bisher gesagt ist, nur noch die Betrachtung hinzufügen, daß ungeachtet alles dessen, was an der Stadt gethan ist, und ungeachtet der großen Geldsummen, die darauf verwandt sind, es dennoch sehr viele Leute in den vereinigten Staaten, nördlich des Patowmack, und besonders in Philadelphia giebt, die der Verlegung des Sitzes der Regierung dorthin, noch sehr entgegen sind, und alles thun was in ihrer Macht besteht, den Fortgang der Gebäude in der Stadt zu hemmen, und den Congress abzuhalten, sich zur festgesetzten Zeit dort zu versammeln. Im Frühlinge des Jahres 1796, als ich zuletzt durch diese Stadt kam, war der Bau des Capitols wegen Mangel an Gelde, gänzlich in Stillstand gerathen. Die öffentlichen Lots waren in sehr niedrigem Preis, und die Commissäre waren nicht geneigt über sie zu disponiren. Sie wandten sich daher an den Congress mit der Bitte, daß das Haus die Gewähr einer Anleihe von 300,000 Dollars übernehmen möchte, ohne welche sie nicht mit dem Bau der öffentlichen Gebäude fortfahren könnten, wenn sie nicht die Lots mit großem Nachtheil, und zum äußersten Schaden der Stadt, verkaufen sollten. Aber so groß war die Opposition, daß die Bittschrift mehrere Wochen auf dem Tische liegen blieb, ohne daß darauf geachtet wurde. Auch wurde die Bitte nicht eher erfüllt, bis einige Herren, die sehr tief in dem Fortgange der Stadt interessiert waren, bei den einzelnen Mitgliedern herumgingen,

und sie in Person ersuchten, der Maaßregel ihren Beifall zu geben. Die Leute, welche dem Bau der Stadt Washington entgegen sind, behaupten, daß sie nie ein Ort von Wichtigkeit werden könne, und daß alle die, welche anderer Meinung wären, durch die Vorspielungen einiger wenigen enthusiastischen Personen irre geleitet seyen. Sie gehen selbst so weit, zu behaupten, daß das Volk in den östlichen Gegenden, es nie zugehen werde, daß die Regierung sich so weit von ihnen entfernen, und den Congress an einem Orte sich versammeln zu sehen, der nicht viel mehr als ein Wald sey, wo es unmöglich seyn werde, über kommerzielle Punkte Belehrung zu erhalten; und sie versichern endlich, daß, wenn die Entfernung des Congresses von Philadelphia Statt finden sollte, eine Trennung der Staaten unvermeidlich erfolgen würde. Dies ist die Sprache, die sie führen; aber ihre Opposition entsteht in der That aus der Eifersucht, welcher engherzige Menschen nur zu oft im Handel gegen einander fähig sind, wenn ihr gegenseitiges Interesse an einander stößt. Diese Leute wollen die Stadt Washington unterdrücken, da sie noch in ihrer Kindheit ist, weil sie wissen, daß, wenn der Sitz der Regierung dorthin verlegt werden wird, der Ort aufblühen, und einen beträchtlichen Theil des Handels erhalten werde, welcher jetzt in Philadelphia, Baltimore und New-York concentrirt ist. Indes ist es falsch sich einzubilden, daß dies den verschiedenen Städten schaden werde; im Gegentheil, wenn auch ein Theil des Handels, den sie jetzt genießen, ihnen entzogen werden sollte, würde doch die Zunahme der Bevölkerung in diesem Theile des Landes, welchen sie mit Waaren versehen, so groß seyn, daß im Ganzen, aller Wahrscheinlichkeit nach, derselbe nach der Erbauung der Stadt

Washington, ausgedehnter seyn würde, als er je zuvor war.

Indeß wünscht eine große Majorität des Volks in den vereinigten Staaten, daß die Verlegung des Sitzes der Regierung Statt finden möge, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie zur bestimmten Zeit Statt finden werde. Die Mißhelligkeiten, wozu die entgegengesetzte Maaßregel in der That in den südlichen Staaten Gelegenheit geben könnte, würden beunruhigend seyn, und wenn sie keine gänzliche Trennung der südlichen Staaten von den nördlichen veranlaßten, so würden sie doch gewiß die Einigkeit zerstören, die bis dahin unter ihnen obgewaltet hat.

Fünfter Brief.

Nachricht von Alexandria — Mount Vernon, der Sitz des Generals Washington — Schwierigkeit den Weg dahin durch die Waldung zu finden — Beschreibung des Berges und der Aussichten von ihm — Beschreibung des Hauses und der Ländereien — Sklaven auf Mount Vernon — Gedanken darüber — Eine Person auf Mount Vernon die Fremden aufzunehmen — Rückkehr nach Washington.

Philadelphia, im Dezember.

Mein lieber Freund!

Von Washington reiste ich nach Alexandria, sieben Meilen den Fluß weiter hinunter, welches eine der artigsten Städte in den vereinigten Staaten ist. Die Häuser sind größtentheils von Ziegelsteinen und einige von ihnen sind äußerst gut gebaut. Die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln; sie sind bequem, und gut gepflastert. Neun Meilen unterhalb dieses Ortes, liegt am Ufer des Potomack, Mount Vernon, der Sitz des Generals Washington; indeß ist der Landweg dahin von Alexandria, wegen der zahlreichen kleinen Flüsse (Creeks), die sich in den Potomack ergießen, und über die man nicht so nahe an ihren Mündungen kommen kann, beträchtlich weiter.

Dicke Waldungen stehen noch innerhalb vier oder fünf Meilen von diesem Ort. Die Wege durch dieselben sind sehr schlecht, und es kreuzen sich so viele von ihnen nach verschiedenen Richtungen, daß es eine Sache von sehr großer Schwierigkeit ist, den rechten auszu-

finden. Ich fuhr von Alexandria in Begleitung eines Herrn ab, der vollkommen mit dem Wege bekannt zu seyn glaubte. Wäre er dies gewesen, so hätten wir Zeit genug gehabt Mount Vernon noch vor Abend zu erreichen; aber die Nacht überfiel uns, als wir noch im Walde herumwanderten. Wir bemerkten auch nicht die Spur eines menschlichen Wesens, das uns zurechte weisen konnte, und machten uns schon bereit, die Nacht im Wagen zuzubringen, als glücklicher Weise in einiger Entfernung ein Licht durch die Bäume erschien. Es kam von einem kleinen Landhause, dem einzigen was für mehrere Meilen auf dem Wege lag. Nachdem wir theils zu Wagen, theils zu Fuße dahin gekommen waren, mietheten wir einen Neger zum Führer, der uns innerhalb einer Stunde zu dem Orte unserer Bestimmung führte. Des nächsten Morgens hörte ich von jemanden, der einige Tage vorher von zehn Uhr des Morgens, bis vier Uhr des Nachmittags herumgeritten, und nicht im Stande gewesen war, den Ort aufzufinden, obwohl er in der ganzen Zeit immer in der Entfernung von drei oder vier Meilen von demselben gewesen war. Der Berg (Mount) ist ein hoher Theil des Fluß-Ufers, welches sich sehr steil ungefähr zweihundert Fuß über die Fläche des Wassers erhebt. Der Fluß ist bei demselben drei Meilen breit, und in der entgegengesetzten Seite bildet er eine Bucht, von ungefähr derselben Breite, die sich beträchtlich weit in das Land hinein erstreckt. Dies scheint beim ersten Anblick eine Fortsetzung des Flusses zu seyn; aber der Patowmack nimmt zwei oder drei Meilen oberhalb des Hauses, eine sehr plötzliche Wendung zur linken, und verschwindet bald aus dem Gesichte. Zur rechten Hand hinunter hat man eine Aussicht von ohngefähr zwölf Meilen. Das entgegengesetzte Ufer von Maryland wechselt auf das angenehmste mit Hügeln und Thälern ab, die größtentheils mit Holz bedeckt sind. Indes

entdeckt man an einigen Stellen kleine Streifen Kulturen und mit Häusern verzierten Bodens. Die ganze Gegend ist äußerst mahlerisch. Das Haus, welches ungefähr sechzig Ruthen von dem Rande des Berges steht, ist von Holz, das die Gestalt und Farbe behauener Steine hat. Das Hinterhaus geht nach dem Fluß hin, und hat an dieser Seite einen sechs und neunzig Fuß langen Porticus, der von acht Pfeilern getragen wird. Die Fagade ist einfach, und nimmt sich in der Entfernung ziemlich gut aus. Das Wohnhaus ist in der Mitte, und steht durch einen bedeckten, in krummer Richtung laufenden Weg, mit den, an den Seiten befindlichen Flügeln in Verbindung. Hinter diesen Flügeln sind an der einen Seite die verschiedenen Bedienten-Wohnungen, die zum Wohn- und Pacht-hause gehören, und an der andern die Gemächer für die Sklaven. Vor dem Hause befindet sich in der ganzen Breite desselben ein Rasenplatz, um den ein mit Riez bedeckter Weg herumläuft, der mit Bäumen bepflanzt und durch Hecken an jeder Seite von dem Mayerhof und Garten getrennt ist. Der Garten hat vollkommen das Ansehen einer Baumschule, so wie auch alles, was man an diesem Orte bemerkt, anzudeuten scheint, daß mehr auf Nutzen als auf Vergnügen gesehen werde. Der Grund hinter dem Hause ist gleichfalls zu einem Rasenplatz, und der Abhang des Berges nach dem Wasser hin, zu einem Thiergarten benutzt.

Die Zimmer im Hause sind sehr klein, Eins ausgenommen, welches nach dem Friedensschlusse zu Gesellschaften erbauet ist. Sie sind alle nur simpel meublirt, und in vielen derselben zerfallen die Meublen schon. Da General Washington in der That von jeher die größte Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Geschäfte verwandt hat, und er dadurch genöthiget worden ist, vorzüglich in Philadelphia zu wohnen,

so

hat Mount Vernon daher natürlich sehr gelitten. Das Haus und die Bedienten-Wohnungen, so wie jeder andere Theil des Gebäudes sind sehr verfallen, und der alte Theil desselben ist in einem so bausfälligen Zustande, daß man mir sagte, Washington wünschte anstatt dem alten etwas anzubauen, es gleich anfangs gänzlich niedergerissen, und ein ganz neues Haus erbaut zu haben. Der Boden in der Nachbarschaft ist kultivirt, aber die vorzüglichsten Ländereien liegen in der Entfernung von zwei bis drei Meilen.

Da fast jeder Fremde, der durch das Land reist, nicht versäumt Mount Vernon zu besuchen, so wird während General Washington's Abwesenheit eine Person dort gehalten, deren einziges Geschäft es ist Fremde zu empfangen. Gleich nach unserer Ankunft wurde alle Sorge für unsere Pferde getragen, es wurden Betten bereitet, und ein vortrefliches Nachtessen angerichtet, dem es an Klaret und andern Weinen zc. nicht fehlte.

Da die Jahreszeit jetzt zu weit fortgerückt war, das Land mit Vortheil zu untersuchen, so ging ich in Virginien nicht weiter als Mount Vernon, und kehrte sodann nach Washington zurück.

Sechster Brief.

Ankunft in Philadelphia — Einige Bemerkungen über das Klima der mittleren Staaten — Desseniliche Fuhrwerke können wegen der schlechten Wege zwischen Baltimore und Philadelphia nicht fortkommen — Abreise von Baltimore während des Frostes — Zusammenreffen mit amerikanischen Reisenden auf der Landstraße — Ihr Betragen vor dem Abgange aus einem Wirthshause — Ankunft an den Ufern des Susquehanna — Fahrt über den gefrorenen Fluß — Gefährliche Lage der Passagiere — Amerikanische Reisende in einem Wirthshause an der andern Seite des Flusses — Ihre lärmenden Disputationen.

Philadelphia, im Februar.

Mein lieber Freund!

Nachdem ich eine Zeitlang in Washington, George Town und Baltimore zugebracht hatte, reiste ich wieder nach dieser Stadt ab, wo ich vor vier Tagen angekommen bin.

Die Monate Oktober und November sind in den mittlern und südlichen Staaten die angenehmsten im ganzen Jahre. Die Veränderungen des Wetters sind dann weniger häufig, die Luft ist größtentheils gelinde, und der Himmel heiter. In diesem Jahre war die Luft so milde, daß ich in George-Town, selbst in der zweiten Woche des Decembers, es sehr angenehm fand, die Fenster während des Mittagessens offen zu halten. Indeß war dies ein ungewöhnlicher Umstand.

Ehe der December vorbei war, hatten wir in Maryland einige wenige kalte Tage, und während des Januars fiel zwei- oder dreimal Schnee; aber größtentheils blieb das Wetter bis zur letzten Hälfte des Ja-

nuar, in der sich ein scharfer Nordwest-Wind erhob, sehr milde. Die Kälte dieses Windes im Winter ist erstaunend, und übertrifft alle Begriffe, die wir in England davon haben können. Sobald er in den Winter-Monaten weht, entsteht augenblicklich Frostwetter. In zwei Tagen war für diesmal der *Susquehanna* und *Delaware* übergefroren. Es fiel ein tiefer Schnee, der auf dem Boden zwei Fuß hoch liegen blieb, und alles hatte das Ansehn, als wenn ein strenger und langweiliger Winter erfolgen würde. Indes änderte sich, noch ehe fünf Tage verflossen waren, der Wind wieder, und es thaute so stark, daß der Schnee am zweiten Tage gänzlich verschwand und keine Spur von Frost zu sehen blieb, ausgenommen in den Flüssen, wo noch große Stücke Eis herumtrrieben.

Es war in der Mitte des December als ich *Baltimore* erreichte; aber die schlechten Wege hielten mich ab, eher nach *Philadelphia* zu gehn, als bis das Frostwetter eingetreten wäre; denn sie waren in solchem Zustande, daß selbst die öffentlichen Postwagen während zehn bis zwölf Tagen verhindert wurden zu fahren. Der Frost indes trocknete sie bald wieder, und machte sie so gut wie im Sommer. Als das Frostwetter am strengsten war, setzte ich meine Reise fort. An dem Tage darauf, nachdem ich *Baltimore* verlassen hatte, stand Thermometer bei Anbruch des Tages auf 7°. Ich habe es während des ganzen Winters nie wieder so niedrig gefunden.

Verschiedene Reisende hatten die erste Nacht, da ich unterwegs war, mit mir in demselben Hause stille gehalten, und wir frühstückten des nächsten Morgens alle zusammen, ehe wir abreisten. Die amerikanischen Reisenden nahmen, bevor sie ihre Reise fortsetzten, der dortigen Gewohnheit gemäß, einen herzlichen Trunk Eiermilch, welche aus frischer Milch, Eiern, Rum und Zucker bestand, die

derbe zusammen geschlagen wurden. Auch schienen sie sich nicht geringe Mühe zu geben, sich gegen die Strenge des Winters mit Ueberröcken und Chenillen, mit wollenen Socken, Ueberzügen und langen Beinkleidern (Trowsers), mit doppelten wollenen Handschuhen, und mit seidenen, über Ohren und Mund gehenden Taschentüchern zc. zu versehen, so daß nichts von ihnen, als ihre Augen und Nasen, zum Vorschein kommen konnte. Es machte mir und einem jungen Manne, der gerade aus Westindien kam, und mich nach *Batimore* begleitete, vielen Spaß, die große Sorgfalt zu sehen, mit der sie sich einhüllten; denn wir befanden uns, in unserer gewöhnlichen Kleidung, warm genug. Es scheint indeß eine allgemein anerkannte Wahrheit zu seyn, daß fremde, selbst aus Westindien kommende, und an starke Kälte nicht gewöhnte Leute, im ersten Jahre ihrer Ankunft in Amerika, nicht so sehr von der Strenge des Winters leiden, als die Weißen, die im Lande geboren sind. Alle Menschen, denen wir auf der Straße begegneten, waren auf dieselbe Weise eingehüllt, als die Personen; mit denen wir frühstückten, und hatten seidene Tücher um den Kopf, so daß Mund und Ohren bedeckt waren.

Gegen die Mitte des Tages kamen wir an den *Susquehanna*; so wie wir es vermutheten, war der Fluß völlig übergefroren. Es war nun die Frage, auf welche Weise wir hinüber kommen sollten? Die Leute in dem Fährhause waren der Meinung, daß das Eis nicht stark genug sey, an allen Theilen des Flusses zu tragen, und sie bemerkten zugleich, daß es am Ufer sehr dick wäre; daher es unmöglich sey, vor Anbruch der Nacht einen Weg durchzuhauen. Da indeß eine große Menge Reisender versammelt war, die alle hinüber zu kommen wünschten, und alle gleich abgeneigt waren, bis an den folgenden Morgen im Fährhause zu bleiben, um welche Zeit man sich versichert hielt, daß das Eis allenthalben halten würde: so sahen sich jene

am Ende überstimmt, und man setzte sich in Stand, einen Kanal durch den Fluß auszuheuen.

Der Passagiere waren zwölf, nebst vier Pferden. Die Mannschaft des Fahrzeuges bestand in sieben Schwarzen, wovon drei mit großen Kolben auf der Bug des Boots standen, um das Eis zu brechen; indem andere mit Schiffshacken das Boot vorwärts schoben. Die Arbeit der Leute in der Bug war so äußerst mühsam, daß die andern sie alle zehn Minuten ablösen mußten. Am Ende einer halben Stunde waren ihre Hände, Arme, Gesichter und Hüte, ganz mit einer dicken Eistrinde bedeckt, welches von dem Wasser herrührte, das während der wiederholten Kolbensschläge in die Höhe sprügte. Zwei Stunden verliefen, ehe die eine Hälfte des Weges aufgebrochen war; das Eis wurde weit dicker befunden, als man es sich vorgestellt hatte, die Kolben waren zersplittert, die Leute erschöpft; und da sie das Boot nur ein Paar Minuten an einer Stelle still liegen ließen, wo das Eis beträchtlich dick war, befror es so stark, daß die äußerste Anstrengung der Mannschaft und Passagiere vereint, nicht hinreichten es los zu machen.

In dieser Lage hielten wir Berathschlagung. Es war unmöglich, weder vorwärts noch rückwärts zu kommen; das Boot war eine halbe Meile vom Lande; keiner wollte es wagen, über das Eis dahin zu gehen; und die ganze Nacht im Boote zu bleiben, würde unfehlbarer Tod gewesen seyn. Zum Glück hatte ich ein Paar Pistolen bei mir; und nachdem ich einige Schüsse damit gethan hatte, wurde die Aufmerksamkeit der Leute am Lande auf uns gezogen, und eine kleine Schute, welches ein leichtes Boot mit flachem Boden ist, zu unserer Hilfe abgesandt. Dies wurde indeß nicht in der Absicht gethan, irgend jemanden zurückzubringen, sondern bloß uns zu helfen, ans jenseitige Ufer zu kommen. Die Schute wurde vor das große Boot hingezogen,

und nachdem zwei bis drei Mann hinemgetreten waren, wackelten sie dieselbe so lange von einer Seite zur andern, bis das Eis so weit gebrochen war, daß das große Boot folgen konnte. Die Schute war nun im Wasser, und da sich alle, so viel wie möglich, nach hinten zu setzten, wurde die Bug beträchtlich über das Eis erhoben; vermittelst Bootshacken wurde sie dann wieder auf das Eis zugeschoben, und nachdem sie wieder, wie zuvor, gewackelt war, eröffneten wir uns leicht eine Durchfahrt. Auf diese Weise fuhren wir fort, und befanden uns nach drei Stunden und zehn Minuten wieder auf dem trockenen Lande, sehr vorbereitet, das Vergnügen eines hellen Kaminfeuers und guten Mittagessens zu genießen.

Die Leute im Wirthshause hatten uns ankommen gehört, und daher sich für unsere Aufnahme schon vorbereitet; und da jeder von uns der Meinung war, für diesen Tag schon weit genug gereist zu seyn, so blieben die Passagiere bis zum folgenden Tage beisammen.

Ich habe schon bemerkt, daß in den Amerikanischen Wirthshäusern alle Arten von Menschen, wie der Zufall sie herbeiführt, in Ein Zimmer gepropft werden, wo sie sich so gut miteinander vertragen müssen, als sie können. Für diesmal bestand die Gesellschaft in dreizehn Personen, unter welchen sich einige der ersten Advokaten aus Virginia und den südlichen Gegenden, nebst einem Richter von dem höchsten Gerichte, befanden, die zu den herannahenden Sitzungen nach Philadelphia gingen. Indeß erfuhr ich erst, nachdem ich die Gesellschaft schon verlassen hatte, wer sie wären; denn diese Art Herren sind in Amerika so sehr schlicht, sowohl in ihrer Kleidung, als ihren Sitten, daß ein Fremder sie nicht für Leute von solcher Bedeutung ansehen kann, als sie wirklich in diesem Lande sind. Es waren auch zwei oder drei der benachbarten Landwirthe in der Gesellschaft, häurische, un-

wissende, zubringliche Menschen: Es ist einem Dugend Amerikaner kaum möglich, zusammen zu seyn, ohne über Politik zu hanken; und der Englische Traktat, der gerade damals ratificirt war, gab nun Veranlassung zu langen und bitteren Debatten. Die Landleute waren Einer Meinung zugethan, und schwapten eine lange Zeit. Die Advokaten und der Richter waren einer andern Meinung; und sie erhoben sich wechselseitig, ihren Opponenten mit all der Kraft und Beredsamkeit, deren sie Meister waren, zu entgegnen. Keine Parthei konnte etwas hervorbringen, was die andere ihre Meinung zu ändern vermochte, und der lärmende Streit danerte bis spät in die Nacht, als sie endlich herzlich ermüdet aufstanden. um — nicht ein jeder nach seinem eignen — sondern nach dem allgemeinen Schlafzimmer zu gehen, das fünf bis sechs Betten enthielt, worin sie sich paarweise niederlegten. Hier wurde das Gespräch wieder angeknüpft, und mit eben so vielem Lärm fortgesetzt, als unten, bis am Ende der Schlaf ihre Augen und glücklicherweise auch ihren Mund zu gleicher Zeit schloß; denn wäre es ihnen möglich gewesen, im Schlafe zu sprechen, so glaube ich gewiß, sie würden bis an den Morgen geplappert haben. Mein Freund und ich bekamen — Dank sey es unserm guten Stern! — das einzige zweischläfrige Zimmer im Hause für uns allein. Des nächsten Tages verließ ich die Ufer des Susquehanna, und erreichte am folgenden Tage Philadelphia.

Siebenter Brief.

Philadelphia ist munterer im Winter, als zu irgend einer andern Jahreszeit — General Washington's Geburtstagsfeier in dieser Stadt — Einige Nachrichten von General Washington's Person und Charakter. — Die Amerikaner sind unzufrieden mit seinem Betragen als Präsident — Ein Geist der Unzufriedenheit ist überhaupt bei ihnen herrschend.

Philadelphia, im Februar.

Mein lieber Freund!

Philadelphia hat jetzt ein ganz anderes Ansehn, als um die Zeit, da ich dort landete, im Monat November. Sowohl der Kongreß und die Staats-Assemblée (State - Assembly), als das höchste Föderal-Gericht, halten jetzt ihre Sitzungen. Die Stadt ist voll von Fremden; die Schauspielhäuser sind offen, und öffentliche sowohl, als Privatvergnügungen, haben ihren Anfang genommen. An General Washington's Geburtstage *), der vor einigen Tagen gewesen

*) An diesem Tage beschloß General Washington sein vier und sechzigstes Jahr; aber obgleich er nicht von schwacher Gesundheit ist, so schien er doch beträchtlich älter zu seyn. Das viele Unangenehme, was ihm bei seinen mannigfaltigen öffentlichen Aemtern begegnet ist, hat seinen sonst starken und gesunden Körper merklich geschwächt, und ihm ein ältliches Ansehn gegeben. Indes ist ein beträchtlicher Unterschied in seinem Ansehn im gemeinen Leben, und wenn er in voller Staatskleidung erscheint. Im letztern Falle ersetzt die Hand der Kunst den Raub der Zeit, und er scheint beträchtlich jünger.

Wenige Leute befinden sich zum ersten male in der Gegenwart des Generals Washington, eines Mannes, der wegen seiner Weisheit und Mäßigung jetzt so be-

ist, war die Stadt ungewöhnlich heiter. Für jede Person von Bedeutung, die Quäker allein ausgenommen, gehört es zum Ton, den General an diesem Tage zu besuchen. Schon um elf Uhr des Morgens war er bereit Besuche anzunehmen, und die Audienz dauerte bis drei Uhr Nachmittags. Die Gesellschaft der Cincinnati, die Geistlichkeit, die Offiziere, die Miliz und verschiedene andere, die ein besonderes Corps von Bür-

rüht ist, und dessen Name mit solcher Ehre auf die Nachwelt kommen wird, ohne mit einem gewissen Grade von Achtung und Ehrfurcht durchdrungen zu werden. Auch verliehen sich diese Eindrücke bei einer genauern Bekanntschaft nicht, im Gegentheil trägt seine Person und sein Benehmen eher dazu bei, sie zu vermehren. Es ist ein ungewöhnlicher Ernst in seinem Gesicht, und in seinem Betragen ist er außerordentlich zurückhaltend. Ich habe einige Offiziere, die während des amerikanischen Krieges unmittelbar unter ihm dienten, sagen hören, daß sie ihn nie während der ganzen Zeit, da sie bei ihm waren, lächeln gesehen. Keiner ist je mit ihm durch gegenseitige und ungewollene Bande der Freundschaft vereinigt gewesen, und nur wenige können sich rühmen, mit ihm auf einem leichten und vertraulichen Fuß gelebt zu haben. Seine Person ist ungefähr fünf Fuß elf Zoll hoch; seine Brust ist voll; seine Glieder sind, wenn gleich nur zart, doch wohl gebauet und muskulös. Sein Kopf ist klein, und in dieser Rücksicht gleicht er dem größten Theile seiner Landsleute. Seine Augen sind von hellgrauer Farbe, und seine Nase ist, im Verhältniß mit seinem Gesicht lang. Herr Stewart, der bekannte Portraitmahler, sagte mir, daß es Züge in seinem Gesicht gebe, die gänzlich verschieden von denen wären, die er in dem Gesichte irgend eines andern menschlichen Wesens bemerkt habe. Seine Augenhöhlen, zum Beispiele sind größer, und der obere Theil seiner Nase ist breiter, als er sie je bei einem andern angetroffen. Alle seine Züge, bemerkte er, zeigten die stärksten und unbeherrschbarsten Leidenschaften

gern machen, kamen allein. Die fremden Minister erschienen in ihrer reichsten Kleidung und prächtigsten Equipage. Zwei große Vorzimmer waren zur Aufnahme der Herren eröffnet, wovon die Fenster des einen nach der Straße hin, an der Außenseite mit Zuschauern besetzt waren. Auf einem Seitentische standen Kuchen und Weine für die Besuchenden. Ich bemerkte nie so viele Heiterkeit in dem Gesichte des Generals Washington; aber es mußte auch unmöglich für ihn seyn, gefühllos bei der Hochachtung und den Komplimenten zu bleiben, die er bei dieser Gelegenheit erhielt.

Die Damen der Stadt bewiesen mit gleicher Aufmerksamkeit Madame Washington ihre Hochachtung, die sie in dem obern Gesellschaftszimmer empfing. Auch machten die meisten Herren ihr den Besuch, nachdem sie dem General ihre Aufwartung gemacht hatten. Ein öffentlicher Ball und Abendessen endigte die Vergnügungen des Tages.

In der ganzen Union war keine Stadt von Belang, wo nicht irgend eine Zusammenkunft zur Ehre dieses Tages getroffen wurde. Indeß, so seltsam es auch scheinen mag, so giebt es doch Menschen in dem Lande, und noch dazu Amerikaner, die, bei aller Anpreisung der

an; und wäre er in den Wäldern geboren, meinte Herr Stewart, würde er der wildeste Mann unter den wilden Stämmen gewesen seyn.

General Washingtons Selbstbeachtung ist der Welt bekannt genug. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, der ihm ewig zur Ehre gereichen wird, daß er, so lange er Präsident der vereinigten Staaten war, keinem von seinen Verwandten zu einem Amte von Wichtigkeit und vielem Einkommen beförderte; obwohl sich Männer von Fähigkeiten darunter befinden, und die wohl im Stande wären, die wichtigsten Stellen in der Regierung zu begleiten.

Konstitution, des Werkes seiner Tapferkeit und Weisheit, dennoch entweder so gefühllos für sein Verdienst, oder so ganz leer von allen edlen Empfindungen sind, daß sie sich weigern, den Talenten das verdiente Lob wiederfahren zu lassen, denen sie so vieles zu verdanken haben. In der That wird diese widrige Gesinnung zu solcher Höhe getrieben, daß ich selbst viele, in jeder andern Rücksicht achtungswerthe Leute, gekannt habe, die sich schlechterdings weigerten, auch nur nach Lische auf seine Gesundheit zu trinken.

Zwar suchen sie ihr Betragen durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß sie nur gegen ihn als Präsidenten der vereinigten Staaten, nicht aber als General Washington, eine Abneigung hegen; aber dies ist nur eine niedrige Spitzfindigkeit, zu welcher sie ihre Flucht nehmen müssen, damit ihr Betragen nicht zu stark den Stempel der Undankbarkeit führen möge. Während des Krieges gab es viele, und nicht einmal Anhänger der alten Regierung, die alles thaten, was in ihrer Macht stand, ihn von der Befehlshaberstelle zu entfernen, bei der er sich so sehr ausgezeichnet hatte. Der Geist der Unzufriedenheit macht einen hervorstehenden Zug in dem Charakter der Amerikaner, als Volk betrachtet, aus. Würden auch ihre öffentlichen Geschäfte durch eine vom Himmel gesandte Person verwaltet, so würden die Handlungen derselben dennoch, anstatt allgemeine Billigung zu erhalten, von manchen als betrügerisch und verbrecherisch angesehen werden.

Achter Brief.

Außerordentliche Milde des Winters von 1795 auf 1796 —
 Abreise nach Lancaster — Chaussee zwischen diesem
 Orte und Philadelphia — Allgemeine Uebersicht
 des Staats Pennsylvanien — Beschreibung der
 Bauerhöfe zwischen Lancaster und Philadel-
 phia — die Landleute leben auf eine armselige Weise
 — Stehen weit unter den englischen Landbauern —
 Schlechte Wirthshäuser auf diesem Wege — Wagen
 und Fuhrleute — Sitten der letztern — Beschreibung
 von Lancaster — Es ist neulich zum Sitz des Staats-
 Conventions gemacht — Hier befindliche Manufak-
 turen — Geriefelte Gewehre — Große Geschicklichkeit
 mit der die Amerikaner sie gebrauchen — Aneldoten
 von zwei Virginischen, zu einem Miesel-Regiment ge-
 hörigen Soldaten,

Lancaster, im März.

Mein lieber Freund!

Dieser Winter ist einer der mildesten gewesen, die man
 je in diesem Lande erlebt hat. Während des letzten
 Monats fiel zwei oder drei Mal etwas Schnee; aber
 nie blieb er zwei Tage lang auf der Erde liegen. In
 den ersten Wochen dieses Monats setzte ein mäßiger
 Frost an, und es fiel sechs bis sieben Zoll hoch Schnee;
 aber am dritten Tage erfolgte starkes Thauwetter, und
 er verschwand sogleich: seit der Zeit ist das Wetter un-
 gewöhnlich milde gewesen. Da die Witterung so schön
 und zum Reisen so günstig war, so hatte ich keine Nei-
 gung in Philadelphia zu bleiben. Ich reiste also zu
 Pferde nach diesem Orte ab, und kam vorigen Abend

am Ende der zweiten Tagreise, hier an. Meine Absicht ist, von hier nach Süden zu reisen, um dem heranahenden Frühlinge entgegen zu gehen.

Die Landstraße zwischen Philadelphia und Lancaster ist kürzlich durchgängig verbessert worden, und es werden unter der Direktion einer Gesellschaft Zölle darauf erhoben, um sie in Ordnung zu erhalten. Sobald diese Zölle über fünfzehn Prozent Zinsen für das ausgelegte Kapital geben, welches durch Subskription zur Verbesserung des Weges zusammengebracht worden, ist die Gesellschaft, vermöge einer Akte der Gesetzgebung, verpflichtet, sie zu vermindern. Dies ist der erste Versuch, eine Chaussée in Pennsylvanien zu errichten, und er ist gar nicht nach dem Geschmack des Volks im Allgemeinen, besonders aber der Fuhrleute, die in großer Anzahl von dem westlichen Theile des Staats diese Route nach Philadelphia nehmen.

Der Staat Pennsylvanien hat beinahe die Gestalt eines Parallelograms, dessen größte Länge von Westen nach Osten geht. Dieses Parallelogram wird in der Schräge von Nord-Ost nach Süd-West von mehreren besondern Gebirgszweigen durchschnitten, die ungefähr hundert Meilen breit sind. Die Thäler zwischen diesen Bergrücken enthalten eine fruchtbare schwarze Erde; auch ist das Erdreich in den nordwest- und südöstlichen Winkeln, außerhalb der Berge, sehr gut. Die nördlichen Gegenden dieses Staats sind bis jetzt nur sehr dünn bewohnt; aber gegen Süden, den ganzen Weg von Philadelphia bis Pittsburgh, ist er gut bevölkert. Der bewohnteste Theil desselben ist die südöstliche Ecke zwischen den Bergen und dem Delaware. Hier geht die Chaussée durch, die nach Lancaster führte. Auf beiden Seiten des Weges wechselt das Land zwischen reizenden Hügeln und Thälern ab. Die Kultur schränkt sich größtentheils nur auf das niedrige Land ein, welches das fruchtbarste

ist. Die Hügel bleiben alle mit Waldung bedeckt, und bieten dem Auge die anmuthigste Mannigfaltigkeit dar. Je weiter man sich von Philadelphia entfernt, desto fruchtbarer wird der Boden, und desto mahlerischer die Gegend.

Auf dem ganzen Wege von Philadelphia nach Lancaster sieht man keine zwei Wohnungen zusammen stehen, ausgenommen an einem kleinen Orte, Namens Downingstown, der ungefähr auf der Hälfte desselben liegt. Indeß sind, so weit das Auge reicht, unzählige Bauerhäuser auf dem Lande umher zerstreuet zu sehen. Diese Häuser sind gewöhnlich von Steinen erbauet, und beinahe so gut als die, welche man gewöhnlich auf den Bauerhöfen von fünfzig Acker Landes in den gut kultivirten Theilen Englands antrifft. Jeder einzelne zu diesen Häusern gehörige Hof, enthält gewöhnlich zweihundert Acker, und ist mit sehr weniger Ausnahme das Eigenthum dessen, der ihn kultivirt. In den angebauten Theilen Pennsylvaniens enthalten die Höfe selten mehr als dreihundert Acker. Gegen Norden indeß, wo nur wenige Niederlassungen sind, befinden sich große Strecken Landes in den Händen von Individuen, die damit spekuliren und Handel treiben. Nahe bei dem Hause ist gewöhnlich ein Fruchtgarten voll Pfirsich- oder Aepfelbäumen. Aus diesen Früchten macht man hier Cyder oder Brantwein. Auch hat man in dieser Gegend eine Methode, die Pfirsiche und Aepfel, nachdem sie geschnitten sind, an der Sonne zu trocknen, und, auf diese Art zubereitet, dauern sie das ganze Jahr durch. Sie werden zu Torten und Pudding gebraucht, haben aber einen sehr herben Geschmack, und behalten fast nichts von der ursprünglichen Annehmlichkeit dieser Frucht. Die Pfirsiche sind in ihrem besten Zustande, doch nur klein und trocken; die bessern Sorten derselben müssen sorgfältig in Gärten aufgezogen werden. Man sagt, das Klima habe sich so sehr geändert, daß sie jetzt nicht mehr, wie ehemals, wach-

sen wollen. Im April und Mai entsteht häufig Nachtfröste, welches vormals ganz unbekannt war, und oft werden die Pfirsiche dadurch gänzlich verdorben. Gärten sind in Pennsylvanien auf dem Lande sehr selten; denn die Landleute glauben, daß die Arbeit, die sie erfordern, nicht belohnend genug sey; in der Nachbarschaft der Städte indeß sind sie sehr gewöhnlich, und die Küchengewächse, welche in denselben gezogen werden, kommen allen Gewächsen der Art in der Welt an Güte gleich, ausgenommen Kartoffeln, die gewöhnlich einen sehr erdigten unangenehmen Geschmack haben. Obwohl der südwestliche Theil des Staates Pennsylvanien besser kultivirt ist, als irgend ein anderer Theil von Nord-Amerika, so ist doch die hier herrschende Methode, das Land zu bauen, sehr nachlässig. Ich wage es in der That zu behaupten, daß diese Landleute auf ihren zweihundert Aekern nicht mehr ziehen, als ein geschickter Landwirth in Norfolk, Suffolke oder Essex, oder irgend einem andern gut kultivirten Theile Englands, auf funfzig Aekern guten Landes thun würde. Auch lebt der Landmann, der im Besitze von funfzig Aekern angebauten Landes ist, in England in jeder Rücksicht bequemer, als der Bauer in Pennsylvanien oder irgend einem der mittleren Staaten, dem zweihundert Aecker zugehören; sein Haus ist besser meublirt, und sein Tisch reichlicher besetzt. Ich weiß nicht, ob ich es dem Geldgeize, oder der gänzlichen Gleichgültigkeit gegen bessere Kost zuschreiben soll, daß die Amerikaner nicht besser leben; vielleicht rührt es von beiden her: so viel ist indeß gewiß, daß ihre Lebensart äußerst elend ist.

Die Wirthshäuser werden durch diesen ganzen Theil des Landes von Landleuten gehalten, und sind alle sehr mittelmäßig. Wenn der Reisende einige Eier und etwas Speck erhalten kann, mag er zufrieden seyn. Man kann immer zwanzig gegen Eins wetten, daß nicht ein Stück-

den frisches, und nicht einmal gesalzenes Fleisch zu haben seyn werde, ausgenommen gesalzenes Schweinefleisch. Gemüse scheint gleichfalls sehr selten zu seyn, und wenn man einiges erhält, so besteht es gewöhnlich in Rüben oder Rübenkraut, welches wie andere Küchengewächse gekocht wird. Das Brod ist schwer und sauer, obwohl so gutes Mehl, als es nur geben kann, vorhanden ist. Dies kommt von der Art, wie die Leute hier backen; sie lassen den Teig durch etwas, das sie *Sotz* nennen, und aus zusammengekochtem Hopfen und Wasser besteht, aufgehen. Man kann sich nicht darauf verlassen, in diesen Wirtshäusern immer jemanden zu treffen, der die Pferde striegen oder sie nur füttern könnte; man ist daher, im Fall man nicht mit einem Bedienten reiset, genöthigt, alles dieses selbst zu thun. Und wenn auch wirklich Leute zum Behuf der Reisenden gehalten werden, welches in einigen Wirtshäusern der Fall ist, so sind sie doch so mürrisch und grob, daß man sich geneigt fühlt, lieber alles selbst zu verrichten, als ihnen einige Hilfe zu verdanken. Sie scheinen immer zweifelhaft zu seyn, ob sie etwas für Reisende thun sollen, oder nicht, und mit sich selbst zu berathschlagen, ob es nicht eine zu starke Abweichung von den Regeln der Gleichheit sey, das Pferd eines andern Mannes zu besorgen; und ob es nicht ein angenehmer Anblick seyn würde, einen feinen Mann seinen Rock abziehen, und selbst an die Arbeit gehen zu sehen. Auch ändert kein Geld ihr Betragen. Höflichkeit ist, wie schon gesagt, eine Sache, die man in Amerika mit keinem Gelde, sey es auch noch so viel, erkaufen kann. Nichts desto weniger nimmt dies Volk das Trinkgeld mit der größten Bereitwilligkeit zu sich, aber ohne dafür zu danken. Von allen Menschen auf Erden sind die Amerikaner die interessirtesten und habgüchtigsten.

Man kann kaum eine Meile auf diesem Wege fortreisen, ohne eine Menge von Wagen anzutreffen, die
zwi

zwischen dem Mittellande des Staats und Philadelphia hin und her fahren. Diese Wagen werden gewöhnlich von vier bis fünf Pferden gezogen, die zu Paaren aneinander gejocht sind. Die Wagen sind schwer, die Pferde klein, und die Fuhrleute unbarmherzig. Die Folge davon ist, daß sich fast in jedem Gespann ein blindes oder lahmes Pferd befindet. Es ist bekannt, daß die Pennsylvanier sehr schlechte Sorge für ihre Pferde tragen. Wenn die Nacht nicht sehr stürmisch ist, bringen die Fuhrleute ihre Pferde nte unter Obdach, und wenn es regnet, so ist es nur unter Schuppen, zu welchem Ende ein jedes Wirthshaus mit einem solchen von ziemlicher Größe versehen ist. Die Marktstraße in Philadelphia, durch welche diese, wenn sie in die Stadt kommen, fahren müssen, ist immer voll von Wagen und Pferden, welche die ganze Nacht dort stehen bleiben. Dies geschieht, um Geld zu ersparen; indem die Kosten, die Pferde in einem Stalle zu füttern, nach der Meinung dieser Leute zu groß seyn würden. Futter für die Pferde ist immer im Wagen; und in dem Augenblick, da sie still halten, werden sie ausgespannt, und, wenn sie auch noch so warm sind, gleich gefüttert. Durch diese Behandlung wird die Hälfte jener armen Pferde steif. Die Pferde werden aus einem großen, zu dem Ende mitgeführten Troge, gefüttert, der, vermittelst eines eisernen Nagels, auf der Deichsel befestigt wird.

Lancaster ist die größte inländische Stadt in Nord-Amerika, und enthält neunhundert, größtentheils von Ziegeln und Steinen erbauter Häuser, sechs Kirchen, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß. Von diesen Kirchen gehört jeden der folgenden Glaubensgenossen, nemlich den deutschen Lutheranern, deutschen Reformirten, Mährischen Brüdern, Englischbischöflichen und Römischkatholischen, Eine. Die Straßen

Wette Renen.

sind regelmäßig angelegt, und durchschneiden einander in rechten Winkeln.

Es ist in der Assemblée eine Akte durchgegangen, vermöge welcher die Regierung von Pennsylvanien in dieser Stadt ihren Sitz, anstatt in Philadelphia, haben soll, und im Jahre 1797 sollte sich die Assemblée hier versammeln. Dieser Umstand gereicht sehr zum Aufkommen der Stadt. Die Philadelphier, dieser Maßregel abgeneigt, sprachen fast eben so davon, als von der Verlegung des Sitzes der Föderal-Regierung, und meinten, das Gouvernement müsse wieder nach Philadelphia verlegt werden; aber die Nothwendigkeit, den Sitz der Legislatur so viel als möglich in der Mitte zu haben, ist einleuchtend, und wenn wieder eine Veränderung Statt finden sollte, ist es wahrscheinlich, daß sie noch weiter von Philadelphia entfernt werde. Nach denselben Grundsätzen versammelt sich die Assemblée von Virginien jetzt in Richmond, anstatt in Williamsburg, und die des Staats New-York in Albany, da sie sich sonst in der Stadt New-York versammelt hatte.

In Lancaster werden von einzelnen Deutschen Mechanikern viele verschiedene Artikel, aber besonders nur für die Stadt und die Nachbarschaft derselben gefertigt. Indes müssen hiervon geriefelte Gewehre ausgenommen werden, welche, wenn sie gleich nicht so hübsch, als die sind, die man von England einführt, von den Jägern doch mehr geschätzt, und nach allen Theilen des Landes verführt werden.

Die geriefelten Gewehre, die in Amerika gewöhnlich gebraucht werden, haben ungefähr die Länge einer Muskete, und tragen kleinere Kugeln, von der Größe, daß dreißig bis vierzig auf ein Pfund gehen.

Ein erfahrener Schütze trifft sicher mit diesem Gewehre einen Gegenstand von der Größe einer Krone in der Entfernung von hundert Ruthen. Zwei

Leute, die zu einem Virginischen Riesel-Regiment gehörten, von dem während des Krieges eine starke Division in dieser Stadt einquartiert war, verließen sich einander so sehr auf ihre Geschicklichkeit, daß einer von ihnen ein, nicht mehr als neun Zoll ins Gevierte haltendes Brett, zwischen den Knieen zu halten pflegte, indem der andere in der Entfernung von hundert Schritten eine Kugel durch dasselbe hinschoß. Dies pflegten sie abwechselnd zur Belustigung der Stadtleute zu thun, so oft es von ihnen verlangt wurde. Viele Personen in Lancaster können dies bezeugen. Sollte ich Ihnen aber alle die Geschichten erzählen, die ich von der Geschicklichkeit dieser Rieselmänner (Rislemen) gehört habe, so würden Sie glauben dies Volk wäre auf das abscheulichste ans Aufschneiden gewöhnt. Ein Riesel-Gewehr trägt kein Schrott, auch trägt es keine Kugeln mit Gewißheit viel weiter als hundert und fünf Ruthen.

Neunter Brief.

Große Anzahl Deutscher in der Nachbarschaft von York und Lancaster — wie sie herüber gebracht werden — Weißer Sklavenhandel — Grausamkeit, die bei Führung desselben begangen wird — Kontrast des deutschen Charakters mit dem Amerikaner — Ueberfahrt über den Susquehannah, zwischen York und Lancaster — Große Schönheit der Ansichten längs dem Flusse — Beschreibung von York — Gerichtshöfe dort — Pennsylvanisches System der gerichtlichen Verfassung.

York, im März.

Mein lieber Freund!

Gestern kam ich in diesem Orte an, der ungefähr zwanzig Meilen von Lancaster entfernt ist. Die Bewohner dieser Stadt, so wie die von Lancaster und den benachbarten Gegenden, bestehen größtentheils aus holländischen und deutschen Emigranten und deren Nachkommen. Eine große Anzahl dieser Menschen emigriert jährlich nach Amerika, und ihre Einfuhr macht sogar einen ziemlich beträchtlichen Handelszweig aus. Sie werden gewöhnlich von den Hansestädten und von Rotterdam gebracht. Die Schiffe gehen von Amerika mit verschiedenen Produkten beladen dorthin, und die Kapitäne derselben pflücken nach ihrer Ankunft dort so viele Menschen an Bord, als sie nur überreden können ihr Vaterland zu verlassen, ohne einiges Geld für ihre Ueberfahrt zu fordern. Sobald ein solches Schiff in Amerika ankömmt, wird eine

Nachricht in die Zeitungen eingerückt, worin die verschiedenen Klassen der Ankömmlinge, z. B. Schmiede, Schneider, Zimmerleute, Bauern, u. s. w. angeführt werden. Diejenigen, welche solcher Leute benöthiget sind, gehen an Bord des Schiffes, wo diese armen Deutschen an den Meißbietenden losgeschlagen werden, und der Kapitän oder der Eigner des Schiffes, steckt das aus ihnen gelöste Geld in die Tasche *).

Es hat viele sehr empörende Beispiele in der Führung dieses Handels gegeben, der im gemeinen Leben der weiße Sklavenhandel genannt wird. Ich will hier nur eins anführen. Zur Zeit, da das gelbe Fieber in Philadelphia wüthete, im Jahre 1793, da es wenige Schiffe wagen wollten, näher an die Stadt als Fort Mifflin zu gehen, welches vier Meilen unter derselben liegt, kam ein Kapitän mit solchen Menschen auf dem Fluß. Er hörte von der schrecklichen Seuche, bei der für keinen Preis die nöthige Anzahl Wärterinnen, zur Bedienung der Kranken herbei geschafft werden konnte, und faßte daher den menschenfreundlichen Entschluß, diesen Mangel aus seinen Passagieren zu ersetzen. Dem zufolge segelte er dreißig vor die Stadt, und kündigte mit folgenden Worten seine Ladung zum Verkauf an: Einige gesunde Bediente zwischen sechszehn und achtzehn Jahren alt, sind so eben mit dem *Brigg-Schiff* — — angekommen; man kann über ihre Zeit disponiren, wenn man sich an Bord des Schiffes versetzen will. Die Ladung blieb, wie Sie leicht denken können, nicht lange unverkauft. Diese Anekdote wurde mir von einem Manne mitgetheilt, der im Besitz der Original-Anzeige war.

Wenn ich Ihnen sage, daß die Menschen auf diese Weise verkauft werden, so ist dies nicht zu verstehen, daß sie auf immer ihre Freiheit verlieren, sondern

*) Vor dem Kriege mit Frankreich wurden Tausende von Ircländern auf dieselbe Weise hinüber gebracht.

nur für eine gewisse Zeit; für zwei, drei, vier oder fünf Jahre, nach ihren verschiedenen Talenten. Ein guter Mechaniker, der irgend ein bestimmtes Handwerk versteht, dem es in Amerika besonders an Menschen gebricht, hat eine kürzere Zeit als ein bloßer Tagelöhner zu dienen, da für seine Zeit mehr Geld gegeben wird, und die Kosten seines Unterhalts nicht größer sind, als die eines jeden andern Mannes. Während ihrer Dienstjahre können diese Menschen nach Willkür ihrer Herren, wieder verkauft werden. Sie stehen unter demselben Zwange als die Negerflaven, und wenn sie es versuchen wegzulaufen, werden sie gleich den Dieben eingekerkert. Die Gesetze in Ansehung der so eingeführten und verkauften Menschen *), sind auf diejenigen gegründet, die vor der Revolution für englische Uebeltäter waren gemacht worden, und die sehr strenge waren. Die Deutschen sind ruhige, mäßige und sehr thätige Menschen, und die schätzbarsten Bürger. Gewöhnlich lassen sich mehrere an einem Orte zugleich nieder, und behalten daher, wie man leicht denken kann, die Sitten ihres Vaterlandes, so wie ihre eigne Sprache bei. In Lancaster und in der Nachbarschaft ist deutsch die herrschende Sprache, und es giebt viele daselbst, die keine andere können. Die Deutschen gehören zu den besten Landwirthen in den vereinigten Staaten, und werden nur selten anderswo gefunden, als wo das Erdreich besonders gut ist. Wo sie sich auch niederlassen, da erbauen sie Kirchen, und sind ungemein aufmerksam auf die Pflichten der Religion. In dieser und mancher andern Rücksicht unterscheiden sich die Deutschen und ihre Nachkommen sehr stark von den Amerikanern, das heißt, von den Nachkommen von Engländern, Schottländern, Irländern und andern Nationen, die, weil sie durch mehrere Ge-

*) Redemptioners nennt man sie in Amerika.

nerationen im Lande gelebt, und sich mit einander vermischet haben, nun ein Volk bilden, dessen Sitten und Gewohnheiten ziemlich gleichförmig sind.

Die Deutschen sind eine emsige Klasse von Menschen, die sich ganz auf ihre eignen Geschäfte legen, und sich wenig um die der andern bekümmern; sie fallen einem Fremden, wenn er durch ihre Niederlassungen kömmt, nie mit neugierigen und unnützen Fragen zur Last. Kommt man dagegen zwischen Amerikaner, so muß ein Fremder sogleich sagen, wo er her kommt, wo er hingehet, wie er heißt, und was sein Geschäft ist, und bevor er ihre Neugierde über diese und ähnliche Punkte nicht befriedigt hat, lassen sie ihn keinen Augenblick in Ruhe. In einem Wirthshause muß er jeden frischen Haufen der hereinkommt, auf dieselbe Weise befriedigen, oder sich mit ihnen in einen Streit einlassen, besonders wenn man ausgesunden hat, daß er kein Eingeborner ist, zu welcher Entdeckung es denn freilich nicht vieles Scharffsinnes bedarf.

Die Deutschen bekümmern sich wenig um Politik. Sie wählen ihre Repräsentanten zum Kongreß und der Staats - Assemblée, und zufrieden, wenn nur verdienstvolle Leute von dem Volke überhaupt gewählt sind, hegen sie das Vertrauen zu ihnen, daß sie für das öffentliche Beste sorgen werden, und unterwerfen sich daher ruhig ihren Beschliessen. Sie verehren die Konstitution, mit dem Bewußtseyn, daß sie glücklich darunter leben, und äußern keine Wünsche, sie zu ändern. Die Amerikaner dagegen haben immer etwas an dieser oder jener Maßregel zu tadeln; die eine oder die andere Sache ist immer unrecht, und sie scheinen nie ganz zufrieden zu seyn.

Auf meinem Wege von Lancaster hierher, passirte ich den Susquehanna, der beinahe in der Mitte zwischen den beiden Städten fließt, bey dem kleinen Dorfe Columbia, indem hier bessere Böde, als

bei den höher oder niedriger gelegenen Fährstellen gehalten werden.

Der Susquehanna hiehet etwas mehr als eine Viertelmeile breit, und auf eine beträchtliche Weite, sowohl oberhalb als unterhalb der Fähr, enthält er eine Menge Inseln und große Felsen, über welche letztern das Wasser mit erstaunlicher Schnelligkeit hinsürzt. Das brausende Getöse, was hierdurch veranlaßt wird, hört man in großer Entfernung. Die Ufer erheben sich kühn an jeder Seite, und sind mit dicker Waldung bedeckt. Die Inseln sind mit kleinen Bäumen bewachsen, die im Kontrast mit den Felsen eine schöne Wirkung hervorbringen. Die Gegend ist aus jedem Gesichtspunkte betrachtet wild und romantisch. Wenn man sich über den Fluß setzen läßt, muß man erst eine Zeitlang nahe am Ufer gegen den Strom anrudern, und dann unter dem Schutze einer der größten Inseln hinüber streichen. Da diese Fälle zwischen den Klippen sich sehr weit erstrecken, so verhindern sie gänzlich die Schifffahrt; ausgenommen wenn das Wasser geschwollen ist, zu welcher Zeit große Flöße mit vielen Hunderten von Wehlfässern beladen, mit dem Strome herunterkommen. Man behauptet, daß der Fluß hier schiffbar gemacht werden könnte; aber die Kosten eines solchen Unternehmens würden enorm seyn, und es ist in der That wenige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es je versucht werde, da die Pennsylvanier schon beschäftigt sind, einen Kanal unterhalb Harrisburgh zu graben, welcher den schiffbaren Theil des Flusses mit dem Schuykill, und vermittelst eines andern Kanals mit dem Delaware verbinden wird, wodurch den Erzeugnissen des Landes von Susquehanna ein Ausgang eröffnet wird. Diese Kanäle würden schon vollendet seyn, wenn die Subscribenten alle ihren Antheil bezahlt hätten; aber

jetzt liegen sie wegen Mangel an Gelde beinahe gänzlich darnieder.

Die Menge wilder Vögel die man allenthalben auf dem *Susquehanna* bemerkt, ist ungeheuer. Durch ganz Amerika ist das wilde Geflügel vortreflich, und im Ueberfluß vorhanden; aber es wird besonders an diesem Flusse, so wie auch am *Patomack* und *James-Flusse*, eine Ente gefunden, die alles andere übertrifft. Sie wird die weiße Ente, oder die Ente mit dem Kanasaßrücken genannt, weil die Federn zwischen den Flügeln, ungefähr die Farbe des Kanasaßes haben. Diese Ente wird in Amerika so geschätzt, daß sie sehr oft als ein Geschenk hundert Meilen weit versandt wird. In der That würde sie für den größten Epikuräer jedes Landes ein außerlesener Leckerbissen seyn.

York enthält nahe an fünf hundert Häuser, und sechs Kirchen. Es wird von Deutschen bewohnt, welche dieselben Manufakturen haben, wie die Bewohner der Stadt *Lancaster*, der *York* an Größe ziemlich gleich kommt.

Als ich hier eintraf, wurden gerade die gewöhnlichen Gerichte, und die der Quartalsitzungen gehalten; ich fand es daher anfangs schwer Wohnung zu bekommen; aber zuletzt wurde ich in einem Hause zugelassen, das größtentheils von Advokaten in Besitz genommen war. Es war in der That belustigend, das fremdartige Gemisch von Menschen zu sehen, die diesen Morgen in einem armseligen Zimmer, das für alle im Hause logirenden bestimmt war, zusammen trafen. Hier war ein Advokat mit seinem Klienten in einem Winkel des Zimmers; dort ein anderer mit den Seinigen; ein dritter rasirte sich; ein vierter puderte sein Haar; ein fünfter notirte etwas in seinem Konzept; und in der Mitte des Zimmers stand der Tisch, zwischen einer Reihe lärmender alten Leute an der einen, und



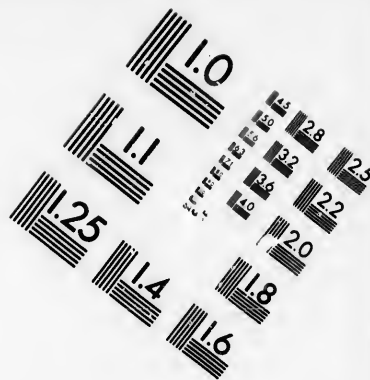
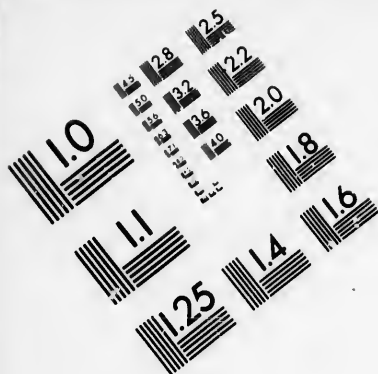
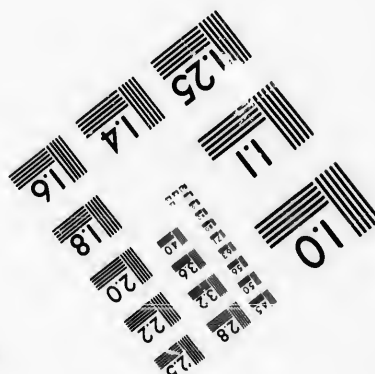
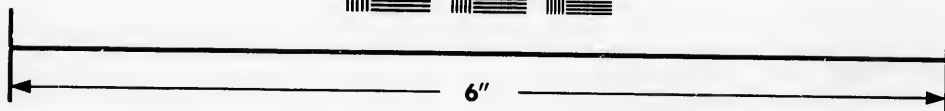
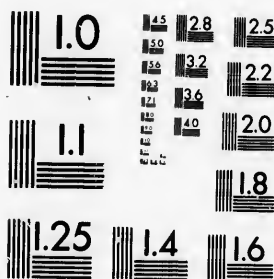


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



drei oder vier weinenden Weiber an der andern Seite. Ich und die übrigen der Gesellschaft, die nicht Advokaten waren, aßen ruhig unser Frühstück.

Bei dem Eintritt in die Gerichtshöfe ist ein Fremder geneigt, über das groteske Ansehn der darin präsidirenden Richter und deren Manieren zu lächeln; aber dies Lächeln wird bald bei dem Gedanken unterdrückt, daß es vielleicht kein Land in der Welt giebt, wo die Gerechtigkeit unparteiischer administriert, oder leichter von denjenigen erhalten wird, denen Unrecht geschehen ist. Die Richter auf dem Lande in *Pennsylvania*, sind nichts anders als schlichte Landleute, die von ihrer Kindheit an, nicht viel mehr gethan haben, als dem Pfluge zu folgen. Die Gesetze erklären ausdrücklich, daß in jeder Grafschaft wenigstens drei Richter residiren müssen; da nun der Gehalt derselben ganz unbedeutend ist, so würde kein Rechtsgelehrter eine solche Stelle annehmen; sie muß folglich aus den Einwohnern besetzt werden, die alle in einem glücklichen Mittelstand, und in vollkommener Gleichheit miteinander leben. Indes ist der Richter eines Distrikts ein Mann anderer Art, und hat einen beträchtlicheren Gehalt. Der Distrikt oder Bezirk besteht aus wenigstens drei, aber nie mehr als sechs Grafschaften. Die Richter der Grafschaften sind, wie ich schon angeführt habe, Richter in den untern Gerichten, und urtheilen zugleich über Kriminalfälle, über Gefängnißstrafe und über das Verhör der im Kerker sitzenden Verbrecher. Jede zwei Richter machen die Quartalsitzungen aus. Unter gewissen, durch die Gesetze bestimmten Regulazionen, hat ein Angeklagter das Recht, seine Sache vor das höchste Gericht zu bringen, welches über jeden Theil des Staats die Gerichtsbarkeit hat. Diese kurze Nachricht von den Gerichten, betrifft nur *Pennsylvania*. Ein jeder Staat in der Union hat sein eigenes Gesetzbuch, und eine besondere Gerichtsverfassung.

Zehnter Brief.

Von der Gegend bei York — Von dem Erdreiche des Landes an jeder Seite der blauen Gebirge — Frederic-Town — Veränderung in den Einwohnern und dem Lande, wenn man sich der See nähert — Große Anzahl Sklaven — Toback, Hauptprodukt. Neugierde des Volks in den Wirthshäusern — Bemerkungen darüber — Beschreibung des großen Falls des Patowmack — George-Town — Von dem Lande zwischen diesem Orte und Goe's-Fähre — Giftige Weinstöcke — Port-Tabacco — Elendes Ansehn des Landes in der Nachbarschaft der Fähre — Vernachlässigte Sklaven — Sehr gefährliche Ueberfahrt über den Patowmack — Frischwasser-Austern — Landung an einem wüsten Theile des virginischen Ufers — Große Gastfreizit der Virginier.

Stratford, im März.

Mein lieber Freund!

In der Nachbarschaft von York und Lancaster, besteht der Boden in einer fruchtbaren, braunen lehmigten Erde, und wenn man in einer südwestlichen Richtung, parallel mit den blauen Bergen reist, findet man bis Frederic in Maryland, überall dasselbe Erdreich; hier geht es in eine dunkel-röthliche Farbe über, und bleibt fast eben so längs der östlichen Seite der Gebirge, den ganzen Weg nach Nordcarolina hinunter. Wenn man indeß gerade von Frederic, über die Gebirge geht, bemerkt man dieselbe fruchtbare braune Erde, die in der Nachbarschaft von York und Lancaster gewöhnlich ist, wieder, und findet sie durch

ganz Shenandoah-Thal, bis an die Carolinas, an der Westseite der Gebirge.

Zwischen York und Frederic in Maryland, liegen zwei oder drei kleine Städte, nemlich Hannoter, Petersburgh und Woodsburgh; aber es ist nichts an ihnen, was der Mühe werth wäre, genannt zu werden. Frederic enthält ungeräth siebenhundert Häuser, und fünf Kirchen, wovon zwei den deutschen Lutheranern, eine den Presbyterianern, zwei den Reformirten, und eine den Baptisten gehört. Es ist eine blühende Stadt, und sie treibt einen lebhaften innern Handel. Hier ist das Arsenal des Staats Maryland, da diese Lage sicher und mitten im Lande ist.

Von Frederic reiste ich in einer südlichen Richtung durch die Grafschaft Montgomery in Maryland. Hier verändert sich das Erdreich in eine gelbliche Art Lehm mit Kies gemischt, und bleibt fast eben so, bis man an die Föderalstadt kommt, jenseits welcher, wie ich schon bemerkt habe, es immer sandiger wird, je mehr man sich der Seeküste nähert. Die Veränderung in dem Ansehn des Landes ist, wenn man Frederic erst verlassen hat, ganz allmählich, aber am Ende einer Tagreise bemerkt man einen auffallenden Unterschied. Anstatt gut cultivirter, grüner mit Weizen bedeckter Felder, wie man sie längs dem Landstriche trifft, der nahe an den Bergen wegläuft, sieht man hier große Stücke Landes wüste liegen, die von der Kultur des Tobacks ausgesogen sind, und jetzt kaum irgend ein Kraut hervorbringen. Anstatt der Furchen des Pflugs, bemerkt man die Merkmale der Hacke im Boden. Die Felder sind mit Haufen von Tobacks-Pflanzen bedeckt, und das Auge wird jeden Augenblick von dem widrigen Anblick weiblicher und männlicher Sklaven beleidigt, die unter dem strengen Kommando ihrer Aufseher sich bei der Arbeit abquälen. Auch ist der Unterschied in den Sitten der Einwohner sehr groß.

Anstatt unter phlegmatischen Deutschen zu seyn, befindet sich der Reisende wieder unter einer neugierigen und dringlichen Klasse von Menschen, deren Neugierde zu befriedigen er immer, nachdem er in einem Wirthshause abgestiegen ist, einen gewissen Theil seiner Zeit aufopfern muß.

Nachdem ich die Landstraße bis an Wontgomerys Gerichtshause gefolgt war, lenkte ich einen, durch die Waldung führenden Beiweg ein, um die großen Fälle des Patowmack zu sehen. Die Ansicht derselben von dem marylandischen Ufer ist sehr angenehm; aber nicht so sehr als der von der entgegengesetzten Seite. Da ich also den Fluß nahe bei den Fällen erreicht hatte, ritt ich durch das Holz, womit die Ufer desselben bedeckt sind, eine Strecke weiter hinauf, nach einer Stelle wo eine Fährre war, mit der ich über den Fluß nach Virginien setzte. Von dem Orte, wo ich landete, bis an die Fälle, geht ein wilder romantischer Weg, längs dem Rande des Flusses hin, der sich zugleich um den Fuß eines hohen, mit Bäumen und Felsen bedeckten Hügels windet.

Nähe am Ufer sind fast längs dem ganzen Wege, kleine mit Bäumen bedeckte Inselgruppen, die, weil sie sich dem reißenden Laufe des Flusses auf einmal widersetzen, sehr gefährliche Strudel bilden, worauf viele Bote verlohren gehen, wenn sie von Leuten geführt werden, die nicht geübt und vorsichtig sind.

Ungeheure Haufen weißen Sandes, sind von den Wellen ans Ufer gespült, und an einigen Stellen ist der Pfad wegen einer Menge hoher Bäume, die von oben herunter von den Fluthen zusammen getrieben sind, beinahe ungangbar.

Der Fluß ist an der erwähnten Fährstelle, beinahe ein und eine Viertelmeile breit, und behält ungefähr dieselbe Breite bis an die Fälle, wo er sich beträchtlich zusammenzieht, und in seinem Bette von ungeheuren Fel-

sen an jeder Seite begrenzt wird. Auch verändert er hier auf einmal seinen Lauf, und zwar so sehr, daß er in einer kurzen Entfernung vor den Fällen, in einer mit der vorigen ganz entgegengesetzten Richtung läuft; aber bald nachher nimmt er seinen vorigen Lauf wieder an. Das Wasser fällt nicht senkrecht hinunter, ausgenommen an einer Stelle, dicht bei dem virginischen Ufer, wo die Höhe nur ungefähr dreißig Fuß ist, wo er aber mit furchtbarem Getöse über eine Lage Felsen, sich in verschiedenen Katarakten herunterstürzt. Die beste Ansicht dieses Wasserfalls ist von einer ungefähr fünfzig Fuß hohen Felsenmasse, welche wegen der Biegung des Flusses den Fällen beinahe gegenüber liegt. Der Fluß kommt von der rechten Seite, wendet sich allmählig, stürzt sich dann jählings hinunter, und wendet sich am Fuße des Felsen, worauf man steht, mit großer Schnelligkeit herum. Die Felsen haben eine schieferähnliche Farbe, und liegen in Schichten auf einander; die Oberfläche derselben ist an manchen Orten glatt und schimmernd.

Von hier folgte ich dem Laufe des Flusses, bis *George-Town* hinunter, wo ich wieder übersegte. Ich ging durch die *Föderalsstadt*, und längs dem *Maryland-Ufer* nach *Piscataway*, und dann nach *Port Labacco*, zwei kleinen Städten an *Creeks* gleiches Namens, die in den *Patomack* fallen. In der Nachbarschaft von *Piscataway* hat man einige schöne Ansichten des virginischen Ufers, besonders zeichnet sich *Mount Vernon* sehr vortheilhaft aus.

Ich bemerkte hier eine große Menge der giftigen Weinstöcke, die um die großen Bäume herumwachsen, und den gewöhnlichen Weinstöcken sehr ähnlich sehen. Wenn sie des Morgens, da die Zweige noch vom Thau geräuft sind, angefaßt werden, erregen sie unfehlbar Blasen an der Hand, die oft schwer wieder wegzuschaffen sind. *Port Labacco* enthält etwa achtzig Häu-

fer, die größtentheils von Holz und sehr armselig sind. Es steht eine große von Quadern erbaute, Englisch-Bischöfliche Kirche an der Außenseite der Stadt, die ehemals dem Orte zur Zierde gereichte, jetzt aber im verfallenen Zustande ist. Die Fenster derselben sind zerbrochen, und der Weg führt durch den Kirchhof über die Gräber, nachdem das Stacket, welches ihn umgab, weggerissen ist. Nahe bei der Stadt ist Mount Miserery, auf dem sich, nahe an der Spitze, eine medizinische Quelle befindet, die im Sommer wegen des kalten Wassers merkwürdig ist.

Von Port Tabacco bis nach Hoes-Fähre, an dem Patowmack, ist das Land flach und sandig, und hat ein äußerst trauriges Ansehn.

Das Auge erblickt hier Meilenwegs nichts als weite, vom Tobacksbau ausgefogene Felder, die mit gelben Rindgrase überwachsen sind, und worauf hin und wieder Gruppen von Fichten und Cedern stehen, deren dunkelgrüne Farbe einen seltsamen Kontrast, mit dem Gelb des Rindgrases machen. In der Mitte dieser Felder sind noch Ueberreste von verschiedenen guten Häusern, die zum Beweise dienen, daß der Boden ehemals anders war als er jetzt ist. Dies sind höchst wahrscheinlich die Häuser der Leute, die sich ursprünglich mit Lord Baltimore, in Maryland niederließen, die aber nun, da der Boden um sie her ausgefogen ist, und die Leute es vortheilhaft gefunden haben, nach einem andern Theile des Landes zu gehen, und ein Stück fruchtbaren Landes zu entwalden, als den Versuch zu machen, diese erschöpften Felder wieder anzubauen, dem Zufall überlassen werden. Dem zufolge erscheint die Gegend in vielen der niedrigen Theile Marylands, als wenn das letztere von der Hälfte seiner Einwohner verlassen wäre.

Es geht eine solche Anzahl Wege in verschiedenen Richtungen über diese Ebenen, auf deren keinem irgend

etwas von einem Wegweisungsposten anzutreffen ist, und man begegnet so selten einem menschlichen Wesen, daß es unmöglich ist den Weg auf einmal zu finden. Anstatt zwölf Meilen der Entfernung auf dem rechten Wege von Port Tobacco nach dem Fährhause, hatte mein Pferd gewiß schon zweimal so viel zurückgelegt, ehe wir dort ankamen. Das Fährhaus war eine der alten verfallenen Wohnungen, die vormalig vielleicht einem wohlhabenden Pflanzer gehörte, und zur Zeit, da noch die Felder reiche Erndten Toback lieferten, dem müden Wanderer eine Erfrischung gewährt haben würde; aber in dem Zustande, worin ich es sah, war es ein Bild des Elendes und der Armuth.

Nachdem ich dritthalb Stunden auf mein Frühstück gewartet hatte, war alles was ich erhalten konnte zwei Eier, eine Pinte Milch, und ein Stückchen Kuchenbrod, das kaum so groß als meine Hand und wenig besser als Teig war. Dies mußte ich noch mit meinem Bedienten theilen, der mich zu benachrichtigen kam, daß durchaus nichts mehr, als was man mir schon gebracht hätte, im Hause zu bekommen wäre. Ich erzählte diesen Umstand mehreren Personen, als ich in Virgini en kam, und viele derselben versicherten mich, daß sie dasselbe Schicksal in diesem Hause gehabt hätten; und doch führte es den Namen eines Wirthshauses. Womit sich die weißen Menschen in diesem Hause ernährten, konnte ich nicht entdecken; aber es war sichtbar, daß sie Sorge für sich trugen. Was die armen Sklaven indeß betrifft, deren ich mehrere in den benachbarten Hütten bemerkte, so hatten sie äußerst elendes Ansehn, und schienen halb verhungert zu seyn. Die Männer und Weiber waren mit Lumpen bedeckt, und die Kinder gingen ganz nackt herum.

Nachdem ich in das Fährboot getreten war, zeigte mir der Herr des Hauses, sich bewußt, daß er mir sehr schmale Kost gegeben hatte, an, daß in dem Flusse sich

eine

eine Austerbank befände, welcher ich nahe vorbei kommen müsse, und daß, wenn ich stille halten wollte, die Leute des Boats mir im Ueberflusse davon verschaffen könnten. Die Neugierde Frischwasser-Austern zu kosten, bewog mich dies zu thun, und wir kamen in wenigen Minuten bei einem Haufen derselben an. Diese Austern schmecken gekocht sehr gut, aber roh, äußerst unangenehm. In der That sind alle Amerikanische Austern, selbst die nicht ausgenommen, die bei New York ganz nahe am Meere gefunden werden, nach der Meinung der meisten Europäer, sehr mittelmäßig und geschmacklos, so lange sie roh sind. Die Amerikaner dagegen tadeln unsere Austern noch mehr, die, wie sie sagen, auf keine Weise gegessen werden könnten, weil sie nach Kupfer schmeckten. Der Patomack, so wie die übrigen Flüsse Virginien's, hat einen Ueberfluß an vorreflichen Fischen aller Art, als Stöhrn, Alosen, Rochen, Heringen etc., welche einen sehr beträchtlichen Theil der Nahrung der Leute ausmachen, die in diesen Gegenden leben.

Der Fluß ist an der Fährstelle wohl drei Meilen breit, und bei gewissen Winden steigt das Wasser sehr hoch. In diesem Falle binden die Fährleute, ehe sie absetzen, gewöhnlich erst die Pferde, aus Furcht vor Unfällen. In der That sollten sie dies bei den kleinen Böten, deren sie sich bedienen, immer thun; denn in diesem Lande entstehen sehr häufig Windstöße, und oft wenn sie am wenigsten erwartet werden. Wegen der Vernachlässigung dieser Vorsicht befand ich mich, während der Ueberrfahrt, zwei bis dreimal auf dem Punkte, umzuwerfen.

An der Virginischen Küste, gerade über dem Fährhause, von welchem ich kam, sind verschiedene große Creeks, die in den Patomack fallen, und welche man unmöglich zu Pferde passiren kann, ohne dreißig bis vierzig Meilen in einem sandigen, uninteressanten

Weid's Reisen.



Theile des Landes, nach den Fuhrten oder Brücken zu reiten. Ich wünschte über diese Creeks zu kommen, und mietete daher Fährleute, mich zehn Meilen weiter den *Patomack* hinunter, der Mündungen aller dieser Flüsse vorbei, zu setzen. Dies thaten sie, und des Nachmittags landete ich am Strande, nicht wenig erfreut, das Ufer erreicht zu haben, ohne geodthigt worden zu seyn, einen Theil des Weges zu durchschwimmen; denn während der letzten Stunde hatten die Pferde keine zwei Minuten lang still gestanden, und bei zwei Vorfällen wäre das Boot auf ein Haar, wegen des verlohrnen Gleichgewichts, umgeworfen; indem sie sich beide nach einer Seite desselben hinwandten, so daß wir nur mit Mühe diesen Unfall verhindern konnten.

Die Gegend, wo ich landete, schien eine vollkommene Wildniß zu seyn. Keine Spur eines Weges oder Pfades war auf dem weißen losen Sande zu sehen, und die Cedern und Fichten wuchsen von allen Seiten so nahe an einander, daß es kaum möglich war, in irgend einer Richtung hundert Schritte vor sich hin zu sehen. Indes folgte ich Muthmaßungen, so viel ich konnte, nach einer geraden Linie von dem Flusse in das Land, und kam, nach Verlauf einer Stunde, auf einen engen Weg, der zu einem großen, alten, von Ziegeln erbauten Hause führte, das denjenigen ähnlich war, die ich am *Maryland*-Ufer gesehen hatte. Als ich mich hier bei zwei Schwarzen nach einem Wirthshause erkundigte, erfuhr ich, daß in dieser Gegend keines wäre; daß in dem vor mir liegenden Hause Niemand zu Hause wäre, daß ich aber, wenn ich ein wenig weiter reiten wollte, zu den Häusern einiger Herren gelangen würde, wo ich gewiß seyn könnte, mit Vergnügen aufgenommen zu werden. Auf einer Strecke von fünf oder sechs Meilen bemerkte ich verschiedene andere alte Häuser ähnlicher Art; und da es nun stark gegen die Nacht ging, fing ich an die Nothwendigkeit zu fühlen, nach einem der-

selben hinzugehn. Ich hatte lange Zeit niemanden gesehen, der mir die Eigner derselben hätte nennen können, und ich überlegte schon bei mir, welches Haus ich besuchen sollte, als ein freundlicher alter Neger im Galopp hinter mir kam. Als ich mich an diesen mit der Frage: welche die Besitzer jener Häuser seyen? wandte, gab er sich große Mühe, mich zu versichern, daß ich in jedem dieser Häuser, wo ich auch absteigen möchte, gut aufgenommen werden würde. Er sagte mir, daß es keine Wirthshäuser in diesem Lande gebe, und empfahl mir sehr dringend, ihm nach seines Herrn Hause zu folgen, welches nur eine Meile entfernt wäre, indem er hinzufügte, daß es seinem Herrn sehr angenehm seyn würde, mich zu sehen. Ich hatte schon vorher gehört, daß es in Virginia Sitte wäre, daß ein Reisender, wenn sich kein Wirthshaus in der Nähe fände, ohne Umstände nach einem der Herrenhäuser hinginge; ich folgte also dem Rathe des Negers, ritt nach der Wohnung seines Herrn, machte ihn mit meiner Lage bekannt, und bat, daß es mir erlaubt seyn möchte, mein Pferd für die Nacht in seinen Stall zu ziehen. Die Aufnahme indeß, die ich von diesem Gentleman erhielt, war so ganz anders, als ich sie zu erwarten war bewogen worden. Ich war froh, von ihm zu erfahren, daß es ein gutes Wirthshaus in der Entfernung von zwei Meilen gebe. Ich entschuldigte mich daher wegen der genommenen Freiheit, und machte mich, so schnell als möglich, dahin auf den Weg. Aber statt einer Entfernung von zwei Meilen fand sich, daß es dreimal so weit entlegen wäre; und als ich endlich daselbst anlangte, war es eine elende Hütte. Indeß war jeder Zufluchtsort dem Hause eines Mannes vorzuziehen, der so gänzlich von aller Gastfreundschaft entbloßt war.

Des nächsten Tages kam ich in diesem Orte bei der Wohnung eines Mannes an, der mich in Phila-

Delphia eingeladen hatte, wenn ich durch Virgini-
en käme, eine Seilang bei ihm zuzubringen. Ei-
nige der benachbarten Pflanzer speislen gestern hier;
und da ich ihnen erzählte, was mir in Virginien
begegnet sey, äußerte die ganze Gesellschaft das größ-
te Ersäunen, und versicherte mich, daß es in diesem
Theile Virginien's unerhört wäre, daß man einen
Fremden, von dem Hause eines feinen Mannes, wo
er still gehalten, nach einem Wirthshause hätte gehen
lassen, und wenn es auch noch so nahe gewesen wäre.
Ein jeder schien begierig den Namen des Mannes zu
erfahren, der mir eine solche Aufnahme gegeben, und
bat mich ihn zu nennen. Ich that es, und die Virgi-
nier waren zufrieden; denn es war — ein Schotte, der,
wie es schien, nur kurze Zeit vorher, von irgend einer
Stadt nach der Pflanzung hingezogen war, wo ich ihn
fand. Die Virginier in den niedrigen Theilen des Lan-
des sind wegen ihrer Höflichkeit und Gastfreundschaft
gegen Fremde berühmt. Jenseits der Berge ist ein gro-
ßer Unterschied in den Sitten der Einwohner.

Eilfter Brief.

Von der nördlichen Strecke Virginiens (the Northern Neck of Virginia) — Sie wurde zuerst von Engländern angebauet — Von ihnen erbaute Häuser existiren noch — Ungleichheit des Vermögens unter den Einwohnern — Von Negern bearbeitete Landgüter — Lage der Sklaven — Ist in den Carolinen schlimmer — Ländereien aus-
gesogen vom Tabacksbau — Art der Kultur und Zubere-
itung des Tabacks — Häuser in Virginien — Hölzerne
werden vorgezogen — Niedere Volksklassen in Virgi-
nien — Ihr ungesundes Aussehn.

Stratford, im April.

Dieser Theil Virginiens, zwischen den Flüssen Patowmack und Rappahannock, wird der Nördliche Strich (Northern-Neck) genannt, und ist deswegen merkwürdig, weil er der Geburtsort vieler berühmten Leute war, die sich während des Amerika- nischen Krieges durch ihre großen Talente auszeichne- ten, und an deren Spitze General Washington steht. Hier war es, wo viele Englische Emigranten vom Stande sich zu der Zeit niederließen, als Virgi- nien noch eine junge Kolonie war, und verschiedene Häuser, die sie erbauten, sind noch vorhanden, und gleichen genau den alten herrschaftlichen Häusern in England, besonders in den Graffschaften Richmond und Westmoreland. Einige von diesen sind, gleich den Häusern in Maryland, gänzlich in Ruinen; andere werden von den gegenwärtigen Besitzern in gu- tem Zustande erhalten, die eine Lebensart führen, wel- che der, der Englischen Land-Edelleute, näher kommt, als es, noch einige andere Theile Virginiens ausge-

nommen, irgendwo anders auf dem festen Lande gewöhnlich ist.

Unter den hiesigen Einwohnern und denen der niedrigen Theile Virginien's herrscht eine Ungleichheit, die in dem übrigen Amerika, nur die großen Städte ausgenommen, unbekannt ist. Anstatt daß die Ländereien gleichmäßig vertheilt seyn sollten, sind ein Paar Individuen im Besitze ungeheurer Güter, und ziehen große Einkünfte von ihnen, während der größte Theil des Volks nur in sehr mittelmäßigem Stande lebt. Da die meisten dieser großen Güterbesitzer zugleich eine liberale Erziehung genossen haben, welches bei den andern nicht der Fall ist, — so ist der Unterschied zwischen ihnen noch bemerkbarer. Ich traf mehrere in dieser Gegend, die in England in den öffentlichen Schulen und Universitäten aufgezogen waren, woselbst, bis zu dem unglücklichen Kriege, der die Kolonien vom Mutterlande trennte, sehr gewöhnlich die meisten jungen Leute ihre Bildung erhielten. Und noch jetzt werden viele dahin gesandt, da die Verehrung des Landes, wo ihre Vorfahren herkommen, und mit welchem sie noch lange nachher verbunden waren, keinesweges schon erloschen ist.

Indeß ist doch jetzt keine so große Ungleichheit unter den Einwohnern des Northern Neck's, als vormals, und sie wird mit jedem Jahre weniger bemerklich, weil theils viele große Güter in kleinere zerstückelt werden, indem die Einwohner nach andern und gesundern Gegenden des Landes ziehen; theils aber, und noch mehr deswegen, weil die gegenwärtigen Gesetze Virginien's einem Sohne nicht erlauben, das Landeigenthum seines Vaters, mit Ausschluß seiner Brüder, allein zu erben.

Die großen Pflanzler in Virginien haben fast alles, was sie bedürfen, auf ihren eigenen Gütern. Unter ihren Sklaven befanden sich Schneider, Schuster,

Zimmerleute, Schmiede, Drechsler, Wagner, Weber, Gerber etc. Ich habe Proben eines vortreflichen groben wollenen Zeuges gesehen, das im Lande von Sklaven gefertigt war, so wie Kattunwaaren aller Art, und unter andern auch guten Mantling. Baumwolle kommt hier äußerst gut fort. Die Pflanzen ersterben oft im Winter; aber das erste Jahr, da sie gesät sind, tragen sie immer im Ueberfluß. Die Baumwolle, von der der Mantling gemacht wird, ist eine besondere Art von gelblicher Farbe.

Die Wirthschaft auf den großen Gütern wird von Verwaltern und Inspektoren getrieben; die Eigenthümer selbst amüsiren sich nur damit, zu sehen, was vorfällt. Die Arbeit wird allein von Negerklaven verrichtet, deren es hier doppelt so viele als Weiße giebt. Die Sklaven werden auf den großen Gütern im Allgemeinen ziemlich gut genährt, und mit Milde behandelt. Während beinahe drei Monaten, da ich in Virginien war, hörte ich nur von drei Beispielen einer übeln Behandlung. Ihre Quartiere — so nennt man ihre Wohnungen — liegen gewöhnlich ein bis zweihundert Ruthen von dem Herrnhause entfernt, welches dem Landgute eines jeden Pflanzers in Virginien das Ansehn eines Dorfes giebt. Wenn indeß das Gut so groß ist, daß es in verschiedene Mairhöfe vertheilt werden kann, so werden mit jedem derselben besondere Quartiere verknüpft. Nahe an ihren Wohnungen haben die Sklaven gewöhnlich kleine Gärten und Hühnerhöfe, die ganz ihr Eigenthum sind. Sie haben Zeit genug ihren eigenen Dingen vorzustehn; ihre Gärten sind gewöhnlich gut besorgt, und ihr Federvieh ist zahlreich. Außer den Nahrungsmitteln, die sie selbst für sich aufziehen, bekommen sie gute Rationen von gesalzenem Schweinsfleisch und Türkishem Korn. Manche ihrer kleinen Hütten sind ganz artig meublirt, und sie selbst sind gewöhnlich äußerst gut

gekleidet. Kurz, ihre Lage ist bei weitem so schlimm nicht, als man es sich vorstellen sollte. Sie müssen bestimmte Stunden des Tages arbeiten; aber dagegen werden sie auch gut gekleidet, genährt und logirt, und dürfen wegen des Fortkommens ihrer Kinder nicht besorgt seyn.

Die Zahl der Sklaven vermehrt sich sehr schnell, so, daß es kaum ein Landgut giebt, wo sie nicht im Ueberflusse wären. Dies ist ein Umstand, worüber alle Pflanzer klagen, da die Ernährung mehrerer Sklaven, als die Kultur eines Gutes erfordert, mit großen Kosten verbunden ist. Gründe der Menschlichkeit halten sie ab, die armen Geschöpfe zu verkaufen, oder sie von dem Flecke wegzutreiben, wo sie, mitten unter ihren Freunden und Anverwandten, geboren und erzogen sind. Was ich hier in Betreff der Lage und der Behandlung der Sklaven gesagt habe, betrifft, wie ich noch erinnern muß, nur diejenigen, die sich auf den großen Pflanzungen in Virginien befinden; das Loos derjenigen, die unglücklich genug sind, in die Hände der untern Volksklassen der Weißen und der harten Buchtmeister in den Städten zu fallen, ist ganz verschieden. Eben so zeigt sich in den Carolinen und Virginien die Sklaverei in weit gehässigerem Lichte, als sie in Virginien selbst da scheint, wo es am schlimmsten ist. Man hat mir versichert, daß es keine ungewöhnliche Sache sey, Truppen von Negern bei einem Wettrennen auf's Spiel gesetzt, und diese unglücklichen Wesen Tage lang von einer Partei trunkener Spieler zur andern heruntreiben zu sehen. Wie sehr sind die Gesetze zu tadeln, die solche Mißbräuche dulden; und doch sind dies die Gesetze, die von Menschen gegeben sind, welche mit ihrer Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit prahlen, und es wagen zu behaupten, daß nur in der Brust der Amerikaner allein die Segnungen der Freiheit nach ihrem Werthe geschätzt würden!

Der Northern Neck ist, mit Ausnahme von sehr wenigen Stellen, flach und sandig, und voll Fichten und Cedern. Einige Theile desselben sind gut angebauet, und geben reichliche Erndten; aber diese sind so sehr mit ausgedehnten Strecken wüsten, vom Tabacksbau ausgefogenen, fast von allem Grün entblößten Landes vermischt, daß im Ganzen die Gegend das Ansehn einer Wüstenei hat. Dies ist allenthalben der Fall, wo Taback zum Hauptgegenstand des Ackerbaues gemacht ist. Daß der Boden so verschlimmert wird, rührt indeß nicht so sehr von der großen Menge Nahrung her, welche die Tabackspflanze erfordert, als vielmehr von der besondern Art der Kultur derselben, die es nothwendig macht, daß beständig Menschen zwischen den Pflanzen, von dem Augenblicke an, da sie gesetzt sind, herumgehn, so daß der Boden um jede Pflanze, den ganzen Sommer durch, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, und am Ende dieser Jahreszeit einem harten, viel betretenen Fußweg gleicht. Auch hat das verderbliche System geherrscht, dasselbe Stück Landes Jahr auf Jahr so lange zu bearbeiten, bis es gänzlich erschöpft war; dann wurde es vernachlässigt, und ein anderes Stück geklärt, das immer das erste und zweite Jahr gute Erndten hervorbrachte, bis auch dies ausgefogen war, und wüste liegen blieb.

Viele der Pflanzler fangen endlich an einzusehen, daß es unvernünftig sey, ihr Land auf diese Weise zu verderben, und ziehen jetzt nur eine Erndte Taback auf einem Stücke neuen Landes; dann säen sie zwei Jahre lang Weizen, und zuletzt Kiefer. Erst thun sie zwölf bis funfzehnhundert Büschel Dünger auf jeden Acker, welche Quantität zugleich für den Taback und den Weizen hinreichend befunden wird; von dem letztern werden ungefähr zwanzig Büschel auf jedem Acker producirt.

In einigen Theilen Virginien's treiben die auf diese Weise wüste liegenden Ländereien in sehr kurzer

Zeit Fichten und Cedern von selbst auf, in welchem Falle sie wegen des Schutzes, den sie dadurch vor dem gewaltigen Einflusse der Sonne erhalten, ihre ehemalige Fruchtbarkeit am Ende von funfzehn bis zwanzig Jahren wieder erhalten; aber in andern Gegenden verfließen viele Jahre, ehe etwas Grünes sich darauf sehen läßt. Die so von selbst aufschießenden Bäume wachsen sehr dicht an einander. Sie erreichen die Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß in derselben Zahl von Jahren. Indes enthalten sie nur wenig Saft, und sie vergehen kurze Zeit, nachdem sie umgehauen sind.

Taback bauet und bearbeitet man auf folgende Weise: Wenn der Frühling so nahe ist, daß man alle Furcht vor Frost aufgegeben hat, wird eine bequeme Stelle des Bodens von zwanzig bis hundert Quadratfuß gewählt, worauf ungeheure Holzstaveln verbrannt werden, um das Unkraut und die Insekten zu zerstören. Die warme Asche wird dann in die Erde gegraben, und die Saat, welche schwarz und äußerst klein ist, gesät. Dann wird zunächst das Ganze mit Buschwerk bedeckt, um so viel möglich Fliegen und Vögel davon abzuhalten; aber dies ist gewöhnlich ein sehr unwirksames Mittel: denn die Pflanze erscheint nicht sobald oberhalb des Bodens, als sie auch schon von einer großen schwarzen Fliege, von der Bremsenart, angegriffen wird, welche die Blätter zerstört. Es werden sehr oft Leute hingsandt, diese Fliegen abzunehmen; aber oft geschieht, ungeachtet aller ihrer Sorgfalt, so viel Schaden, daß wenige Pflanzen übrig bleiben. Als ich durch Virginien reisete, hörte ich allgemein über die Verwüstungen klagen, welche sie angerichtet hätten; die Beete waren beinahe zerstört.

Sobald die jungen Pflanzen eine hinreichende Größe erreicht haben, werden sie in Felder verpflanzt,

und in Haufen (hillocks), in der Entfernung von drei bis vier Fuß, von einander gesetzt. Hier haben sie wiederum mit andern Feinden zu kämpfen: die Wurzeln werden von Würmern angegriffen, und zwischen die Blätter und dem Stengel legen verschiedene Fliegen ihre Eier nieder, zum unfehlbaren Verderben der Pflanzen, wenn sie nicht sogleich weggenommen werden. Es ist daher, wie ich schon bemerkt habe, durchaus nothwendig, daß beständig Leute zwischen den Pflanzen herumgehen, um sie zu bewachen, und zur gehörigen Zeit zu reinigen. Die Kronen der Pflanzen werden auf einer gewissen Höhe abgebrochen, und die zwischen den Blättern hervorkommenden Schößlinge werden eben so bald vernichtet, als entdeckt. Nach den verschiedenen Arten des Tabacks, die der Pflanze nun zu haben wünscht, bleiben die obern, mitlern oder untern Blätter sitzen. Die untern Blätter werden am größten; auch sind sie milder, und gelber als diejenigen, welche mehr an dem obern Theile der Pflanzen wachsen. Wenn sie zur Reife gelangt sind, welches gewöhnlich im August der Fall ist, werden die Pflanzen abgeschnitten; es werden die Pföcke in die Stengel derselben getrieben, und man hängt sie dann in großen, eigentlich dazu erbaueten Häusern zum Trocknen auf. Ist das Wetter zum Trocknen der Pflanzen nicht günstig, so wird Feuer angezündet, und man läßt den Rauch zwischen den Pflanzen herumgehen. Dies geschieht auch zuweilen um den Blättern eine braunere Farbe zu geben, als sie von Natur haben. Darauf werden sie in Bündel von sechs bis sieben Blätter zusammen gebunden, und in Haufen zusammen geworfen, um zu schwinden; und wenn dies geschehen ist, trocknet man sie aufs neue. Nachdem sie gehörig präparirt (cured) sind, werden die Bündel, mit Hülfe einer Presse, in Orhosten gepackt, die etwa achthundert bis tausend Pfund Gewicht enthalten kön-

nen. Die Pflanzer schicken den so gepackten Taback der nächsten Seestadt, wo er vor der Ausführung von einem beeidigten Inspektor geschaut wird, der zum Beweise, daß er gesund, verkäuflich, und zum Ausführen geschickt sey, ein Certificat erteilt, oder im entgegengesetzten Falle ihn dem Eigner zurücksendet. Einige der Waarenhäuser, nach denen der Taback zur Schau gebracht wird, sind sehr geräumig, und geschickte Kaufleute können, sobald sie das Waarenhaus kennen, wo er beschaut worden ist, genau die Güte des Tabacks bestimmen *). Da, wo die Wege gut und trocken sind, wird der Taback auf eine ganz eigene Weise nach den Waarenhäusern gebracht. In die beiden Böden des Fasses werden zwei hölzerne Nägel, gleich einer Achse, hineingetrieben; ein Paar eigentlich dazu gemachte Ringe werden darüber gehängt, und so wird das Orbst von einem oder zwei Pferden fortgezogen. In diesem Falle aber trägt man große Sorgfalt die Reifen ja recht stark zu machen.

Es wird jetzt nicht völlig so viel Taback, als sonst gebauet, da die große Nachfrage nach Weizen die Pflanzer bewogen hat, diese Kornart vorzugsweise zu produciren. Diejenigen, welche Taback und Mais bauen, werden Pflanzer, diejenigen aber, welche Getreide bauen, Landwirthe (Farmers) genannt.

Obwohl manche der Häuser in dem North American von Ziegeln und Sandsteinen, nach Art der al-

*) Nach den Gesetzen Amerika's darf kein Erzeugniß, das irgend eine Bearbeitung erfordert hat, als Mehl, Pottasche, Taback, Reis etc., ohne vorgängige Schauung ausgeführt, ja nicht einmal in ein Boot geladen werden, um es den Fluß hinunter, nach einem Seehafen zu bringen. Die Inspektoren sind alle beeidigt, werden von den Staaten bezahlt, und dürfen von keinem Individuum Geld nehmen. Dies ist eine sehr kluge Maßregel; denn da nur das Beste von jedem Artikel außer Landes geschafft werden kann, so wird der Preis Amerikanischer Produkte dadurch in fremden Ländern erhöht, und die Nachfrage vermehrt.

ten Herrenhäuser in England, erbauet sind, so ist doch die größte Zahl derselben durch ganz Virginiën von Holz, wozu auch alle diejenigen gehören, welche man in den letzteren Jahren aufgeführt hat. Dies kommt vorzüglich von einer allgemein angenommenen, wenn gleich grundlosen Meinung, daß hölzerne Häuser die gesundensten seyen, weil sie von Innen nie feucht sind, wie es bei den von Ziegeln erbaueten, bei regnichem Wetter, der Fall ist. An der Vorderseite jedes Hauses ist ein Schuppen oder Wetterdach, das gewöhnlich die ganze Breite des Hauses einnimmt; sehr oft ist ein ähnliches hinter dem Hause, und zuweilen rund herum. Diese Wetterdächer gewähren, während des Sommers, einen angenehmen Schutz gegen die Sonne. Der Saal in einem Virginischen Hause ist, bei heißem Wetter, wegen des dadurch gehenden Luftzuges, immer ein Lieblingszimmer, und, gleich einer Vorstube, mit Sophas zc. ausmeublirt.

Der gemeine Mann hat in den untern Theilen Virginiëns eine sehr bleiche Gesichtsfarbe, welches von den brennenden Sonnenstrahlen im Sommer, und den gallenartigen Zufällen, denen sie gegen das Ende des Jahrs ausgesetzt sind, herrührt. Die Weiber sind nichts weniger als hübsch, und die Kleidung, welche sie außer dem Hause tragen, sich gegen die Sonne zu schützen, verunstaltet sie noch mehr, als die Natur es schon ohnehin gethan hat. Es wird sehr gewöhnlich eine Art Kappe hier getragen, welche sie ungemein entstellt. Es ist eine Art Haube, die dicht am Hinterkopfe anliegt, und deren Vordertheil, vermittelst kleiner Stücke Rohrs, sich beinahe zwei Fuß in horizontaler Richtung hinaus erstreckt. Wenn ein Frauenzimmer, das solche Kappe trägt, jemanden ansehen will, muß sie sich erst ganz umdrehen.

In den obern Theilen des Landes, nach den Gebirgen hin, sind die Weiber ganz anders, und haben ein gesundes und hübsches Ansehen.

Zwölfter Brief.

Die Stadt Tappahannock — Rappahannock-Fluß — Haifische in demselben — An Urbanna gränzende Gegend — Feuersbrünste in den Waldungen sind sehr gewöhnlich — Methode, deren schrecklichen Fortgang zu hemmen — Verfahren, um Terpentinen von den Bäumen zu sammeln — Gloucester — York-Town — Ueberreste von Befestigungen, die während des Krieges hier errichtet waren — Noch vorhandene Häuser, die von Kanonenkugeln zerschmettert sind — Höhle im Ufer des Flusses — Williamsburgh — Rathhaus in Ruinen — Bildsäule des Lords Botetourt — William und Mary's Kollegium — Beschaffenheit der Studenten.

Williamsburgh, im April.

Seit meinem letzten Schreiben habe ich den größten Theil meiner Zeit in den Häusern verschiedener Gutsbesitzer im Northen-Neck verlebt. Vor vier Tagen ging ich über den Rappahannock-Fluß, der den Northen-Neck an einer Seite begränzt, nach Tappahannock oder Hobbs Hole, einer kleinen Stadt, die ungefähr hundert Häuser enthält. Vor dem Kriege war diese Stadt in besserem Zustande, als jetzt. Dieser unglückliche Streit ruinirte den Handel dieses kleinen Plazes, wie den der meisten Seestädte in Virginien. Der Rappahannock ist der Stadt gegenüber, die etwa siebenzig Meilen von seiner Mündung entfernt liegt, ungefähr drei viertel Meilen breit. Man findet sehr oft Haifische in diesem Flusse. Es ist sehr merkwürdig, daß die Fische alle an der Seite des Flusses gefunden werden, wo die Stadt liegt.

Von Tappahannock nach Urbanna, einer andern kleinen Stadt am Rappahannock, ungefähr fünf und zwanzig Meilen niedriger, hat das Land nur ein armseliges Ansehn.

Die ebene und sehr sandige Landstrasse läuft meistens durch Waldungen. Man bemerkt nur wenige Wohnungen von derselben, und diese sind von sehr armseliger Beschaffenheit. Die Wälder bestehen größtentheils aus schwarzen Eichen, Fichten und Cedern, die nur auf dem schlechtesten Erdreich wachsen.

Auf diesem Wege kommt man über mehrere Creeks, die sich in den Rappahannock ergießen, in dessen Nachbarschaft es ausgedehnte Moräste giebt, die, wie man leicht denken kann, das benachbarte Land sehr ungesund machen. In diesen Morästen sieht man beständig eine solche Anzahl von Schnepfen, daß es kaum möglich seyn würde, eine Glinte in horizontaler Richtung abzufeuern, ohne mehrere mit einem Schusse zu tödten.

Als ich durch diesen Theil des Landes kam, bemerkte ich viele Spuren von Feuersbrünsten in den Wäldern, welche im Frühling häufig zu seyn scheinen. Sie entstehen gewöhnlich aus der Nachlässigkeit der Menschen, die beständig Strauchwerk verbrennen, um das Land zu säubern; und wenn man bedenkt, wie oft sie sich ereignen, so ist es ein Wunder, daß sie nicht mit nachtheiligern Folgen begleitet sind, als es gewöhnlich der Fall ist. Ich war selbst einmal Zeuge von einer solchen Feuersbrunst, die in Northen Neck ausbrach. Der Tag war äußerst heiter gewesen; und da er zu dem Zwecke günstig schien, waren große Quantitäten Buschwerk an verschiedenen Orten verbrannt worden. Indeß wurde es des Nachmittags schwül, und man bemerkte dann und wann Ströme heißer Luft, die gewöhnlichen Anzeigen einer Windbraut. Gegen fünf Uhr wurde der Horizont nach Norden hin dunkel, und es entstand ein fürchterlicher Wirbelwind. Ich

stand zu der Zeit mit einem Bekannten auf einer Anhöhe, und bemerkte ihn allmählig herankommen. Er führte eine Staubwolke, trockene Blätter, und Stücke verfaultes Holz mit sich, wie er herankam; riß an manchen Stellen die Zäune nieder, und deckte die Dächer der Viehställe ab. Vergebens gaben wir uns alle Mühe, ein Obdach zu erhalten: in zwei Minuten überfiel uns der Sturm; der Angriff war gewaltig; es war kaum möglich zu stehen und schwer zu athmen. Der Wirbelwind war in drei Minuten vorüber; aber es erfolgte ein heftiges Ungewitter, das über eine halbe Stunde dauerte. Als wir uns in dem Augenblicke, da der Sturm vorüber war, umsahen, erschien eine erstaunende Feuersäule in einem Theile des Waldes, wo einiges Gesträuch verbrannt war, und an manchen Stellen erhoben sich die Flammen beträchtlich über die Gipfel der Bäume, obschon sie von hohem Wuchs waren. Es war ein furchtbarer und zugleich erhabener Anblick. Die Neger auf den benachbarten Pflanzungen waren alle mit ihren Hacken versammelt, und in jedem Winkel waren Wachen gestellt, um Lärm zu machen, wenn das Feuer noch anderswo ausbräche, damit der Brand nicht allgemein würde. Nach einer Pflanzung wurde von dem Winde ein Funken über eine halbe Meile hinüber getragen; indeß stürzte glücklicherweise bald nachher ein Regenguß herab, und setzte die Leute in den Stand, das Feuer überall auszulöschen.

Wenn diesen Feuersbrünsten nicht bei Zeiten Einhalt geschieht, so nehmen sie bis zu einer beunruhigenden Größe überhand; und wenn das Gras und die verdorrten Blätter gerade sehr trocken sind, und der Wind stark ist, verbreiten sie sich mit solcher Schnelligkeit, daß der geschwindeste Läufer oft von den Flammen ergriffen wird, indem er sich bemüht ihnen zu entziehen. Ich habe sogar Leute gekannt, auf deren Wahrheitsliebe ich mich verlassen konnte, die mich versicherten,

sie

sie hätten oft viele Mühe gehabt, dem Feuer zu entgehen, obwohl sie auf guten Pferden geritten wären.

Es giebt nur ein Mittel, den Fortgang eines Feuers dieser Art, was so schnell auf dem Boden um sich greift, zu hemmen. In einiger Entfernung wird an mehreren Stellen Feuer gerade über demjenigen angezündet, welches man auszulöschen wünscht, so daß es dem Laufe, den der Brand, der Richtung des Windes nach, wahrscheinlich zu nehmen hat, gerade entgegengesetzt ist. Eine hinlängliche Anzahl mit Rechen und Hacken versehener Menschen bewacht sorgfältig das Feuer an solchen Stellen, damit es sich nirgends hin verbreite, als nach der Seite des Brandes; welches sich leicht thun läßt, wenn gleich zu Anfange darauf geachtet wird. So vereinigt sich in wenigen Minuten der gegenseitige Brand, und muß natürlich wegen Mangel an Nahrung aufhören, da das Gras und Laub von allen Seiten abgebrannt ist. Gewöhnlich giebt es nur sehr wenig Gebüsch in den Wäldern Amerikas, so daß das Feuer hauptsächlich längs dem Boden hinkläuft; indeß werden die Bäume sehr oft versengt, aber es geschieht selten daß sie ganz verzehrt werden.

Die Gegend zwischen Urbanna und Gloucester, einer Stadt am York-Flusse, ist weder so sandig noch so flach, als die, welche an den Rappahannock stößt. Die Bäume — größtentheils Fichten — sind sehr hoch, und liefern eine Menge Terpentins, welcher in großen Quantitäten von ihnen gezogen wird, doch meistens nur zu eigenem Gebrauche. Man erhält den Terpentin dadurch, daß man einen großen Einschnitt in das Holz macht, und einen Trög darunter setzt, um die Substanz, die aus der Wunde träufelt, aufzufangen. Die so angezapften Bäume bleiben nur noch eine kurze Zeit, und werden dann umgehauen. In diesem Landstriche giebt es eine Menge Teiche, oder kleiner Seen, die mit Holz umgeben sind.

Weld's Reisen.

ben sind, und deren einige ein sehr reizendes Gestade haben. Von den meisten dieser Seen fällt das Wasser in irgend ein Creek oder Fluß, welches vortrefliche Lagen für Mühlen abgiebt.

Gloucester enthält nur zehn oder zwölf Häuser. Es liegt auf einer Landzunge, der Stadt York nahe gegen über, welche an der andern Seite des Flusses liegt. Es befinden sich hier noch Ueberreste von zwei bis drei Schanzen, die zur Zeit des Krieges aufgeworfen sind. Der Fluß ist zwischen diesen beiden Orten ungefähr anderthalb Meilen breit, und fünfsechshalb Faden tief.

Die Stadt enthält 2777 siebenzig Häuser, eine episcopalisirte Kirche und ein Gefängniß. Sie ist jetzt nur noch ein Drittheil so groß, als sie vor dem Kriege war, und scheint nicht sobald ihren ehemaligen Flor wieder zu erhalten. Ehemals wurden große Quantitäten Taback hier geschaut, jetzt aber wird nur wenig davon in der Nachbarschaft gezogen, da das Volk gegenwärtig den Weizen vorzieht. Das wenige was noch zur Schan gesandt wird, hält man für Taback von sehr guter Qualität, und wird alles für den Londoner Markt aufgekauft.

York ist deswegen merkwürdig, weil es der Ort war, wo Lord Cornwallis sich mit seinem Corps der vereinigten amerikanischen und französischen Armee übergab. Es sind noch einige Schanzen übrig, die von jeder Armee errichtet wurden. Ueber einige ist der Pflug hergegangen, und Gruppen von Fichten sind auf den andern empor geschossen, obwohl zur Zeit der Belagerung die Bäume nahe an der Stadt vernichtet wurden. Man kann noch so eben die erste und zweite Parallele erkennen, wenn jemand, der in ihrem vollkommenen Zustande mit ihnen bekannt war, sie auszeichnet.

In der Stadt tragen die Häuser noch sichtbare Merkmale der Belagerung, und die Einwohner wollten es durchaus nicht zugeben, daß die von den Kanonenkugeln gemachten Löcher an der Außenseite ausgebessert werden. Es ist besonders ein an der Außenseite der Stadt stehendes Haus hier, was auf das erbärmlichste eingerichtet ist. Es war das Haus des Herrn Nielson, eines Secretärs unter der königlichen Regierung, und wurde zum Hauptquartiere des Lord Cornwallis gemacht, als er zuerst zur Stadt kam; aber es war so sehr bloß gestellt, und gab den Feinden ein so gutes Merkzeichen, daß er bald genöthiget wurde es zu verlassen.

Die Ufer des Flusses sind da wo die Stadt liegt, wenige Stellen ausgenommen, hoch und unzugänglich. Der vorzüglichste Theil der Stadt ist auf der Spitze derselben erbaut; einige Fischerhütten und Waarenhäuser allein stehen unten. Es wird hier eine Höhle im Ufer gezeigt, von der das Volk behauptet, daß sie während der Belagerung, nachdem die Kanonade des Feindes schon lebhaft geworden war, zum Hauptquartiere gedient habe; aber eigentlich wurde sie für eine Dame gemacht, und mit grünem Fries behangen, die entweder die Frau oder die Bekannte eines Offiziers war, aus Furcht nicht in der Stadt bleiben wollte, und vor Angst nach ihrer Beziehung der Höhle starb.

Zwölf Meilen von York nach Westen liegt Williamsburgh, ehemals der Sitz der virginischen Regierung. Bei dem Kriege wählte man Richmond dazu, das weiter von der Küste entfernt, und daher sicherer und den Plünderungen nicht so sehr ausgesetzt war, wenn der Feind landen sollte. Auch hatte Richmond den Vortheil, oben an einem schiffbaren Flusse zu liegen, und es war daher wahrscheinlich, daß dieses zu einer Höhe steigen würde, welche die anderen Städte wohl nie erreichen dürften. Es ist in der That nicht zu

begreifen, was die Menschen bewogen haben mag, den Fleck worauf Williamsburgh liegt, in der Mitte einer Ebene und auderthalb Meilen von jedem schiffbaren Strohm entfernt, für eine Stadt zu wählen, da doch so viele ansehnliche Flüsse in der Nachbarschaft sind.

Die Stadt besteht aus einer Hauptstraße, und zwei andern die ihr parallel laufen. An einem Ende der Hauptstraße steht das Kollegium, und an dem andern das alte Kapitol oder Rathhaus; ein geräumiges Gebäude von Ziegeln, was jetzt vernachlässiget wird, und verfällt. Die Häuser um dasselbe sind größtentheils unbewohnt, und stellen ein Schwermuth erregendes Bild dar. Im Saal des Kapitols steht eine verstümmelte Bildsäule des Lord Bottetourt, eines ehemaligen königlichen Gouverneurs von Virginien: sie wurde auf öffentliche Kosten zum Andenken an die gerechte und populäre Administration des Lords errichtet. Während des Krieges, als Partheiwuth aufs höchste gestiegen, und alles was zum Königthum gehörte, verhaßt war, wurde der Statue der Kopf und ein Arm abgeschlagen. Sie steht jetzt ohne allen Schutz, und wird jeden Tag mehr entstellt.

Ob das Motto unter dem Wappen: Resurgo regere favente, zu seinem jetzigen Schicksale etwas beigetragen, oder nicht, kann ich nicht bestimmen; so wie es jetzt ist, bleibt es als ein Denkmal der Vernichtung monarchischer Macht in Amerika.

Das William-und-Mary Kollegium, wie man es noch nennt, steht an dem entgegengesetzten Ende der Hauptstraße. Es ist eine schwere Steinmaße, die, wie Herr Jefferson sagt, große Aehnlichkeit mit einem Ziegelofen hat, nur daß es bedeckt ist. Die Zahl der Studenten war ungefähr dreißig, als ich mich hier befand. Ihrem Ansehen nach sollte man eher glauben, daß das Seminarium vielmehr eine lateini-

sche Schule, als ein Kollegium genannt werden müßte. Indes höre ich, daß die Schulvorsteher seit der Revolution, da sie das Kollegium so voll junger Leute fanden, die so eben erst die Anfangsgründe des Latein und Griechischen erlernten — ein Umstand der natürlich die andern, schon weiter fortgerückten abhielt dahin zu gehen — die Professor = Stellen für diese zwei Sprachen fallen gelassen, und andere für dieselben errichtet haben. Nach der jetzigen Einrichtung giebt es Professoren des Rechts, der Medizin, der Physik, der Moralphilosophie, der Mathematik und der neuern Sprachen. Der Bischof von Virginien ist Präsident des Kollegiums, und hat Zimmer in dem Gebäude. Als ich eines Tages bei ihm war, speisete ein halbes Duzend der Studenten an seinem Tische, unter denen der älteste etwa zwölf Jahr alt seyn mochte. Einige hatten keine Schuhe oder Strümpfe, andere keine Röcke an. Während der Mahlzeit standen sie beständig auf, um bei einem Seitentisch sich selbst zu bedienen. Das ganze Mittagessen bestand in einigen Gerichten gesalzenen Fleisches und einer Austersuppe. Ich erwähne dieses, um einen kleinen Begriff von amerikanischen Kollegien und Würden zu geben.

Die episkopale Kirche, die einzige am Orte, steht in der Mitte der Hauptstraße, und ist sehr im Verfall. An jeder Seite derselben ist ein weiter Rasenplatz, umgeben von niedlichen Häusern, die an ein englisches Dorf erinnern.

Die Stadt enthält etwa zwölfhundert Einwohner, und der gesellschaftliche Birkel darin wird für größer und zugleich für feiner gehalten als man ihn an irgend einem Orte dieser Größe in Amerika findet. Es sind hier keine Manufakturen im Gange, und der Handel ist unbedeutend.

Es ist ein Hospital für Wahnsinnige hier, aber es scheint nicht gut regulirt zu seyn.

Dreizehnter Brief.

Hampton — Fähr nach Norfolk — Gefahr beim Uebersegen über die zahlreichen Fährstellen in Virginien — Norfolk — Die Geseze in Virginien sind dem Handels-Interesse schädlich — Die Straßen von Norfolk sind enge und schmutzig — Gelbes Fieber daselbst — Bemerkungen über diese Krankheit — Heftiger Parteigeist zwischen den Einwohnern — Wenige Kirchen in Virginien — Verschiedene in Ruinen — Privatbegräbniß-Plätze.

Norfolk, im April.

Von Williamsburgh nach Norfolk ist die Gegend flach und uninteressant. Hampton ist eine kleine Stadt, an der Spitze einer Bay, nahe an der Mündung des James-Flusses. Sie enthält ungefähr dreißig Häuser und eine bischöfliche Kirche. Es werden jährlich einige Seeschiffe hier gebaut, und Korn und Holzwaaren bis zu dem Betrag von ungefähr zwei und vierzig tausend Dollars ausgeführt. Es ist ein schmutziger, unangenehmer Ort, der immer mit einem abscheulichen Gestank erfüllt ist, der zur Zeit der Ebbe von dem schlammigen Ufer herrührt. Von dieser Stadt geht regelmäßig ein Fährboot quer über Hampton's Rhede, nach dem achzehn Meilen entfernten Norfolk. Ich war gezwungen hier meine Pferde verschiedene Tage zurück zu lassen, da alle zum Ort gehörigen Schuten, einige Meilen weit einen Creek hinauf geschickt waren, um Stäbe zu holen, und man kein anderes Mittel kannte, die Pferde in die Fährböte zu bringen, als vermittelst dieser flachbodigten Fahrzeuge,

über welche sie an Bord laufen müssen. Es ist eine äußerst verdrießliche Arbeit, über die Fährstellen in Virginien zu gehen; unter sechs ist kaum eine wo die Böde gut und wohlbemannet sind, und man muß mit großer Sorgfalt zu Werke gehen, um sich vor Unfällen in Acht zu nehmen, die nur zu gewöhnlich sind. Auf meiner Uebersahrt hörte ich von unzähligen frischen Beispielen, daß Pferde beim Ein- und Ausgehen in den Böden, ertrunken oder getödtet waren, oder die Reine gebrochen hatten.

Norfolk liegt beinahe an der Mündung eines östlichen Armes des Elisabeth-Flusses, des südlichsten derjenigen, die sich in die Chesapeake-Bay ergießen. Es ist die größte Handelsstadt in Virginien, und führt einen blühenden Handel nach Westindien. Die Ausfuhr-Artikel bestehen größtentheils in Taback, Mehl, Korn, und verschiedenen Arten von Holzwaaren. Von den letzteren enthält es einen unerschöpflichen Vorrath aus dem wilden Sumpf (Dismal Swamp) in der Nachbarschaft.

Norfolk könnte einen weit größeren Handel haben als es jetzt führt, wenn es nicht durch unpolitische Gesetze, die in Virginien existirt haben, daran wäre verhindert worden. Eins dieser dem Handel so nachtheiligen Gesetze, wurde während des Kriegs gegeben. Durch dies Gesetz wurde verordnet, daß alle Kaufleute und Pflanzers in Virginien, die englischen Kaufleuten Geld schuldig wären, von ihren Schulden befreiet seyn sollten, wenn sie das schuldige Geld an den öffentlichen Schatz lieferten, anstatt es nach Großbritannien zu senden; und alle die, welche so etwas schuldig waren, wurden aufgefordert sich zu stellen, und ihr Geld auf diese Weise zur Unterstützung des Streites zu liefern, worin Amerika verwickelt war.

Die Schatzkammer wurde anfänglich durch dies Gesetz nicht viel reicher; denn der virginische Schuldner konn-

te für sich nichts dabei gewinnen, wenn er seine Schuld dem Schatz bezahlte, da er dieselbe Summe bezahlen mußte, die der englische Kaufmann von ihm zu fordern hatte: im Gegentheil konnte er beträchtlich dabei verlieren; sein Credit würde durch eine solche Maaßregel in den Augen des englischen Kaufmanns vernichtet seyn, und sie würde der Erneuerung des Handelsverkehrs zwischen ihnen beiden nach dem Kriege eine beträchtliche Hinderniß in den Weg gelegt haben.

Als indeß das Kontinental-Papiergeld so sehr heruntergesetzt war, das hundert Papier-Dollars nicht einen Thaler Silbergeld ausmachten, fingen manche, die den englischen Kaufleuten viel schuldig waren, an, diese Maaßregel aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten. Sie sahen nun einen positiven Vortheil, wenn sie ihre Schulden der Schatzkammer in diesem Papiergelde entrichteten, welches eine gesetzmäßige Bezahlung war; sie thaten also dies, und wurden demzufolge, nach den Gesetzen ihres Landes von ihren Schulden befreiet, obwohl sie im eigentlichen Verstande nicht mehr als ein Hundertheil bezahlt hatten. Vergebens bat der englische Kaufmann nach geendigt'm Kriege um sein Geld: er konnte in keinem Gerichtshofe Virginien's Recht bekommen. So um sein Eigenthum betrogen, setzte er natürlich Mißtrauen in die Virginier, und weigerte sich mit ihnen unter denselben Bedingungen zu handeln, als mit den andern Staaten, und die Virginier haben dem zufolge, die Früchte ihres so ehrlosen Betragens geerntet *).

*) Im Februar 1796 wurde diese schändliche Sache endlich durch die Agenten der brittischen Kaufleute vor das höchste Gericht der vereinigten Staaten in Philadelphia gebracht, und die Entscheidung des Gerichts fiel zu dessen Ehren aus; denn es erklärte, daß alle diese Schulden nochmal bona fide an die englischen Kaufleute bezahlt werden sollten.

Ein au'eres dem Handels-Interesse im höchsten Grade schädliches Gesetz, ist dasjenige, welches alles Landeigenthum unverleglich macht. Dieses Gesetz hat viele verleitet, sich in Schulden zu vertiefen, und so lange es existirt, wird ein Fremder sich wohl in Acht nehmen, Leuten große Summen zu creditiren, die, wenn sie mit dem ihnen anvertrauten Gelde Ländereien kaufen wollen, sich geruhig darauf niederlassen können, ohne unter dem Schutze der Gesetze von den Gläubigern erreicht werden zu können. Diesem Gesetze ist es zuzuschreiben, daß man in Norfolk noch nicht im Stande gewesen ist, eine Bank zu errichten, obwohl dies für die Kaufleute von der größten Wichtigkeit seyn würde. Die Direktoren der Bank der vereinigten Staaten haben sich immer durchaus geweigert, so lange noch dies Gesetz existirte, einen Zweig derselben sich auf irgend einen Theil Virginien's erstrecken zu lassen. In Boston, New-York, Charleston &c. sind neben andern Banken, unter der Sanktion jedes Staats-Souvernements, Zweige der Bank der vereinigten Staaten.

Es sind wiederholte Versuche von der virginischen Staats-Assemblee gemacht worden, dieses letzte Gesetz wieder aufzuheben; aber sie sind alle ohne Erfolg gewesen. Die Debatten über diesen Gegenstand, sind mit Hitze geführt worden, und man hat die Namen der Majorität, die für die Fortdauer desselben gestimmt hat, drucken lassen, um sie wo möglich, der Schande Preis zu geben. Aber es haben sich so viele unter den Schutz dieses Gesetzes begeben, und so viele finden noch ein Interesse an der Fortdauer desselben, daß dessen baldige Aufhebung nicht wahrscheinlich ist.

Norfolk hat ungefähr fünfhundert Häuser, wovon bei weitem der größte Theil von Holz, und nur schlecht gebaut ist. Sie sind alle seit dem Jahre 1776 aufgeführt, als die Stadt auf Befehl des Lord Dunmore, ehemaligen Gouverneurs von Virginien, gänzlich vom Feuer zerstört wurde. Der bei dieser Gelegenheit erlittene Verlust, wird auf 300,000 Pfund Sterling geschätzt. Nach

dem Hafen hin sind die Straßen enge, und unregelmäßig. In andern Theilen der Stadt sind sie ziemlich breit, keine derselben ist gepflastert, und alle sind kothig. In der That ist der Gestank, der in den heißen Sommer-Monaten von einigen ausgeht, abscheulich. Es geht über alle Begriffe, daß Menschen so gleichgültig gegen Keulichkeit seyn können, die so viel zur Gesundheit beiträgt, und dies in einer Stadt, wo ein Sechstheil der Einwohner in einem Jahre, an einer pestartigen Seuche gestorben ist. *)

*) Das gelbe Fieber, welches in den letzten Jahren so schreckliche Verwüstungen in Amerika angerichtet hat, muß ohne Zweifel als eine Art Pest betrachtet werden. Es erschien zuerst in Philadelphia, im Jahre 1793. Im Jahr 1794 brach es in Baltimore aus; 1795 in Norfolk, und 1796 wurde in New-York während des Sommers und Herbstes von einer weit größeren Anzahl Sterbefällen gehört, als gewöhnlich der Fall ist, und man hatte einen starken Verdacht, daß sie von dieser Krankheit herrührten. In- dess wurde die Sache so viel wie möglich geheim gehalten, um einen ähnlichen Lärm zu verhindern, wie der im vorigen Jahre war, der der Stadt so vielen Schaden that.

Die Nachrichten von den schrecklichen Folgen, die diese Krankheit an allen den verschiedenen Orten begleiteten, sind fast überall dieselben, und gleichen sehr denen, die von der Pest gegeben werden. Ein plötzliches Hinwegsterben der Menschen, und unter den schrecklichsten Umständen. — Die Flucht derer, die noch gesund waren. — Die Kranken verlassen, sterbend aus Mangel an den gewöhnlichen Bedürfnissen. — Die Todten ohne alle Feierlichkeit in Häusen begraben. — Mitleiden verlohren. — Die Bande der Verwandtschaft bei einigen gelöst, bei andern ein edles Bestreben auf Gefahr ihres Lebens als Kräfte aufzubieten, das Schicksal ihrer Mitbürger zu erleichtern, und das allgemeine Elend abzuwenden. — In Philadelphia wurden in der Zeit von drei Monaten nicht weniger als viertausend Menschen durch diese schreckenvolle Seuche hinweggerafft, eine Zahl die damals sich auf den zehnten Theil aller Einwohner belief. Baltimore und New-York litten nicht so hart; aber in Norfolk, wo man dreitausend Einwohner rechnet, fielen fünfhundert als Opfer derselben.

Unter den Einwohnern ist eine große Anzahl Schotten und Franzosen. Die letztern sind fast alle aus Westindien, und größtentheils aus St. Domingo. Nachdem die brittischen Truppen festen Fuß auf dem französ-

Die Krankheit ist von verschiedenen Aerzten auf ganz verschiedene Weise behandelt worden, und da nach jedem versuchten System, einige wenige dieselbe überlebt haben: so ist auch kein allgemeines angenommen. Indes versicherten mich mehrere Leute in Norfolk, die in dem kränklichsten Theile der Stadt, während der ganzen Dauer des Fiebers wohnten, daß als ein gutes Präservativmittel, sehr gewöhnlich ein starkes Mercurialpurgativ, und nachher China genommen werde, und daß wenige, die diese Medizin genommen hätten, von dem Fieber wären angegriffen worden. Indes scheint alles, was die Arzneikunde gegen den Fortgang dieser Seuche, wenn sie einmal ausgebrochen ist, thun kann, von keiner großen Wirkung zu seyn; denn so lange das außerordentlich heiße Wetter dauert, wüthet das Fieber; verschwindet aber gewöhnlich bei Annäherung der kalten Witterung. In Aufsehung seines Ursprungs giebt es gleichfalls verschiedene Meinungen. Einige haben behauptet, daß es allenthalben wo es ansbräche, von Westindien hingebracht sey; andere daß es sich im Lande erzeugt habe. Diese Meinungen sind von beiden Seiten, von Aerzten, die an den Orten wo die Krankheit erschien, wohnten, mit guten Gründen unterstützt. Indes giebt es einige wenige bekannte Umstände, welche mich als Individuum veranlassen zu glauben, daß das Fieber auf dem Kontinent von Amerika erzeugt sey. Erstlich ist das Fieber an den Theilen der Stadt ausgebrochen, die am engsten gebaut waren, und wo aus Nachlässigkeit die Straßen schmutzig und unflätig sind; zweitens brach es regelmäßig während der heißen Jahreszeit, in den Monaten July und August aus, wenn die Luft auf der amerikanischen Küste größtentheils stagnirend und schwül ist, und vegetabilischer und thierischer Stoff in unglaublich kurzer Zeit in Fäulniß übergeht; drittens starben im Jahre 1795 viele Leute an dieser Krankheit, ungeachtet ein jedes westindische Schiff, das um diese Jahreszeit in den Hafen einlief, von dem Gesundheits-Offizier, einem studierten Arzte — untersucht wurde, und jedes verdächtige Schiff Quarantaine halten mußte. Die Bewohner von

fischen Inseln gefaßt hatten, strömten sie in so erstaunender Menge nach diese Stadt, daß zwischen zwei bis drei Tausend derselben auf einmal in Norfolk waren, wovon die meisten sich indeß über alle Theile des Landes verbreiteten. Diejenigen, welche in der Stadt blieben, eröffneten kleine Läden mit verschiedenen Sachen, und unter diesen fanden sich viele, die ehemals in wohlhabenden Umständen gewesen waren, ehe man sie aus ihrer Heimath vertrieben hatte.

Unter den amerikanischen Einwohnern dieser Stadt, ist immer ein starker Partheigeist herrschend gewesen. Dies wurde so weit getrieben, daß vor einigen Jahren, als einige englische und französische Kriegsschiffe auf der Rhede von Hampton lagen, und Matrosen von beiden am Lande waren, alles Volk sich in Bereitschaft setzte, sich zur einen oder zur andern Parthei zu schlagen, um einen offenen Kampf zu beginnen, wenn nicht die Obrigkeit die Miliz hinausgeschickt, und dem Streit ein Ende gemacht hätte.

Es sind hier zwei Kirchen; eine für die Bischöflichen, und eine andere für die Methodisten. In der ersteren wird nur alle zwei oder drei Wochen Gottesdienst gehalten, und von dem Volke im Allgemeinen, wird der Sonntag wenig geachtet. In der That hat das Volk fast in ganz Unter-Virginien, das ist zwischen den Bergen und der See, kaum einen Begriff von Religion, und auf dem Lande gerathen fast alle Kirchen in Verfall. Auf meiner Reise durch diesen Theil des Landes, bemerkte ich kaum eine Kirche, die nicht im verfallenen Zustande, mit zerbrochenen Fenstern, aus den Angeln fallenden Thüren, und den im Walde herumlaufenden Schweinen und Hornvieh offen gewesen wäre, indeß waren sie nicht alle ohne Rettung. Die

New-York sind so völlig überzeugt, daß das Fieber sich in Amerika aus Fäulniß erzeuge, daß sie zwei oder drei Docten, welche Behältnisse für den Koth und Urath der Nachbarschaft waren, und zur Zeit des niedrigen Wassers die Luft ansteckten, zugeworfen haben.

Kirchen in Virginien, — die in den Städten ausge-
nommen — stehen größtentheils in Holzungen, von allen
Häusern entfernt; und es scheint nicht, daß Personen an-
gestellt sind, die auch nur im mindesten darauf achten.

Es herrscht in Norfolk die Gewohnheit, daß
Privatpersonen Begräbnißplätze halten, die als eine
sehr einträgliche Art Eigenthums betrachtet werden, in-
dem die Eigenthümer derselben, ansehnliche jährliche
Einnahmen aus der, den Einwohnern des Orts ver-
statteten Erlaubniß ziehen, dort die Todten zu begrä-
ben. Auch ist es sehr gewöhnlich in Virginien, auf
den großen Pflanzungen nicht weit von den Wohnhäu-
sern mit Mauern umgebene Kirchhöfe zu sehen, wo alle
Leute aus einer Familie begraben werden. Diese Kirch-
höfe sind gewöhnlich in der Nähe des Gartens angelegt.

Vierzehnter Brief.

Beschreibung der *Dismal Swamps* — Wilde Menschen
die darin gefunden werden — Löwen, Wölfe etc. — Gegend
zwischen dem *Swamp* und *Richmond* — Verfahrungs-
art Iher und Pech zu machen — Unfruchtbarer Boden —
Elende Wirtshäuser — Kornbrod — Schwierigkeit Futter
für Pferde zu bekommen — *Petersburgh* — Pferde-
rennen daselbst — Beschreibung virginischer Pferde —
Art zu reiten in Amerika — Beschreibung von *Rich-*
mond, der Hauptstadt in Virginien — Sonderbare
Brücke über den *Jameß-Fluß* — Rathhaus — Fälle
des *Jameß-Flusses* — Spielsucht in *Richmond* — Strei-
tucht der niedern Volks-Klassen — Ihre Art sich zu schla-
gen — Das *Gougen*.

Richmond, im Mai.

Von *Norfolk* gieng ich hin den großen öden
Sumpf (*Dismal Swamp*) zu sehen, der i. der Ent-

fernung von neun Meilen von der Stadt beginnt, sich in Nord-Carolina hinein erstreckt, und in seinem ganzen Umfange über 150000 Acker einnimmt. Dieser große Landstrich ist gänzlich mit Bäumen bedeckt. An den feuchtesten Stellen wachsen Wachholderstauden und Eypressen, und da wo es trocken ist, stehen weiße und rothe Eichen, und mancherlei Arten von Nadelholz.

Diese Bäume wachsen zu einer ungeheuren Höhe hinan, und zwischen denselben ist das Gebüsch so dick, daß an einigen Stellen der Sumpf durchaus unzugänglich ist. In dieser Rücksicht weicht er sehr von den gewöhnlichen Wäldern des Landes ab. Es wächst auch eine Menge Rohr, so wie ein langes nahrhaftes Gras dort, was das Vieh mit großer Begierde wegrißt, und in sehr kurzer Zeit fett davon wird. Das Rohr wird wirklich auch für das beste grüne Futter gehalten, was ihm gegeben werden kann; indeß trägt man Sorge es daran zu gewöhnen, regelmäßig jeden Abend von selbst nach dem Stalle zurückzukehren; denn sonst würde es unmöglich seyn, dasselbe wieder zu finden. Dies bewirkt man dadurch, daß man die ersten Wochen, da die Kühe dahin gesandt werden, zwei oder drei alte an den Platz gewöhnte Milchkühe, die am Halse mit kleinen Glocken versehen sind, mit ihm in den Sumpf gehen läßt. Die alten Kühe kommen jeden Abend zurück, um gemilcht zu werden, und die übrige Heerde folgt ihnen, indem sie dem Schalle der Glocken nachgeht. Wenn das Vieh nach Hause zurück gekommen ist, wird ihm eine Handvoll Salz, oder was es sonst gern mag, als eine Anreizung gegeben, wieder zu kommen. In kurzer Zeit wird es mit diesem Orte vertraut, und nimmt regelmäßig, jeden Abend seinen Weg nach den Wirthschaftsgebäuden.

In den untern Theilen des Sumpfes findet man große Heerden wilden Viehes, die wahrscheinlich ur-

sprünghch einmal verloren gegangen sind, als sie auf Fütterung geschickt wurden. Auch trifft man Bären, Wölfe, Hirsche und anderes Wild des Landes dort. Es geht die Sage in dieser Gegend, daß man wilde Menschen darin getroffen habe, die wahrscheinlich als Kinder in dem Sumpf verlohren gegangen sind.

Der Sumpf ist stellenweise ganz verschitt; in einigen Theilen desselben ist er ganz trocken, und fest genug ein Pferd zu tragen; an andern Stellen ist er ganz mit Wasser überflossen. Hin und wieder ist er auch so morastig, daß man bis an den Hals hineinsinken würde, wenn man es versuchen wollte darauf zu gehen. Wenn man, auch an der trockensten Stelle, einen nur wenigen Fuß tiefen Graben macht, so strömt das Wasser hinein, und er wird sogleich gefüllt. Da wo der Kanal, um das Wasser von Albemarle-Sound, mit Norfolk zu verbinden, gegraben ist, fließt das Wasser an manchen Stellen, nur drei Fuß tief von der Oberfläche, von den Seiten in großen, ununterbrochenen Strömen hinein.

Die Farbe des Wassers gleicht vollkommen der des Branteweins, welches wahrscheinlich von den Wurzeln der Wachholderstauden herrührt; indeß ist es vollkommen klar, und keinesweges unschmackhaft. Man sagt, daß es eine urintreibende Eigenschaft besitze, und die Leute in der Nachbarschaft, die es für sehr gesund halten, ziehen es jedem andern vor. Es ist gewiß etwas sehr ungewöhnliches, in dem Wesen dieses Sumpfes; denn die an den Gränzen desselben lebenden Leute, leiden weder vom Wechsel- noch Gallenfieber, noch an irgend einer Beschwerde der Art, worüber die Bewohner sumpfiger oder feuchter Gegenden gewöhnlich zu klagen pflegen. Ob es indeß die medizinische Eigenschaft des Wassers ist, was sie bei guter Gesundheit erhält, oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden.

Da der *Dismal Swamp* so nahe an *Norfolk* liegt, wo eine beständige Nachfrage nach Dachsbindeln, Pipenstäben 2c. zur Ausfuhr ist, und da die allerbesten Artikel der Art von Bäumen gemacht werden, die dort wachsen, so wird der Sumpf daher eine sehr schätzbare Art von Eigenthum. Der jetzt durch denselben gegrabene Kanal wird seinen Werth noch erhöhen, indem nach seiner Vollendung, Zimmerholz leicht nach den entferntesten Theilen wird gesandt werden können. Die südlichen Theile desselben entsprechen, wenn sie abgetrieben sind, der Kultur des Reißes sehr gut. Aber in der Nachbarschaft von *Norfolk*, scheint der Boden zehn Fuß tief von der Oberfläche nichts als Wurzeln und Fasern verschiedener Kräuter, mit einem weißlichen Sande vermischt zu enthalten, der zu diesem Zwecke nicht tauglich seyn würde, da der Reißbau ein sehr reiches Erdreich erfordert. Die Bäume indeß, die darauf stehen, liefern ein sehr reichliches Einkommen, und anstatt sie alle ohne Unterschied niederzuhauen, wie es gewöhnlich geschieht, werden nur diejenigen gefällt, die eine große Höhe erreicht haben, wodurch man eine beständige Fortdauer von Materialien für diejenigen Artikel behält, deren ich erwähnt habe.

Achtzig tausend Acker des Sumpfes sind das Eigenthum einer Corporation, die den Namen *Dismal Swamp Company* führt. Vor Ausbruch des Krieges wurde stets eine große Menge Negerclaven von der Gesellschaft beschäftigt, Stäbe zu verfertigen 2c., und die Geschäfte derselben waren in gutem Fortgange; aber zur Zeit, da *Norfolk* verbrannt wurde, verlor sie alle Claven, und seit der Zeit ist wenig geschehen. Das gegenwärtige, nach *Norfolk* kommende Stabholz, wird hauptsächlich aus den Theilen des Sumpfes genommen, die Privateigenthum sind.

Von dem Dismal Swamp nach Richmond, eine Entfernung von ungefähr hundert und vierzig Meilen längs der Südseite des James-Flusses, ist die Gegend flach und sandig, und Meilen weit ganz mit Kiefern besetzt. In der Grafschaft Nansamonde, die an den Sumpf stößt, ist das Erdreich so armselig, daß nur sehr wenig Getreide gezogen wird; indeß schießt es sich sehr gut für Pfirsichbäume, deren Kultur hier sehr einträglich gefunden wird. Es wird hier Branntwein von den Pfirsichen gemacht, der, wenn er das gehörige Alter hat, sehr geschätzt wird. Man giebt ihm einen lieblichen Geschmack, indem man trockene Breie hinein thut. Branntwein und Wasser ist das gewöhnliche Getränk in Virginien. Auch gewinnt man eine beträchtliche Quantität Theer und Pech von den Fichien. Zu diesem Ende wird eine Art Grube gemacht, worauf man große Stapel dieser Bäume verbrennt. Der Theer träufelt heraus und sammelt sich im Boden der Grube, wo er herausgenommen, von den etwa noch darin enthaltenen Kohlen gesäubert, und in eine Tonne gethan wird. Aus dem durch Kochen verdickten Theer wird Pech.

In den Wirthshäusern wird man auf diesem ganzen Wege äußerst schlecht bedient. Es war nichts darin zu bekommen, als ranzige Fische, fettes gesalzenes Schweinefleisch, und Brod von Türkischem Korn (Mais); und selbst auf dieses mittelmäßige Essen muß man eine bis zwei Stunden warten. Das Maisbrod schmeckt, wenn es gut gemacht ist, nicht übel; aber sehr wenige Leute mögen es beim ersten Kosten. Es ist ein gutes, nahrhaftes Brod, und gleicht an Geschmack etwas dem Haferbrod. Am besten ist es in Kuchen gebacken; die großen Brode sind in der Mitte immer, wie Teig. Auch macht man in Virginien und Maryland aus dem Mais ein sehr gewöhnliches Gericht, was *Honey* genannt wird. Es besteht

Weld's Reisen.

aus gestoßenem Mais und Bohnen, die man so lange zusammen kocht, bis eine feste Masse daraus wird. Dies wird entweder warm oder kalt, mit Speck oder Fleisch gegessen.

Was meine Pferde betrifft, so waren sie beinahe verhungert. Heu gebraucht man in diesem Landstriche fast gar nicht; anstatt dessen nährt man hier das Vieh mit Futterkräutern, das heißt, mit den Blättern der Maispflanze. Indes war auf dem ganzen Wege von Norfolk nach Richmond nicht das mindeste davon zu bekommen, ausgenommen an zwei Orten; und da es sehr trockenes Wetter gewesen war, hatte das Vieh das wenige aufgewachsene Gras allenthalben weggefressen. Hafer war für keinen Preis zu bekommen, und Mais so selten, daß ich zuweilen nach zwei, drei verschiedenen Häusern schicken mußte, ehe ich nur so viel erhalten konnte, meine Pferde einmal zu füttern. Man schrieb dies hier dem aus der schlechten Erndte des vorigen Jahres entspringenden Mangel zu; aber die Sache war, wie ich glaube, die, daß, da nach Korn zur Ausfuhr viele Nachfrage gewesen, und ein ungeheurer Preis dafür geboten war, man der Versuchung nicht hatte widerstehen können weit mehr zu verkaufen, als man misßen konnte. Ein jeder war begierig, sein eigenes Korn mit großem Vortheil zu verkaufen, und hoffte von seinem Nachbar wieder damit versehen zu werden, so daß sie am Ende alle Mangel litten.

Petersburgh liegt an der Spitze des schiffbaren Theils des Appamator-Flusses, zwischen Norfolk und Richmond, und ist der einzige Ort von Bedeutung südwärts des James-Flusses, zwischen den beiden obigen Orten. Die übrigen, alle nur sehr kleinen Städte, sind stark in Verfall, und stellen ein elendes und melancholisches Bild dar. Es sind in Petersburgh ungefähr dreihundert Häuser.

Sie sind alle sehr unregelmäßig gebauet. Die Bewohner derselben sind größtentheils Fremde; keine zehn Familien werden in der Stadt gefunden, die darin geboren sind. Der Ort treibt einen sehr blühenden Handel. Jährlich werden gegen zweitausend vierhundert Orhosc Taback in die Waarenhäuser geschafft; und an den Fällten des Appamatox, am obern Ende der Stadt, sind einige der besten Kornmühlen in der Stadt.

Als ich durch diesen Ort kam, bemerkte ich an mehreren Stellen eine große Menge Menschen, die das Pferderennen herbeigezogen hatte, was hier vier bis fünfmal im Jahre Statt findet. Das Pferderennen ist eine Lieblingsergötzlichkeit der Virginier, und wird in einigen Theilen des Staats mit Hitze betrieben. Die besten, eigentlich dazu aufgezogenen Pferde, werden aus England eingeführt; doch sind einige der im Lande erzeugten auch sehr gut dazu. Sie rennen gewöhnlich für Preise die durch Subscripzion zusammengebracht sind. Der einzige besondere Umstand in der Art dieses Pferderennens in Virginien ist, daß sie immer zur Linken laufen. Die Pferde werden gewöhnlich von Negerjungens geritten, unter denen es einige recht gute Jockys giebt.

Die Pferde zum gewöhnlichen Gebrauch in Virginien sind alle von einer leichten Art, größtentheils zum Reiten geschikt. Einige sind hübsch; aber sie werden gewöhnlich dadurch verdorben, daß man sie einen falschen Gang gehen lehrt. Die Virginier sind elende Reiter, wie in der That alle Amerikaner, die ich gesehen habe, einige in der Nachbarschaft von New York ausgenommen. Sie sitzen mit den Beinen gerade unter der Nase des Pferdes, indem ihre Steigbügel sehr lang sind, und der Sattel drei bis vier Zoll zu weit nach vorn auf die Mähne gerückt ist. Von der Handhabung der Zügel haben sie gar keinen Be-

griff. Das Trötliren ist ihnen verhaßt, und sie können nicht begreifen, wie jemand diesen unbequemen Gang, wie sie es nennen, leiden könne. Die Pferde lehrt man nur im Schritt und Brack zu gehen.

Das Volk in diesem, an den James-Fluß grenzenden Landstriche, hält sehr viel von einer Ergöblichkeit, die man hier *Barbacue* nennt. Sie besteht darin, daß eine große Partei entweder unter Bäumen oder in einem Hause zusammen kommt, um von einem, unter freiem Himmel, an einer Art Hürde langsam gebratenen Stöhr oder Ferkel zu schmausen. Indes beschränkt sich dies Vergnügen hauptsächlich nur auf die niedern Klassen, und endigt sich, wie die meisten andern ähnlicher Art, gewöhnlich mit Trunkenheit.

Richmond, die Hauptstadt von *Virginien*, liegt unmittelbar unterhalb der Fälle an der nördlichen Seite des James-Flusses. Der Fluß ist der Stadt gegenüber ungefähr vierhundert Ruthen breit, und es gehen zwei Brücken darüber, die durch eine, beinahe in der Mitte des Flusses liegende Insel, getrennt sind. Die von dem südlichen Ufer nach der Insel führende Brücke ist auf funfzehn großen, flachbodnigten Böten erbauet, die durch schwere Anker und Ketten in dem Flusse festgehalten werden. Die scharfe Bug derselben ist gegen den Strom gerichtet, und hinten und vorn ist ein starker Balken, worauf die Pfeiler der Brücke ruhen. Da zwischen der Insel und der Stadt das Wasser seichter ist, so ruht dort die Brücke auf Pfeilern, die von viereckigten, von Ballen verfertigten und mit Steinen gefüllten Kasten gemacht sind. Hier ist kein Geländer herum, und die Bretter, womit sie bedeckt ist, sind so lose, daß es gefährlich ist, mit einem Pferde hinüber zu reiten, was nicht daran gewöhnt ist. Die bei der Stadt über den Fluß gebaueten Brücken sind so oft weggerissen, daß man es für unnütz hält, mit großen Kosten eine bessere, als diese, aufzuführen. Die stärkste Fei-

nerne Brücke würden kaum den Eismassen widerstehen, die am Ende eines strengen Winters durch die Fluthen die Fälle hinunter gegen dieselbe angeschleudert werden.

Obwohl die Zahl der Häuser nicht über siebenhundert ist, so erstrecken sie sich doch über anderthalb Meilen längs dem Ufer des Flusses. Der untere Theil der Stadt ist, dem Laufe des Flusses zufolge, dicht am Wasser gebauet, und die Schiffe liegen demselben gerade gegenüber. Dieser Theil wird mit der obern Stadt durch eine lange Straße verbunden, die mit dem Flusse parallel läuft, und funfzig Ruthen vom Ufer entfernt ist. Die Lage der obern Stadt ist sehr angenehm. Sie liegt auf einer Anhöhe, und beherrscht eine schöne Aussicht über die Wasserfälle im Flusse und über das benachbarte Land jenseits desselben. Die besten Häuser stehen hier, wie auch das Capitol oder Rathhaus. Von der andern Seite des Flusses nimmt sich dies Gebäude sehr gut aus, da man in dieser Entfernung die Mängel desselben nicht entdecken kann; aber bei näherer Untersuchung findet man, daß es eine plumpe Steinmasse ist. Der ursprüngliche Plan wurde durch Herrn Jefferson von Frankreich herüber gesandt, und war recht gut; aber seine sinnreichen Landsleute glaubten ihn verbessern zu können, baueten das Stockwerk, was, dem Plane nach, oben stehen sollte, unten, und brachten die Säulen oben an. Auch in mancher andern Rücksicht wurde der Plan umgekehrt. Dies Gebäude ist gänzlich von rothen Ziegeln erbauet, selbst die Säulen sind davon gebildet; aber um ihnen das Ansehn zu geben, als wären sie von Steinen, sind sie zum Theil mit gewöhnlichem Kalk geweißt. Der innere Theil des Gebäudes ist wenig besser, als der äußere. Das Hauptzimmer ist für die Repräsentanten; auch wird dasselbe zum Gottesdienste gebraucht, da sich nichts einer Kirche ähnliches in der Stadt befindet. Der Vorplatz ist rund, und sehr dunkel. Er soll mit einer Bildsäule des Generals Washington

ton verziert werden, die von einem geschickten Künstler in Frankreich gemacht ist, und gerade ankam, wie ich in der Stadt war. So häßlich und übel ausgeführt dies Gebäude auch ist, so darf es doch kein Fremder wagen, es in irgend einem Stücke zu tadeln; denn die Einwohner halten es für ein sehr elegantes Bauwerk.

Die Fälle im Flusse, oder die Strohschnellen, wie man sie auch nennt, erstrecken sich bis sechs Meilen oberhalb der Stadt, auf welcher Strecke eine Neigung von achtzig Fuß ist. Der Fluß ist hier voller Klippen, und das Wasser rauscht an einigen Stellen mit brausender Gewalt über sie hin. An der Nordseite der Fälle ist ein Kanal gegraben, der die Schifffahrt von Richmond nach den blauen Bergen vollkommen macht, und zu gewissen Zeiten können leichtbeladene Böte noch höher hinauf kommen. In dem Flusse nahe bei der Stadt ist das Wasser nur sieben Fuß tief; aber zehn Meilen niedriger über zwölf Fuß. Die meisten der nach Richmond gehenden Schiffe löschen hier den größten Theil ihrer Ladung in kleinen Fahrzeugen, und segeln dann zur Stadt hinauf. Der Handel wird hier größtentheils nur von Fremden getrieben, da die Virginier wenige Neigung dazu haben, und die Vergnügungen zu sehr lieben, um ihn mit Erfolg zu treiben.

Richmond enthält etwa viertausend Einwohner, wovon die Hälfte aus Sklaven besteht. Unter den Freien ist eine Menge Advokaten, die mit den Beamten der Staatsregierung, und einigen in der Stille von ihrem Vermögen lebenden, in der obern Stadt wohnen; der andere Theil wird meistens von Kaufleuten bewohnt.

Vielleicht wird an keinem Orte von derselben Größe in der Welt mehr gespielt, als in Richmond. Ich war kaum bei dem Wirthshause vom Pferde gestiegen, als schon der Wirth kam, und mich fragte,

welches Spiel ich besonders liebte. In diesem Zimmer würde Faro gespielt, in jenem Hazardspiele, im dritten wäre eine Billardtafel, und er wäre bereit mich zu irgend einem derselben zu führen. Man ist nicht im mindesten geheim mit diesen Spielen; die Spieltische sind immer von Menschen umringt, und die Thüren des Zimmers werden nur gehalten, um dem Pöbel den Eintritt zu verwehren. Durch alle unteren Theile des Staats Virginien, so wie in denen des nahe liegenden Maryland, giebt es kaum ein noch so kleines Wirthshaus ohne Billardzimmer, und dies ist immer voll von müßigen und ungezogenen Menschen, die, wenn sie nicht beim Essen sind, Brannein trinken, oder Karten spielen. Hähnegefecht ist auch eine Lieblingsvergnügung; indeß ist es vorzüglich die untere Volksklasse, die an diesen Wirthshausvergnügungen Theil nimmt. In Privathäusern wird vielleicht eben so wenig in Virginien, als in irgend einem andern Theile Amerika's, gespielt. Der Umstand, daß die Wirthshäuser von solcher Menschenklasse immer besetzt sind, macht das Reisen in Amerika sehr unangenehm.

Sehr oft bin ich gezwungen worden, an einem Tage viel weiter zu reisen, als meine Absicht war, um nur die Scenen des Schlemmens und Streitens, von denen ich in den Wirthshäusern Zeuge war, zu vermeiden, welchen man unmöglich entgehen kann, so lange man in demselben Hause bleibt, wo sie vorgehen; denn jedes Zimmer wird als gemeinschaftlich betrachtet, und dasjenige, wo ein Fremder sich hinsetzt, wird gewiß am meisten besucht.

So oft diese Menschen es zur Schlägerei kommen lassen, behandeln sie sich wie wilde Thiere; sie beißen und stoßen sich, und geben sich alle Mühe einander die Augen mit den Nägeln auszuknagen. Es ist

durchaus nicht ungewöhnlich, Menschen zu treffen, die ein Auge im Kampfe verloren haben; und es giebt welche, die sich ihrer Geschicklichkeit rühmen, eins ausdrücken zu können. Dies nennt man *Gouging*. Um diese scheußliche Operation auszuüben, windet der Kämpfer die Seitenlocken von dem Haare seines Gegners um seine Vorfinger, und preßt dann den Daumen in das Auge hinein, um es aus der Höhlung heranzutreiben. Wenn je eine Schlägerei vorfällt, worin keine der Parteien ein Auge verliert, so sind ihre Gesichter doch gewiß auf das abscheulichste von den Daumnnägeln, bei dem wiederholten Versuch des *Gouging*, zerschnitten. Aber noch empörender, als alles andere, ist das, daß diese Elenden sich aufs äußerste bemühen, einander die Testikel auszureißen. Als ich durch Maryland und Virginien reiste, sind mir vier oder fünf Beispiele von Menschen vorgekommen, die sich wegen einer, bei einem solchen Streite erhaltenen Verletzung dieser Art zu Bette halten mußten. Man hat mir glaubwürdig versichert, daß in den Carolina's und Georgien die Menschen in dieser Rücksicht noch verderbener wären, als in Virginien, und daß in gewissen Distrikten dieser Staaten jeder dritte oder vierte Mann mit einem Auge erscheine.

Fünfzehnter Brief.

Spottvogel — Grüne Quellen — Landrente — Weinbau.

Monticello, im Mai.

Nachdem ich länger als eine Woche in Richmond geblieben war, was ich schon meiner Pferde wegen thun

musste, die halb verhungert waren, setzte ich meine Reise nach den südwestlichen oder grünen Gebirgen fort.

Die Gegend um Richmond ist sandig, doch nicht so sehr als an der Südseite des Jamesflusses gegen die See zu; und jetzt hat sie ihre schönste Zeit. Es ist die erste Woche im Mai; die Bäume haben schon ziemlich viel neues Laub, von der unendlichen Menge Blumen und blühender Gesträuche ist die Luft voll süßen Wohlgeruches, und ertönt von dem lieblichen Gesang der Vögel, die in Virginien, des temperirten Klima's wegen, besser als in jedem anderen Theile von Amerika singen sollen. Vorzüglich melodisch ist die Stimme des Spottvogels oder der virginischen Nachtigall. Dieser Vogel gleicht an Farbe und Gestalt ziemlich der Drossel, er ahmt den Gesang jedes Vogels nach, singt aber stärker und angenehmer. Der Vogel, dessen Gesang er nachahmt, fliegt immer davon, als ob er sich übertroffen und beschämt fühle. Catesby macht die Bemerkung, daß die amerikanischen Vögel die europäischen an Schönheit der Farben zwar überträfen, im Gesang aber ihnen nachstehen müßten; ich habe auch wirklich keinen Vogel hier im Lande gefunden, der die sanften Töne unserer Amsel, oder den fröhlichen Gesang der Feldlerche, oder den süßen klagenden Ton unserer Nachtigall hätte.

Die schönsten Federn haben der Blau- und der Roth-Vogel; der erste ist von der Größe eines Hänflings, und hat glänzende dunkelblaue Federn, die sich im Fluge am vortheilhaftesten zeigen; der andere, kleiner als eine Drossel aber größer als eine Lerche, hat ein purpurrothes Gefieder und einen kleinen Busch auf dem Kopf. Viele andere Vögel sind von den englischen Kolonisten, wegen der Aehnlichkeit mit unsern Vögeln, nach diesen genannt worden, obschon sie sehr wesentlich von ihnen verschieden sind. In den unteren oder südlichen Gegenden von Virginien giebt es eine Art sehr großer Vögel, (turkey buzzards) die im Fluge wie Adler ausse-

gen. In Karolina ist es verboten sie zu tödten, weil sie von Aas leben, und so die Luft rein erhalten. Der sogenannte Wippenwill, dessen Geschrei ohngefähr lautet wie wyp - ö - ill, läßt seine klagende Stimme erst wenn es dunkel wird und den größten Theil der Nacht hindurch erschallen, und man hört ihn weit in die Ferne; da er aber noch nie eingefangen worden, und das Geschrei immer nur in den Niederungen zu hören ist, so behaupten einige, es rühre gar nicht von einem Vogel, sondern von einer Art von Fröschen her.

Die amerikanischen Frösche machen übrigens eine ganz eigene Art von Lärmen, einige geben Töne von sich wie eine Pflöge, andere quaken so laut, daß man oft nicht weiß ob es ein Kalb oder ein Frosch ist; die letzteren halten sich nur in gutem Wasser auf, sind 7 Zoll lang, und springen ausnehmend weit.

Der erste Ort, welchen ich auf meinem Wege nach den Gebirgen zu erreichte, war Kolumbia, oder Point - Fork, wie es in der Nachbarschaft genannt wird; es liegt 60 Meilen oberhalb Richmond, am Zusammenfluß des Rivanna und Fluvanna, welche gemeinschaftlich den James bilden. Kolumbiea ist ein blühender kleiner Ort, von ohngefähr 40 Häusern und einer Tabacksniederlage. Auf der Landspitze zwischen den beiden Flüssen liegt das virginische Zeughaus, worin Waffen für 12000 Mann und etwa 30000 Fässer Pulver aufbewahrt werden. Der Boden umher ist ergiebig.

Von Kolumbiea nach den grünen Quellen, 20 Meilen weiter, geht der Weg meistens durch Fichtenwälder; die Nacht brach ein, ehe ich hindurch war, und, was hier zu Lande fast jedem Reisenden begegnet, widerspahr auch mir, ich verirrte mich. Nachdem ich, anfänglich von leuchtenden Insekten, die ich für Lichter in der Ferne hielt, getäuscht, beinahe bis 11 Uhr umhergeirrt war, kam ich endlich bei einer Pflanzung an, wo ich mir von den Sklaven, welche das ganze Jahr

hindurch die halbe Nacht lang um ein Feuer zu sitzen pflegen, den Weg nach den grünen Quellen bezeichnen ließ. Mit einiger Schwierigkeit fand ich ihn, und langte endlich gegen Mitternacht an Ort und Stelle an. Die Leute im Wirthshause wollten mir zu einer so ungewöhnlichen Stunde nicht aufmachen, und nur, nachdem ich mehrermale die Ursache meiner Verspätung erzählt hatte, vermochte ich es über sie, mich einzulassen. Ein langer Kerl kam im Hemde angestiegen, machte brummend die Hausthüre auf, und sagte mir, daß ich hinein kommen könnte. Nun mußte ich noch eine Viertelstunde lang bitten, daß man mir etwas Futter für meine Pferde geben möchte, was denn mit vielem Unwillen geschah. Mir ward ein kleines Zimmer angewiesen, wo die Decke fast völlig versaut, und so große Risse in den Wänden waren, daß Licht und frische Luft genug hinein kamen, was eigentlich recht gut war, denn durch das Fenster konnte beides nicht durch. Die Betten waren äußerst schmutzig und voll Wanzen. Gern hätte ich etwas zu essen gehabt; daran war aber nicht zu denken. In der That sorgen die Leute in dieser Gegend selten dafür, Brod im Vorrath zu haben, sondern sie backen eine halbe Stunde vorher nur gerade so viel, als sie zur Mahlzeit nöthig haben, und tragen es noch ganz heiß auf. Ich warf mich daher müde und hungrig aufs Bett, und schlief, trotz des Ungemachs, das ich von Wanzen und anderem Ungeziefer erdulden mußte, ziemlich fest.

Nächst dem Wirthshause und den Sklavenquartieren ist nur noch ein Haus im Orte, das ziemlich groß und zu Wohnungen für Fremde eingerichtet ist, welche diesen Gesundbrunnen besuchen. Die Gebäude stehen auf einem 50 Morgen großen gelichteten Fleck im Walde. Die Quellen entspringen am Rande desselben am Fuße eines Hügel, und sind mit Brettern bedeckt, damit keine Blätterhinein fallen. Das Wasser ist eisenhaltig, und wird

vorzüglich von Personen aus den südlichen Gegenden getrunken, deren Konstitutionen durch die Sommerhitze geschwächt werden.

Nachdem ich am Morgen in diesem elenden Nest ein noch elenderes Frühstück eingenommen hatte, setzte ich meine Reise fort.

Ich fand an diesem Tage viele große Schlangen auf dem Wege: unter andern tödtete ich eine schwarze Schlange, die quer über die Straße hingestreckt lag und schlief. Die schwarze Schlange ist hier die gewöhnlichste, und 4 bis 6 Fuß lang. Im Verhältniß zu dieser Länge ist sie sehr dünn, der Rücken ist ganz schwarz, der Bauch bleifarben und gegen die Kehle zu weißlich. Ihr Biß ist nicht giftig, und man pflegt sie in der Regel nicht zu tödten, weil sie Ratten und Mäuse frißt. Sie liebt die Milch sehr, und schleicht sich häufig in die Milchklammern. Zur Zeit der Begattung verfolgt sie jeden Menschen den sie ansichtig wird, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß der beste Läufer ihr auf ebenem Boden nicht leicht entkommen kann. Es giebt noch andere Arten unschädlicher Schlangen hier, von denen einige sehr schön gezeichnet sind, zum Exempel, die Bandschlange, die bläulich grün ist. Unter den giftigen sind die Klapper- und die Kupferschlange oder Moccosse die gewöhnlichsten. Die Klapperschlange findet sich am häufigsten in den Gebirgen, aber selten wird jemand von ihr gebissen; sie ist träge, greift ungereizt niemanden an, geht aber auch nicht aus dem Wege, und warnt bekanntlich allemal durch das Geräusch ihrer Klapper; dagegen vergeht selten ein Sommer, daß nicht mehrere Menschen von der Kupferschlange gebissen werden, deren Gift ebenfalls, wenn man nicht augenblicklich dazu thut, sehr tödlich ist. Sie ist weit lebhafter als die Klapperschlange, und geht ausdrücklich darauf aus, Menschen zu beißen. In den nördlichen Staaten sind die Schlangen weder so häufig noch so giftig als in den südlichen. Pferde, Kühe und Hunde haben

eine angebohrne Scheu vor den Schlangen, als kennen sie die Gefahr. Die Schweine hingegen suchen sie auf und fressen sie. Man glaubt, daß das Fett die Wirkung des Gifts verhindere. Schweinfett möchte also vielleicht ein gutes Mittel gegen den Schlangenbiss seyn, man hat es aber, so viel ich weiß, noch nicht dazu angewendet; hier bedient man sich gewöhnlich allerhand Kräuter, welches bekannte Gegengifte sind, und die glücklicherweise da am häufigsten wachsen, wo jene giftigen Thiere sich am meisten aufhalten.

Die Südwestgebirge liegen mit den blauen Gebirgen beinahe in gleichlaufender Richtung; sie sind nicht hoch, und verdienen vielmehr Hügel als Berge genannt zu werden. Man sieht sie erst auf wenige Meilen, und sie steigen so allmählig empor, daß man sich auf dem Gipfel befindet, ehe man sich dessen versteht. Hier wird der Boden thonartig und ist sehr gut zum Getreidebau und zu Klee. Da diese Erde die Feuchtigkeiten nicht schnell einziehet, so kommen die Landleute durch Regenwetter oft um die ganze Ernte. Oft wird die Saat aus dem Boden herausgewaschen, so, daß man oft ein Feld 2 bis 3 mal besäen muß, ehe es grünt, und wenn man Felder, die am Abhange liegen, nicht durch besondere Gräben verwahrt, so läuft das Getreide bis zur Reife hin immer noch Gefahr vom Wasser weggerissen oder auf andere Art beschädigt zu werden; ja oft sind Gräben und alle andere Vorkehrungen nicht hinreichend, das Wegschwemmen desselben zu verhindern. An den Seiten der Berge, wo das Land vom Tabacksbau ausgezogen ist und wüßt liegt, wo folglich das Wasser lange Zeit in dem nemlichen Bett ungestört hat fließen können, ersaunt man über die Tiefe der Ravinen und Schlünde, die es sich ausgewühlt hat. Ohnerachtet aller dieser Nachteile, ist dieser Strich Landes doch weit bevölkerter als der gegen Richmond hin, und man nennt ihn nicht selten den Garten

der vereinigten Staaten. Alle Produkte des südlichen Theils von Virginien gedeihen auch hier, und doch ist die Hitze bei weitem nicht so drückend als dort. Selbst in den heißesten Monaten ist die Luft elastisch und kuhl, die größte Hitze ist von 90 und die größte Kälte von 60 Grad, und die Winter sind so mild, daß es für etwas sehr seltenes gilt, wenn drei Tage hintereinander Schnee liegt. Ueberhaupt ist das Klima so gesund, als in irgend einem Theil der vereinigten Staaten; die Einwohner haben daher alle ein robustes, gesundes Ansehn; besonders sind die hiesigen Bäuerinnen sehr von denen im untern Virginien verschieden. Statt der bleichen, kränklichen, hinsälligen Wesen, die man dort sieht, findet man hier in den Gebirgen manche, die zum Modell einer Lavinia fügen könnte. Es ist wirklich ein äußerst erfreulicher Anblick, die Gruppen von Bäuerinnen zu sehen, wenn sie Kirschen oder anderes Obst pflücken, das in großem Ueberfluß bei jedem Hause wächst. Sie sind von reizender Farbe und Gestalt, und die Nachlässigkeit ihres Anzuges, der blos in einem kurzen Nieder und einem kurzen Röckchen besteht, macht sie noch reizender. Das gemeine Volk hier herum scheint mir offener, gastfreier und zufriedner als irgend sonstwo in denen Gegenden der vereinigten Staaten, welche ich besucht habe. Träge aber sind sie über alles und sehr zur Verschwendung geneigt, weil es ihnen so leicht wird, sich die ersten Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Trunkenheit ist sehr gewöhnlich, und man findet kaum Eine Mannsperson, die nicht ihrer Flasche Pfirsich-Brannwein jeden Morgen zwei bis dreimal zuspräche; die Frauenspersonen sind zwar dem Trunke mät, aber dafür andern Vergnügungen ergeben, und in Absicht der Moralität um nichts besser als die Männer.

Wenn ein Haus auch nur zwei Zimmer hat, so kann man ziemlich darauf rechnen, daß das eine da-

von zum Branntweinbrennen gebraucht wird, so unentbehrlich ist er hier!

Längs den Gebirgen wohnen mehrere Bisher großer Ländereien, die, wie im untern Virginien, ihre Besitzungen verpachten; unter andern Herr Jefferson, Vicepräsident der vereinigten Staaten, von dessen Land ich Ihnen diesen Brief schreibe. Sein Haus liegt ohngefähr 3 Meilen von Charlottesville und 2 von Milton, wo der Rivanna entspringt; es steht auf dem Gipfel eines kleinen Berges, dessen Spitze abgetragen worden, so daß jetzt oben eine Fläche von 1½ Morgen groß ist. Es ist noch nicht vollendet; wenn aber der dazu entworfene Plan ganz ausgeführt wird, so dürfte es gewiß das schönste Privathaus in den vereinigten Staaten seyn. Für die Bibliothek und das Museum ist ein großer Saal bestimmt, welcher die ganze Breite des Hauses einnehmen soll, und dessen Fenster sich in ein sehr großes Gewächshaus und eine große Vogelhecke öffnen. In der Mitte des Hauses ist ein sehr geräumiger achteckiger Saal, der ebenfalls quer durch das Haus reicht, und dessen große Flügel = Glasthiiren sich auf beiden Seiten in den Säulengang öffnen. (Diese Art von Säulen, die durchs ganze Haus gehn, ist durch ganz Virginien gewöhnlich, und im Sommer hält man sich größtentheils darin auf.) Die Aussicht hier ist herrlich! auf der einen Seite sieht man das blaue Gebirge auf eine Strecke von 40 Meilen weit, auf der andern die Niederungen. Der Berg selbst ist auf der einen Seite dicht mit Holzung bewachsen, worin Spaziergänge angelegt sind. Auf der Südseite ist der Garten und ein großer Weinberg, der eine Menge des schönsten Obstes trägt. Mit der Weinbereitung hat es jedoch in dieser ganzen Gegend noch nirgends recht gelingen wollen, obschon viele Versuche damit gemacht worden sind. Unter andern ließ eine Gesellschaft wohlhabender Gutsbesitzer auf ihre

Privatkosten sechs Italiäner kommen, die hier den Anbau und die Zubereitung des Weins betreiben sollten, allein auch das schlug fehl, denn die Trauben selbst und der Boden sind zu sehr von den italiänischen verschieden; es dürfte also wohl noch einige Zeit darüber hingehen, ehe man durch andere Versuche herausbringen wird, welche Behandlungsart für diesen Boden in Ansehung des Weins die beste sey; hat man sie aber einmal gefunden, so wird die Frucht gewiß sehr vorzüglich gerathen, da Lage und Klima hier so gut, als in Europa nur irgendwo sind.

Sechszehnter Brief.

Peaks of Otter. — Der Korn-Wurm. — Mineral-Quellen.

Fincaſtie, im Mai.

Die Gegend zwischen den Südwest- und den blauen Gebirgen ist sehr fruchtbar, und weit bevölkerter als das untere Virginien. Das Klima ist gut und die Menschen sind gesund und stark.

Man hat hier an mehreren Stellen Eisen- und Kupfererze entdeckt, auch schon verschiedene Hüttenwerke dazu angelegt, bevor aber die Gegend nicht noch stärker bevölkert seyn wird als sie jetzt ist, möchte der Bergbau wohl nicht ernstlich betrieben werden können.

Ich ging über die grünen Gebirge nach Lynchburg, welches an der Südseite des Fluwanna, 150 Meilen oberhalb Richmond, liegt; der Ort enthält zwar nur 100 Häuser und eine Tabaks-Niederlage, wo jährlich etwa 2000 Orhofs hingebraucht werden; es ist aber auch erst 15 Jahre her, daß die Einwoh-

ner

ner sich hier angebaut haben, und dies Städtchen wird durch den Handel mit der Gegend umher bald sehr blühend werden. Die hiesigen Boote, in denen die Landesprodukte den Fluß hinunter geschickt werden, sind von 48 bis 54 Fuß lang, aber verhältnißmäßig nur sehr schmal, und jedes mit nicht mehr als drei Leuten bemannt; in zehn Tagen gehen sie nach Richmond hin und zurück. Abwärts treibt sie der Strom, zurück aber werden sie mit Grundstangen fortgestoßen. Die Ladung richtet sich nach dem jedesmaligen Wasserstande, der sehr verschieden ist. Als ich auf dem Wege nach Lynchburgh den Fluß passirte, konnte man gemächlich hindurchreiten; am jenseitigen Ufer aber sah ich eine große Menge Schilf an den Zweigen der Bäume hangen, die weit über mich weg ragten, obschon ich zu Pferde war. Wahrscheinlich hatte die Fluth, welche im vorigen September eintrat, und wo das Wasser 15 Fuß über seine gewöhnliche Höhe stieg, dieses Schilf dort zurückgelassen.

Wenige Meilen von Lynchburgh, gegen die blauen Gebirge zu, liegt ein anderer kleiner Ort, Neu-London; wo während des Krieges ein Magazin und ein Zeughaus angelegt worden war. Als ich durchging war man gerade beschäftigt, das letztere in Ordnung zu bringen, die Waffen zu putzen und zu repariren, was wohl sehr nöthig seyn möchte; denn das Zeughaus war in schlechten Umständen, wie sie es in den vereinigten Staaten überhaupt alle ohne Ausnahme sind.

Zwischen Neu-London und den blauen Gebirgen ist die Gegend rauh, hügelig und nicht sehr bewohnt; die wenigen Menschen aber, die man dort findet, sind ungewöhnlich groß und stark. Selten sieht man einen unter 6 Fuß; auch wissen sie sich gewaltig viel mit ihrer Größe und Stärke. Von dieser Statur sind sie längs dem ganzen Gebirge fast durchgehends.

Weld's Reisen.

Die blauen Gebirge sind bis zum Gipfel mit dichter Waldung bewachsen. Von den Bergen sind einige steinig, andere nicht, und auf diesen ist der Boden fruchtbar. Es giebt in dieser Gebirgskette nur wenige Pässe, wo man durchkommen kann; da wo ich meinen Weg nahm, an der Südseite ohnweit der Peaks of Otter (Ottern-Berggipfel) steigt das Gebirge Terrassenförmig empor; es liegt nemlich Ein kleiner Berg über dem andern, so, daß man ohne es recht gewahr zu werden, den Gipfel erreicht.

Die Peaks of Otter (Pikks af Otter) sind die höchsten Berge in der Reihe der blauen Gebirge, und von ihrer Basis an gemessen, hält man sie für die höchsten in ganz Nordamerika. Nach Herrn Jefferson soll der höchste dieser sogenannten Otter-Berge 4000 Fuß senkrechte Höhe haben; er sagt es freilich nicht mit Gewißheit, weil Er selbst die Höhe nicht gemessen hat; er schließt es bloß aus mehreren Umständen. Ich kann Herrn Jefferson nicht geradezu widersprechen, weil auch ich die Höhe nicht gemessen habe; doch muß ich gestehen, daß mir der höchste unter den Otter-Bergen mit dem Snowden in Wallis gar nicht zu vergleichen schien, (hierin ist jeder, der sie beide kennt, mit mir einstimmig,) und dennoch ist der höchste Gipfel des Snowden, nach trigonometrischer Messung, nicht höher als 3568 Fuß.

Jeuseits der blauen Gebirge, welche ich über den Otter-Berg passirte, ist die Gegend nicht eher sehr bewohnt, als bis man nach Fincastle in Bottetourt-County kommt. Fincastle selbst, 20 Meilen von dem Berge und 15 südwärts von Fluwanna, das erst im Jahr 1790 angelegt worden, enthält 60 Häuser, und wird schnell emporkommen. Der Boden ist vortreflich und gut bebaut; so, daß das Land hier eben so theuer ist als in der Nähe von York und Lancaster. Um die besten Wiesen zu haben, braucht man den Bo-

den nur ein Jahr lang ganz unberührt zu lassen. Die Einwohner sind meistens Deutsche; die Ansiedler von dieser Nation haben sich längs dem fetten reichen Landstrich, der von Pennsylvanien durch den oberen Theil von Maryland und von da hinter den blauen Gebirgen bis nach den südlichsten Gegenden von Virginien läuft, angebaut. Es ist sonderbar, daß von diesen Leuten, welche Dreivierteltheile von den Einwohnern an der Westseite der blauen Gebirge ausmachen, auch nicht Einer an der Ostseite derselben sich niedergelassen hat, obschon das Land dort um den vierten Theil wohlfeiler ist als hier. Man sagte mir zwar, daß mehrere von ihnen jenseits der Gebirge gewesen wären, um den Boden zu untersuchen; die rothe Erde aber, die sie dort gefunden, war ihnen fremd, und die Gefahr, welche sie von den Bergwassern besorgten, die oft so gewaltig anschwellen, daß sie große Strecken Landes überschwemmen, und die Saat mit fortspülen, hielt sie immer ab, sich dort anzubauen.

An der Ostseite der Gebirge wächst schöne Baumwolle, und das Klima ist so mild, daß der Schnee nicht länger als höchstens zwei Tage liegen bleibt; auf der andern Seite hingegen kommt die Baumwolle nie zur Reife, der Winter ist streng, die Felder sind oft wochenlang mit Schnee bedeckt, und dieser so fest gefroren, daß die Landleute mit Schlitten fahren, welche auf der Ostseite der Gebirge in Virginien ganz unbekannt sind. Daß solchergestalt zwischen der Ost- und der Westseite der blauen Gebirge, in Ansehung des Klima, ein so beträchtlicher Unterschied Statt findet, ohnerachtet die beiden äußersten Punkte dieser Strecke kaum 30 Meilen von einander entfernt seyn mögen, und beide unter einerlei geographischer Breite liegen, — das dünkt mich in der That bemerkenswerth.

Nicht minder auffallend ist es, daß man jenseits den Gebirgen gar nichts vom Kornwurm weiß. Dieses

Insekt, welches seine Eier in die Hülse des Korns legt, zernagt dasselbe, wenn es ungedroschen in der Scheune liegt; um diesem Uebel zuvorzukommen, drischt man es gleich aus, läßt es aber in der Spreu liegen, da denn die Hitze, welche diese hervorbringt, den Wurm tödtet. Erst seit wenigen Jahren kennt man dieses schädliche Insekt in Amerika; man behauptet allgemein, daß es an der östlichen Küste von Maryland erzeugt worden, und zwar dadurch, daß jemand, in Erwartung daß die Preise steigen würden, sein Korn sechs Jahre lang aufgespeichert hielt, nach deren Ablauf dies ausgeschüttete Getreide voll solcher Würmer befunden ward, die sich seitdem fortgepflanzt haben. Eine geraume Zeitlang setzte der Patomak ihrer weiteren Verbreitung Grenzen, endlich gelangte der Wurm doch auch auf das jenseitige Ufer, und jetzt scheinen die blauen Gebirge der Damun zu seyn, der die westlichen Gegenden noch vor seinen Verwüstungen schützt.

Noch ein anderes, dem Getreide eben so schädliches Insekt dieser Art findet man hier, welches die Hessische Fliege genannt wird, weil man glaubt, daß es während des Krieges mit der Fourage für die Hessischen Truppen nach Amerika gekommen sey. Dieses Insekt hält sich im grünen Halm des Korns auf, und verwüftet so schnell, daß oft, wenn man die schönste Ernte erwartet, in drei Tagen alles zu Grunde gerichtet ist. Auf der Südseite des Patomak und jenseits der blauen Gebirge kennt man dieses Insekt ebenfalls noch nicht. Man sagt, daß auf altem Lande das Getreide der Verwüstung desselben bei weitem nicht so ausgesetzt sey; in dem Fall wäre die Erscheinung dieser Fliege wirklich eine Wohlthat für das Land zu nennen, weil sie dazu beitragen muß, das bisher übliche Aussaugungssystem aus dem hiesigen Landbau zu verdrängen.

Botetourt-County ist gänzlich mit Bergen umgeben und von mehreren Bergketten durchschnitten, wo-

durch das Klima überaus angenehm wird; auch ist meinem Gefühl nach in ganz Nord-Amerika keines dem Engländer so behaglich als dieses. Der Frost ist regelmäßig und nicht strenger als in England; und ist die Hitze auch größer, so sind doch die Abende und die Nächte immer kühl. Vor zehn Uhr Morgens ist die Hitze am stärksten, dann erhebt sich gewöhnlich ein sanfter, angenehmer Wind von den Gebirgen her, welcher den ganzen Tag hindurch die Luft abkühlt, die hier so rein und so gesund ist, daß man von kalten Fiebern gar nichts weiß, und daß Fieberpatienten, die aus dem niedern Theil des Landes gegen die See zu, hieher kommen, sie hier in sehr kurzer Zeit los werden.

In dem westlichen Theil von Bottetourt-County giebt es mehrere Mineral-Quellen, die gegen Ende des Sommers häufig besucht werden; den größten Ruf haben die sogenannten süßen Quellen am Fuß der Alleghany-Gebirge. Verwichenen Sommer waren an 200 Personen da. Die Wohnungen für die Kur-Gäste sind äußerst schlecht; ich höre aber, daß eine Gesellschaft aus Süd-Karolina den Platz gekauft hat, und nun bessere Wohnungen bauen will. Auch in den Jackson-Gebirgen, einer Bergkette zwischen den blauen und Alleghany-Gebirgen, finden sich Gesundbrunnen. Eine dieser Quellen ist warm, eine andre sehr heiß, und wenige Schritte davon entspringt eine ganz kalte; noch eine andere enthält viel Schwefel, so, daß wenn ein Blatt von den darüber hangenden Zweigen hineinfällt, es in kurzer Zeit mit einer Schwefelkruste überzogen ist. Silber wird augenblicklich schwarz darin. Hoffentlich werden die Heilkräfte dieser Quellen in der Folge untersucht und genauer bestimmt werden, denn jetzt weiß man nur wenig davon und es scheint fast, als ob namentlich diejenigen, welche die sogenannten süßen Quellen besuchen, ihre Genesung mehr der Verän-

derung des Klima als der Heilkraft des Wassers zu verdanken haben.

Siebenzehnter Brief.

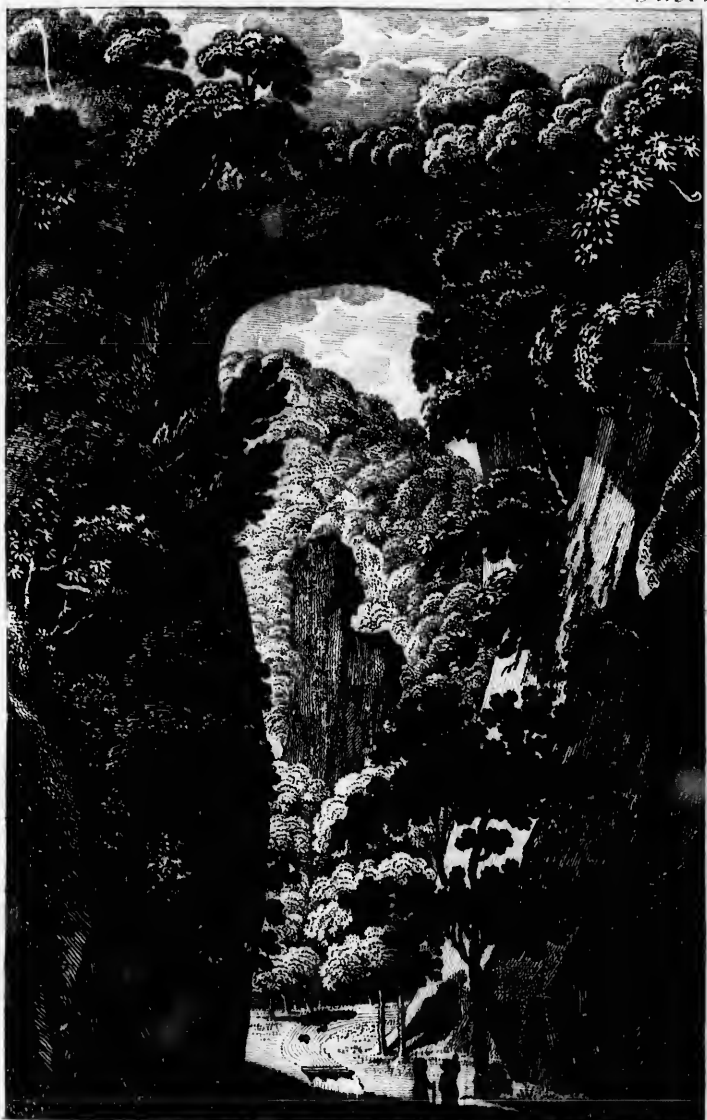
Felsenbrücke — Madisonshöhle — Staunton.

Winchester, im Mat.

Nachdem ich mich ziemlich lange noch im Bottetourt County aufgehalten hatte, ging ich wieder über den Flu-
wanna nach Rockbridge-County. Diese Gegend hat ihren Namen von der merkwürdigen natürlichen Felsenbrücke daselbst. Die Brücke liegt ohngefähr zehn Meilen vom Fluwanna und eben so weit von den blauen Gebirgen; sie geht über einen tiefen Spalt in einem Berge, der, durch irgend eine große Naturbegebenheit, vom Gipfel bis zum Fuß auseinander gerissen worden ist. Der Spalt ist beinahe zwei Meilen lang, die Tiefe wechselt nach der Höhe des Berges ab, wo dieser am höchsten ist, ist der Spalt 300 Fuß tief, auch ist die Breite nicht überall gleich, aber nach dem Gipfel zu, ist der Spalt am breitesten. Daß die beiden Seitenwände des Risses einst ein Ganzes ausmachten, erhellet theils daraus, daß die hervorragenden Felsenstücke an der einen die nemliche Gestalt haben, als die Vertiefungen in der andern, und theils aus der Gleichheit der Erd- Sand- und Lehmschichten in beiden.

Der Bogen der Brücke besteht aus Einer dichten Steinmasse, oder doch aus so fest in einander gefügten einzelnen Steinen, daß er aus Einem Stück zu seyn scheint. Als der Berg gespalten wurde, ist diese Steinmasse wahrscheinlich über den Spalt hinüber gerissen worden, weil sie an der einen Seite fest, und an der

1750.



Die Felsenbrücke in Virginien. J. G. B. v. H. v. d. W.

ander
wenig
ser ei
spalte
Gewo

Wall
an d
auf,
hin,
am S
lich s
taste.
te fe
nähe
hinu
weh
nich
und
lich
Man
men
der
die
dar
abe
sie

Gr
des
du
wu
Pr
ha
G

andern nur in einem Erdsager war; dies dünkt mich wenigstens wahrscheinlicher, als daß der Berg an dieser einzigen Stelle nicht sollte von oben bis unten gespalten wor en seyn, und daß das Wasser nachher mit Gewalt die Oeffnung gemacht hätte.

Der Weg nach der Felsenbrücke geht durch dichten Wald, und über einen Hügel; hat man diesen fast bis an den Gipfel erstiegen, so hören die Bäume plötzlich auf, man thut einige Schritte nach dieser offenen Stelle hin, und sieht sich, zu seinem nicht geringen Schreck, am Rande eines fürchterlichen Abgrundes. Unwillkürlich starrt man zurück und hält es für ein Werk der Phantasie. Man ist auf der Brücke selbst. Auf der einen Seite kann man sich dem Rande derselben ohne alle Gefahr nähern, sich überbeugen und senkrecht in den Abgrund hinunter schauen, weil der Felsen selbst hier eine Brustwehr bildet. Auf der andern Seite kann man das aber nicht ohne Gefahr, denn es ist keine Brustwehr da, und von der einen Seite des Fahrwegs an, der ziemlich über die Mitte der Brücke geht, ist diese bis an den Rand hin abshüßig. Der Abhang ist mit großen Bäumen, meistens Fichten und Zedern, bewachsen. Auch auf der andern Seite waren sonst Bäume, und man hat über die Brücke gehen können, ohne zu ahnen, daß man darauf war, denn sie ist 80 Fuß breit. Neugierige aber haben die Bäume abgehauen, um zu sehen, wie sie in den Abgrund hinunter stürzten.

Einige Fuß von der Brücke windet sich bis in den Grund hinab ein schmaler Fußsteig längs der einen Seite des Spaltes zwischen ungeheuren Felsen und Bäumen hindurch, und hier ist die Ansicht hinreißend groß. Der bewundernswürdige Bogen steht nämlich in seiner ganzen Pracht da, und je genauer man ihn betrachtet, desto erhabener und bewundernswürdiger findet man ihn. Das Ganze scheint von Menschenhänden mit dem Meißel voll-

lendet zu seyn. Die höchste Höhe der Brücke ist 213 Fuß, die Dicke des Bogens 40, die obere Spannung desselben 90, der Raum zwischen den Widerlagen, welche aus festen Kalksteinen bestehen, 50 Fuß.

Ein kleiner Bach, Cedar Creek (der Zedernbach) genannt, rauscht über Felsenstücke zwischen den Spalt durch und giebt der Scene noch mehr Schönheit und Leben.

Hart an der Brücke nimmt der Spalt und so auch der Bach eine plötzliche Wendung, so daß, wenn man unten steht und durch den Bogen hinblickt, man nur 150 Fuß weit sehen kann; der Spalt geht also nicht, wie Herr Jefferson sagt, gerade aus und endigte sich mit einer schönen Aussicht auf die Nordgebirge. Die beiden Seitenwände des Risses sind dicht mit Bäumen bewachsen, zwischen welchen hin und wieder große Massen von Kalkfelsen hervorragen.

Noch größer als hier von unten hinauf ist die Ansicht von dem Gipfel einiger aufeinander liegenden großen Felsenstücke, die 50 Fuß unterhalb der Oberfläche des Spalts liegen, denn hier sieht man den Bogen in seiner ganzen Schönheit und Größe und zugleich den Abgrund, über welchem er steht. (Man sehe die beigelegte Abbildung.)

Fünzig Meilen nordwärts von der Felsenbrücke, ebenfalls hinter den blauen Gebirgen, ist eine andere Naturmerkwürdigkeit vorhanden, nämlich eine große Höhle, in der Gegend umher, unter dem Namen Maddisons-Höhle bekannt. Sie befindet sich in einem 200 Fuß hohen Berge, der an einer Seite so steil ist, daß man vom Gipfel aus bequem einen Stein in den unten fließenden Strom werfen kann.

Der Fußsteig nach der Höhle befindet sich an der andern Seite, wo der Berg bequem zu ersteigen ist; nur die letzten dreißig Schritte wendet er sich plötzlich wieder nach der steilen Seite, an welcher der Berg von oben bis unten mit Bäumen und Felsenstücken bedeckt ist. Vor dem Eingang der Höhle, welcher ohngefähr auf zwei Drittheil der Höhe

des Berges liegt, hängt ein ungeheures Felsenstück über, das einzustürzen scheint, und ich konnte mich des grausen- den Gedankens nicht erwehren, daß, wenn es hinter mir einstürzte, mich nichts in der Welt von dem fürchterlich- sten Tode in dieser unterirdischen Einsamkeit retten könnte. Unser Führer nahm ein ziemlich großes Bündel Kienstäbchen mit, um, statt Kerzen, uns damit vorzuleuch- ten. Die erste Kammer der Höhle ist 25 Fuß hoch, 15 breit, und erstreckt sich zu beiden Seiten ziemlich weit; zur Rechten ist der Boden etwas höher und wegen des bestän- digen Durchträufeln des Wassers sehr feucht. Das Ther- mometer, das draußen in freier Luft 67 Grad Fahrenheit gezeigt hatte, fiel hier auf 61°. Einige Schritte weit zur Linken kommt man in eine Art von Vorkammer, die zu der sogenannten Schallkammer führt; letztere hat ihren Namen von dem ungeheuern Wiederhall, den die Stim- me oder ein Instrument darin hervorbringt; sie ist ohnge- fähr 20 Fuß ins Gevierte und oben gewölbt, an den Wänden und an der Decke sind schöne Stalaktiten, die ursprünglich hier, so wie überhaupt in der ganzen Höhle, weiß waren, jetzt aber, da sie so häufig von Fremden be- sucht wird, vom Rauch der Kienstäbchen fast ganz mit Ruß überzogen sind. Von der Schallkammer geht man nach der Vorkammer zurück, wendet sich bald rechts, bald links, und gelangt endlich in einen wohl 180 Fuß langen abschüssigen Gang, der 13 Fuß Breite und ohn- gefähr 15 senkrechte Höhe hat; die Wände neigen sich ge- gen einander und kommen oben völlig zusammen. Die- ser Gang wird allmählig schmaler, und endigt sich an ei- nem klaren stehenden Wasser, das 3 bis 4 Fuß tief ist. Wie weit es sich erstreckt, weiß man nicht; denn man hat zwar einmal versucht mit Hilfe eines kleinen Rahns den Umfang zu bestimmen, die Leute sagten aber, daß, als sie eine kleine Strecke weit gefahren, das Fahrzeug nicht weiter aus der Stelle zu bringen gewesen wäre. Wahr-

scheinlich aber haben sie sich das aus Furcht eingebildet. Ich feuerte eine Kugel aus meinem Pistol über das Wasser hin, und der Schall kam vom hintern Theil der Höhle zurück, so daß ich glaube, dieser Gang reicht nicht viel weiter, als man sehen kann. Die Wände sind ein fester Kalkstein. Der Boden besteht aus sandiger, salpeterhaltiger Erde. Ueberhaupt ist nicht nur in dieser Höhle und in der Nachbarschaft, sondern in den westlichen Gegenden von Virginien der Boden überall sehr salpeterreich. Das Schießpulver, welches daraus verfertigt wird, macht einen wichtigen Artikel für den innern Landhandel aus.

Wenn man in jedem Gange etwa zwei Drittheile des Weges zurückgelegt hat, findet man rechts eine große Oeffnung in der Wand, die nach einer andern Kammer führt, welche 10 Fuß tiefer als die erstere liegt. Der Weg dahin ist sehr abschüssig, und der Boden sehr schlüpferig, daher es beschwerlich ist, dahin zu gelangen. Dies ist die schönste Kammer in der ganzen Höhle. Sie hat eine ovale Form, ist 60 Fuß lang, 30 breit, und an manchen Stellen 50 Fuß hoch. In der Decke bilden die Stalaktiten die schönsten Draperien mit den feinsten Falten, an andern Orten freistehende Säulen. Schlägt man mit einem Stocke daran, so hallen die Gewölbe der ganzen Höhle wider. Stellt man sich in den Hintergrund dieser Höhle, und läßt Jemand mit Licht zwischen den Säulen umhergehen, so bestäunt man tausend fürchterliche, wunderbare Gestalten zu sehen. Der Boden senkt sich allmählich nach einer Seite hin, wo wieder ein stehendes Wasser ist, welches seiner Lage nach mit dem zuvor erwähnten Verbindung zu haben scheint. Hier stand das Thermometer auf 50° Fahrenheit. Wir gingen nun nach dem Eingang der Höhle zurück, und sahen wirklich aus, als kämen wir aus der Unterwelt,

so schwarz waren wir über und über vom Rauch der angezündeten Kienfackeln.

Hart hinter den blauen Gebirgen, zwischen Bottetourt-County und dem Patomak, wechseln Hügel, Thäler und große fruchtbare Ebenen mit einander ab. Die niedern Gründe am Shennandoah, der auf 100 Meilen weit an den blauen Gebirgen hinläuft, sind vorzüglich fruchtbar, und sie machen eigentlich das wahre Shennandoahthal aus, obschon die ganze Gegend bis auf mehrere Meilen vom Flusse, die zum Theil sehr hügllicht ist, diesen Namen führt. Die Vegetazion ist hier nicht ganz so üppig als in Bottetourt-County, der Alee gedeihet aber vortreflich, und der Weizen giebt eine so reichliche Ernte, als in den vereinigten Staaten irgend sonstwo. Taback wird nur wenig gebaut, so auch türkischer Weizen, weil beides von Nachtfrosten leidet, welche im Frühjahr hier sehr gewöhnlich sind; überhaupt ist das Klima hier nicht ganz so warm, als in den Niederungen an der Ostseite der Gebirge, aber auch bei weitem nicht so temperirt als in Bottetourt-County, wo im Sommer unablässig erfrischende Winde wehen, und im Winter die Berge vor dem Nordwestwinde schützen.

Westwärts vom Gebirge nimmt die Volksmenge ungemein zu, und bei Winchester, wo das Land am meisten bebaut ist, die Wälder folglich sehr gelichtet sind, ist die Gegend schon so holzleer, daß die Landleute ihr Holz zu Zäunen und Befriedigungen oft 10 bis 15 Meilen weit holen müssen. Andere Gneuden und vornehmlich alle Anhöhen sind indeß noch überall dicht mit Waldungen bewachsen. Diese Hügel, und die dazwischen liegenden schönen grünen Felder, von unzähligen Armen des Shennandoah durchschlängelt, machen auf dem ganzen Wege, von Bottetourt-County nach dem Patomak hin, die Landschaft fast überall unbeschreiblich reizend, und die blauen Gebirge im Hinter-

grunde Krönen den Prospekt. Das Einzige, was ich daraus weg wünschte, sind die im Fiskal gestellten Bäume, die Blockhäuser, die ein schwerfälliges und trauriges Ansehen haben, und die 3 bis 4 Fuß hohen Baumstüben, die überall umherstehen. Bei Urbarmachung des Bodens wird nemlich hier zu Lande kein Baum bis dicht an die Wurzel abgeschauen, weil, um dies zu bewerkstelligen, der Arbeiter immer gebückt stehen mußte, auf diese Art aber den Tag über nicht so viel vor sich bringen könnte, als wenn er sich bequemer macht und vom Topf-Ende des Stammes ein gut Stück stehen läßt. Dem Landmann ist beides gleichviel, da man die Stubben doch nicht ausradet, diese auch (weil man um die Wurzeln ein Feuer anzündet) nie mehr ausschlagen, sondern in 7 — 8 Jahren gänzlich verwittern.

Das angebaute Land ist hier in lauter kleine Besizungen getheilt. Man kennt weder Reichthum noch Armuth, jedem gehört das Haus, welches er bewohnt, und das Land das er bearbeitet; niemand ist durch bessere Erziehung oder mehrere Kenntniß ausgezeichnet. Alles lebt in einem glücklichen Zustande von Mittelmäßigkeit und Gleichheit.

Die freien Einwohner sind meistens Deutsche, die hier wie in den andern Staaten, ihrem Charakter treu bleiben. Der sechste Theil der Seelenzahl besteht aus Sklaven. In andern Gegenden ist das Verhältniß der Freien zu den Sklaven anders; in Norfolkbridge-County machen die Sklaven den züften, in Shenandoah-County den zwanzigsten Theil der Einwohner aus.

Zwischen Fincastle und dem Patomak, längs der großen Landstraße, die von Norden nach Süden hinter den blauen Gebirgen wegläuft, und von den nördlichen Staaten nach Kentucky führt, liegen mehrere kleine unbedeutende Orte, als, Lexington, Gaunton, Newmarket, Woodstock, Winchester, Strasburg, deren wenige mehr als 70 Häuser enthalten.

Als ich des Weges kam, begegnete ich vielen Leuten von Kentucky und dem neuen Staate Tennessee (Tennessee), die nach Philadelphia und Baltimore reisten. Andere gingen in entgegengesetzter Richtung, wie sie es nennen, auf Rundschafft aus, das heißt, um sich in den westlichen Gegenden Land zu neuen Niederlassungen auszusuchen. Sie waren alle zu Pferde und hatten große wollene Decken zusammengefaltet unter den Sätteln liegen, um sich damit zuzudecken, wenn sie im Walde unter freiem Himmel übernachten müssen; auch waren sie mit Degen und Pistolen bewaffnet, was jedoch jetzt nicht mehr so nöthig ist als ehemals, bevor der Friede mit den Indianern geschlossen wurde. Damals durfte man es aber nicht wagen, in dieser Gegend anders als in Gesellschaft von 40 bis 50 Personen zu reisen, und auch jetzt noch rathe ich niemand, sich ganz allein auf den Weg zu machen, doch ist man schon ziemlich sicher, wenn nur fünf bis sechs Personen beisammen sind. Länge der ganzen Landstraße von Vincastle bis Lexington in Kentucky giebt es hin und wieder Häuser, so daß man nur zwei oder drei Nächte frei im Walde zubringen darf.

Das zudringlichste Volk in Amerika ist aus den westlichen Gegenden, und zwar aus bloßer Neugier. Oft hielt mich einer oder der andere an einer einsamen Stelle des Weges plöglich an, so daß, wenn ich in einem andern Lande gewesen wäre, ich geglaubt hätte, von einem Straßenräuber angefallen zu seyn. Da hieß es dann zur Bewillkommung; „O halten Sie mein Herr! ich wette, Sie kommen aus dem neuen Staate.“ Nein, mein Herr. „Nun denn, von Kentucky?“ Auch nicht. „Ei was tausend, woher kommen Sie denn sonst?“ Aus dem unteren Lande. „So; o da müssen Sie recht viel Neues wissen; können Sie mir nicht sagen, wie viel dort der Schinken gilt?“ Nein, mein Freund, das weiß ich wahrlich nicht. „Ha, ha, ich sehe schon,

Sie sind ein Fremder, um Vergebung, wie heißen Sie?“ So geht es immer weiter, und der lästige Gesellschaftsreiter reitet sicher mit bis zum nächsten Wirthshause, wo ein anderer ihn ablöst.

Der erste Ort, den man auf diesem Wege erreicht, ist Lexington, ein niedliches kleines Städtchen, das meistens von Irländern bewohnt wird. Es enthält nur ohngefähr 100 Häuser, ein Gerichtshaus und eine Kirche; der größte Theil des Orts war, kurz zuvor, ehe ich hinkam, abgebrannt. Dreißig Meilen weiter liegt Staunton, das 200 Häuser, meistens von Steinen, und eine Kirche hat; es treibt einen ansehnlichen Handel mit dem innern Lande. Dies war der erste Ort auf dem ganzen Weg von Lynchburgh aus bis hieher, eine Strecke von 150 Meilen, wo ich frisches Fleisch bekam; außer diesem ward mir ein einzigesmal, und zwar im Gebirge, etwas frisches Wildpret aufgetragen, sonst überall nichts als eingesalzenes Schweinefleisch, mit dem grünen Kraute von Rüben als Gemüse gekocht, oder eingefalzener Fisch in Butter gebraten und warmer Specksalat dazu. Dies ist in dieser Gegend des Landes die tägliche Kost das ganze Jahr hindurch.

Es ist einem Europäer sehr auffallend, in Amerika so viel Leute mit militärischen Titeln anzutreffen, deren Gewerbe diesen Titeln gar nicht entsprechen; denn es ist gar nichts Ungewöhnliches, einen Kapitän als Fracht Fuhrmann, einen Obersten als Führer der Landkutsche, und einen General hinter seinem Ladentisch zu sehen. Nirgend aber findet man so viel Militärpersonen als in dem kleinen Staunton, denn hier ist jeder rechtliche Mann entweder Rechtsgelehrter oder Arzt oder Militär. Der Grund davon liegt darin, daß jeder freie Mann in Amerika von 16 bis 50 Jahren sich, wenn sein Gewerbe es nur irgend erlaubt, in die Miliz einrolliren lassen muß. Diese besteht in

Virginten allein aus 62000 Mann, und ist in 4 Divisionen und 17 Brigaden getheilt, deren jede ihren General und andere Offiziere hat. Dies allein erfordert schon eine große Menge Offiziere; es giebt aber außerdem in den meisten Städten noch Korps von Freiwilligen, deren jedes ebenfalls seine Offiziere hat. Solcher Korps nun sind in Staunton zwei, eines Kavallerie und eines Artillerie. Die Leute finden hier ein Vergnügen am Exercieren, und setzen eine Eitelkeit darin, in Uniform zu erscheinen. Ueberdies nehmen täglich Offiziere, sowohl von diesem Korps als von der Miliz, ihren Abschied, behalten aber ihren Militär-Charakter zeitlebens bei. Nächst jenen giebt es noch Offiziere von der alten Armee, die weder zur Miliz noch zu den Freiwilligen gehören. Die Miliz versammelt sich nur alle zwei bis drei Monate einmal, und da jeder für seine Bewaffnung selbst sorgen muß, und es nicht nothwendig ist in Uniform zu erscheinen, so hat sie eben kein sonderlich militärisches Ansehn.

Winchester ist die größte Stadt in dem Gebiet jenseits der blauen Gebirge, und liegt hundert Meilen nordwärts von Staunton. Sie hat 2000 Einwohner und 350 Häuser, die sehr einfach gebaut sind. Die Straßen sind regelmäßig aber eng, und der Ort hat sonst nichts merkwürdiges.

Achtzehnter Brief.

Durchfluß des Patomak und des Shennandoah durch eine Bergschlucht. — Ankunft in Philadelphia. — Weiterbeobachtungen.

Philadelphia, im Juni 1796.

Als ich die Gegend westwärts, das heißt, jenseits der blauen Gebirge in Virginien ziemlich durchkreuzt hatte, kam ich an den Patomak zurück, und zwar an derjenigen Stelle, wo er durch das blaue Gebirge hindurch fließt, welches Herr Jefferson für eine der erhabensten Naturscenen erklärt, die allein schon eine Reise nach Amerika verdiene.

Die nächsten Umgebungen dieses Bergpasses sind wild und romantisch. Nachdem man über mehrere kleine übereinander liegende Hügel gekommen ist, erblickt man endlich die Oeffnung im Gebirge, zugleich wendet sich der Weg plötzlich, und geht einen langen steilen Berg hinab, der von hohen Bäumen beschattet ist. Auf der einen Seite des Wegs erblickt man über sich große überhangende Felsenstücke, die auf den Wanderer herabzustürzen drohen; auf der andern befindet sich ein Abgrund, in dessen Tiefe man das Wasser rauschen hört, aber, der Bäume wegen, es nicht sehen kann. Am Fuße des Hügels liegt ein Wirthshaus nebst noch einigen andern Häusern, und hinter diesen ist, vom Felde aus, der Durchfluß des Stroms durch die Bergkette am besten zu sehen. Zur Linken windet sich der Patomak durch fruchtbare Gegenden nach dem Gebirge zu, zur Rechten fließt der Shennandoah; am Fuß des Berges vereinigen sie sich und strömen so durch die Oeffnung; jenseits derselben beträgt ihre gemeinschaft-

schaftliche Breite 1200 Fuß; so fließen sie nun der See zu, und werden dem Auge durch die sie umgebenden Hügel entzogen.

Die zackige Form der nach dem Fluß zu gelegten Bergseiten, bezugleich die großen Felsenstücke, die auf dem Boden umher liegen und die zum Theil wohl offenbar durch eine große Erschütterung fortgerissen worden sind, wie Herr Jefferson sich ausdrückt „Denkmähler von dem Kriege, der hier zwischen den Strömen und den Bergen Statt gefunden hat, und sie beweisen augenscheinlich, daß die Gewässer des Patomak und des Shennandoah hier eine Zeitlang durch das blaue Gebirge aufgedämmt wurden, und so lange stiegen, bis sie an diesem Orte durchbrachen, indem sie den Berg vom Gipfel bis zum Fuß spalteten.“ So viel ist wenigstens gewiß, daß wenn man die getrennte Bergkette wieder zusammenfügen könnte, sich durch die beiden Ströme eine große Wassermasse auf der westlichen Seite ansammeln müßte, und daß diese Masse gerade auf den nemlichen Fleck, wo jetzt die Oeffnung ist, mit der größten Gewalt drücke.. müßte, um sich einen Ausweg zu bahnen, weil sie hier am tiefsten wäre, indem dies weit und breit die niedrigste Stelle ist, wie Sie bei einem Blick auf die Karte schon daraus sehen werden, daß alle Flüsse in dieser Gegend ihren Lauf hieher nehmen. Ob nicht demohngeachtet diese Oeffnung in der Bergkette vielleicht von jeher vorhanden war, kann man jetzt nicht mehr bestimmen; daß aber der gegenwärtige Zustand ihrer Wände sich von irgend einer großen Ueberschwemmung herschreibt, ist wohl nicht zu läugnen. Hierzu bedarf es in der That nichts wehr, als daß der Patomak und der Shennandoah einmal bei hohem Wasser — welches doch alle Früh- und Spätjahre eintritt — so hoch gestiegen wären, als im Jahre 1795 der Jamesfluß, nemlich 15 Fuß über die gewöhnliche Höhe. Schon

Weiß's Reisen. 2

dadurch allein mußte das ganze Ansehn dieser Oeffnung sehr wesentlich verändert worden seyn; denn das blaue Gebirge besteht vom Gipfel bis zum Fuß aus großen Felsenstücken, welche in fetter, lockerer Erde liegen, die schon von starken Regengüssen leicht weggespült wird, so daß die Steine lose werden und hinabrollen. Ich selbst habe ein Beispiel davon erlebt, das ich nie vergessen werde. An dem Tage als ich hier ankam, hatte es den ganzen Morgen über geregnet; der Abend war heiter und schön, und da ich begierig war, die Gegend von allen Seiten zu sehen, ließ ich mich über den Fluß setzen und kletterte den Berg auf der andern Seite, an einer ziemlich steilen Stelle, hinan, wo kein Weg war, und viele Felsenstücke hervorragten. Ich war etwa 150 Fuß weit geklettert, als ein Stein auf den ich den Fuß setzte, und der ganz fest zu seyn schien, plötzlich nachgab, und einen solchen Haufen anderer Steine mit einem so fürchterlichen Getöse mit sich fortriß, daß ich glaubte der ganze Berg stürzte über mich, und jeden Augenblick erwartete, zertrümmert zu werden. Ich war schon 20 Fuß weit hinab geglitten, als ich zum Glück einen Zweig erhaschte und mich daran fest hielt. Die Steine fuhren indeß fort, haufenweise hinab zu rollen, ja mehreremale fing dies von neuem und heftiger an, nachdem schon ein oder zwei Minuten alles still gewesen war. So hielt ich mich eine ganze Weile, und besorgt jeden Augenblick, daß ein großer Stein sich ablösen, und den ganzen Baum, an den ich mich hielt, mit hinunter reißen würde. Ich kannte weder Weg noch Steg, und sah also kein anderes Mittel, herab zu kommen, als über die zum Theil eben herabgefallenen Steine; ein Unternehmen das mich mit Schrecken erfüllte. Indesß nahte die Nacht heran, ich mußte also nothwendig mein Heil versuchen, und kam, bis auf einige Verletzungen an Hüften und Ellbogen, glücklich hinunter. Man

wünschte mir ernstlich Glück, daß ich der Gefahr so entronnen sey, und sagte mir, daß dieses Nachgeben der Steine nach einem starken Regenguß nichts ungewöhnliches sey, ja beim plötzlichen Aufthauen einer großen Schneemasse, rollten bisweilen ungeheure Felsenstücke mit einem Getöse hinab, das man Meilenweit hören könne. Man kann hieraus abnehmen was für Folgen es haben muß, wenn nicht weit vom Fuße des Berges nur ein einziges Felsenstück durch das Wasser untergraben und ausgewaschen wird. Das unmittelbar darüber liegende wird dann auch fallen, und wird eine Menge anderer die mit ihm in Verbindung stehn, mit herabziehen, und so kann leicht ein Riß von oben bis unten entstehen. Dieser Durchbruch zweier vereinigten Ströme durch die Bergkette ist allerdings etwas Merkwürdiges und Sehenswerthes, aber ich bin weit entfernt, ihn mit Herrn Jefferson für eine der erstaunenswürdigsten Naturscenen zu halten, welche schon allein eine Reise nach Amerika verdient. Auch will Niemand der die Sache kennt und seine Beschreibung gelesen hat, hierin mit ihm übereinstimmen. Ich für meinen Theil glaube, daß wir nicht weiter als bis Wales zu reisen brauchen, um Naturscenen zu finden, die ungleich erhabener sind. Freilich giebt es dort keinen so breiten Fluß als der Patomak, mehrere andere aber stürzen mit größerem Geräusch und mehrerer Hefigkeit über Klippen als der Patomak und der Shennandoah, und die Felsen-Abgründe und Gebirge an diesen hier sind mit jenen in Wales keineswegs zu vergleichen. Nach Herrn Jeffersons Beschreibung sollte man fast glauben, daß er diese Meturscene gar nicht in ihrem jetzigen ruhigen Zustande, sondern gerade in dem Augenblick gesehen haben müsse, als die Fluthen den Berg eben zerrissen, und alles in Aufruhr war.

Ich setzte nun über den Patomak, und ging nach Frederik in Maryland und von da nach Baltimore

Zwischen diesen beiden Orten ist der Boden bei weitem nicht so fruchtbar als bei den blauen Gebirgen, aber ziemlich gut angebaut. An mehreren Stellen findet sich Eisen und Kupfer, und es sind bereits große Eisenwerke im Gange, aber noch keine Kupferhämmer von einigem Beslang. Das Eisen ist hier, wie überhaupt in Virginien und Pennsylvanien, sehr zähe, daher die Gußwaaren, namentlich Geschir, viel dünner als in England gegossen werden können, ohne daß man Bruchschaden besorgen dürfte, obgleich beim Transport sehr gewaltsam damit umgegangen wird. In den Guß-Ofen und Schmieden arbeiten meistens Neger, die hiezu am besten zu gebrauchen sind, weil sie einen außerordentlichen Grad von Hitze ertragen können, da sie, selbst in den heißesten Sommertagen, in ihren Hütten Feuer unterhalten und darum her sitzen.

Die Pflanzungen und Landgüter in Maryland sind zwischen 100 und 1000 Morgen groß; höher hinauf gegen die Gebirge zu, wo größtentheils Korn gebaut wird, ist das Land in kleinere Besizungen getheilt, auch giebt es dort nur wenig Sklaven. In den unteren Gegenden dieses Staates und hier, zwischen Frederick und Baltimore, findet man große ausgebreitete Pflanzungen, wo sehr viel Taback gewonnen wird. Die Arbeit verrichten auch hier Neger, und alles ist auf denselben Fuß wie in Virginien eingerichtet. Die Häuser sind meistens von Holz, braun angestrichen, und der bedeckte Gang vor denselben weiß.

Am 14ten Juni kam ich hier wieder an, nachdem ich beinahe drei Monate lang abwesend gewesen war. Das Wetter war die ganze Zeit hindurch nicht vier Tage hintereinander beständig. In Philadelphia stand das Thermometer schon am 14ten März in der Mittagsstunde auf 65° Fahrenheit; acht Tage zuvor war es nicht höher als auf 14° gewesen. Zu Ende dieses Monats stand es in Maryland am Mittag nie

höher, als 50° , die Abende waren kalt und stürmisch, die Luft feucht. Auf der nördlichen Landspitze von Virginien stand es in der zweiten Woche des Aprils zwei oder drei Tage hintereinander am Mittag 80° bis 84° Fahrenheit; sobald aber der Wind sich änderte, fiel es, und blieb mehrere Tage hindurch unter 70° . Als ich im April durch die untere Gegend von Virginien reiste, stand das Thermometer sehr oft auf 80° , im Mai aber kam es vor dem 14ten nicht wieder so hoch, ja es war bis dahin oftmals so kalt, daß man es ohne Kaminfeuer gar nicht aushalten konnte, und als ich in der Gegend der Südwest-Gebirge war, fror es am 19ten Mai so stark, daß der frühe Weizen, die Kirschen und die jungen Maispflanzen völlig erfroren. Das neue Laub der Bäume wurde weß, und die ganze Landschaft sah aus wie im November. Den Tag nach dem Frost stand das Thermometer in der Mittagsstunde auf 46° , und vier Tage nachher schon wieder 81° , den Mai und Juni hindurch zwischen 60 und 80° . Im Ganzen hatten wir schönes Wetter, obschon mitunter rauhe und unangenehme Tage. Auch der Zustand der Atmosphäre ändert sich sehr schnell. Den 6ten Juni habe ich auf meinem Wege nach Frederik, als ich über den Patomak gieng, eine so schnelle Veränderung erlebt, als mir noch nie vorgekommen war. Der Morgen war drückend heiß, der Wind Süd-Süd-West. Um Ein Uhr Nachmittags erschien eine schwarze Wolke am Horizont und es erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der die stärksten Bäume mit sammt den Wurzeln ausriß, von Gewitter und Hagel begleitet, wobei Hagelkörnen fielen, die zum Theil dreimal größer waren als eine Erbse; dann folgte ein Regenguß fast so stark als ein Wolkenbruch. Dieser ganze Vorgang dauerte ohngefähr 23 Minuten. Kurz vor dem Sturm stand das Thermometer 81° , und als alles vorüber war 59° ,

also in weniger denn einer halben Stunde ein Unterschied von 22 Grad. Man weiß Beispiele, daß in Pennsylvanien das Thermometer in 26 Stunden seinen Stand um 50 Grad verändert hat. Ueberhaupt ist in den mittlern und südlichen Staaten die Witterung sehr veränderlich, und nicht zwei Jahre hintereinander bleibt sie sich in derselben Jahreszeit gleich. Doktor Rittenhouse versichert, daß so lange er sich in Pennsylvanien aufgehalten, in jedem Monat, den Juli ausgenommen, Nachtfröste eingefallen wären, und, daß selbst im Juli zuweilen so kalte Tage einfielen, daß Kaminfeuer sehr wohl behage.

Das Klima von Neu-Yersey, Neu-York, Delaware und den obern Gegenden von Maryland, ist dem pennsylvanischen ziemlich gleich, nur daß es im nördlichen Theil von Neu-York, da wo es an Kanada grenzt, kälter ist; die Winter sind streng und lang. In Pennsylvanien sind die äußersten Thermometerpunkte, die man bemerkt hat, 24 und 105°. Diese äußersten Grenzen erreicht es aber nur selten, und nähert sich noch eher dem höchsten Grad der Hitze als der Kälte. Im Winter des Jahres 1795 und in den drei vorhergehenden Jahren fiel das Thermometer nie unter 10°, selten aber vergeht ein Sommer, wo es nicht bis auf 96° stiege; das Jahr 1789 ward in dieser Rücksicht als eine Ausnahme angeführt, weil es damals nicht über 90° hinausgieng.

Von dem eigentlichen Druck der Hitze in Amerika kann man jedoch keinen richtigen Begriff haben, wenn man nicht den Stand des Hygrometers eben so genau als den des Thermometers beobachtet. Die Feuchtigkeit der Luft ist nemlich in den verschiedenen Gegenden des Landes sehr verschieden, richtet sich aber überall nach den Winden, und es ist zum Erstaunen, um wie viel erträglicher der nemliche Grad von Hitze bei trockener als bei feuchter Luft ist. In Neu-England z. B., ist bei sehr trockener Luft die Hitze, wenn das Thermo-

meter auf 1000 Fahrenheit steht, eben so erträglich, als wenn bei dem nämlichen Winde das Thermometer in den unteren Gegenden der südlichen Staaten, wo die Luft feucht ist, auf 90° steht. Welch ein großer Unterschied im Klima zwischen den Gebirgsgegenden und dem flachen Lande Statt findet, habe ich bereits, als von Virginien die Rede war, erwähnt, und erinnere hier nur noch, daß es hiemit nicht in Virginien allein, sondern durch ganz Nordamerika überall die nämliche Bewandniß hat. So ist z. B. in den Gebirgen von Neu-England, ingleichen längs den verschiedenen Bergketten, welche durch Neu-York, Neu-Yersey, Pennsylvanien, Maryland und durch die südlichen Staaten laufen, ja selbst bis an die Grenze von Georgien, die Hitze bei weitem nicht so drückend, als man sie in den nördlichen Theilen von Pennsylvanien und Neu-York zwischen den Gebirgen und dem Ocean findet, wo das Land flach ist.

Die Winde bringen, wie bereits gedacht, in allen Gegenden des Landes ohne Ausnahme, eine große Veränderung in der Temperatur der Luft und in der Atmosphäre überhaupt hervor. Wenn Nordwestwind ist, kann man den nämlichen Grad von Hitze eher ertragen, als bei jedem andern Wind; denn dieser Wind ist gewöhnlich trocken und erfrischend; ich fand die Luft zu allen Jahreszeiten nie angenehmer, als bei Nordwestwind. Im Winter ist er zwar sehr schneidend, aber man hört bei weitem nicht so viel über Kälte klagen, als beim Nordostwind, der die Luft überdem rauh und neblig macht. Der Südostwind ist wärmer aber feucht, und bringt, wie hier zu Lande aller Ostwind Schnee oder Regen. Der Südwest ist, gleich dem Nordwestwinde, trocken und warm, dreht er sich aber mehr nach Süden, so bringt er oft Stürme und Gewitter.

Diese verschiedenen Wirkungen der Winde in Amerika lassen sich aus ganz natürlichen Ursachen erklären. Der Nordwestwind kommt aus ewig kalten Regionen

und streicht über eine so ungeheure Strecke Landes hin, daß er nothwendig trocken und kalt seyn muß. Der Nordostwind hingegen bestreicht gefrorne Seen und das weite Meer, und ist deshalb, wie alle andere Abflüßungen des Ostwindes, kalt und feucht. Die Südwinde kommen aus den warmen Regionen der Wendezirkel und bringen Hitze, die Südwestwinde, die eben so wie die Nordwestwinde über große Strecken Landes hinstreichen, sind daher eben so wie jene trocken, doch soll hierin die Gegend westwärts von dem Alleghany und von den in der nämlichen Reihe liegenden appalachischen Gebirgen eine Ausnahme machen, denn dort soll der, sonst überall trockne und warme Südwestwind oft Kälte und Regen bringen. Von dem Uebermaße von Hitze und Kälte, welches auf der Ostseite der Gebirge Statt findet, weiß man auf der Westseite nichts.

Während der wenigen Tage, die ich jetzt in Philadelphia bin, war es so entseßlich heiß, daß, wer es irgend vermeiden konnte, bei Tage nicht aus dem Hause ging, und wen Geschäfte dazu zwangen, der ging nicht anders als mit einem großen Sonnenschirm und in leinenen weiten Beinkleidern und dergleichen Jacken. Die besten Häuser haben an der Außenseite der Thüren und Fenster sogenannte Jalousien, (oder breite dünne hölzerne Stäbe, die auf eine Schnur gereiht, von der wagerechten bis in die senkrechte Richtung gestellt werden können, um auf diese Art Licht und Luft nach Willkühr des Bewohners durchzulassen) diese Jalousien werden fest zugemacht, die Thüren und Fenster hingegen offen gehalten, um frische Luft einzulassen. An den andern Häusern hat man Fensterladen, die den ganzen Tag über nicht geöffnet werden. Gegen Abend wird die Stadt wieder lebendig, die Häuser werden gelüftet und alles strömt hinaus, der frischen kühlen Luft zu genießen, und bis zehn Uhr sind die Straßen so voll und gedrängt, als wäre irgend etwas außerordentli-

thes zu sehen, dann fängt es an ruhiger zu werden, und um 11 Uhr kann man die halbe Stadt durchwandeln, ohne außer dem Nachtwächter irgend einer lebendigen Seele zu begegnen. Nach so heißen Tagen fällt oft ein starker Thau, und die Nächte sind kalt, oft aber fällt gar kein Thau; dann bleiben die Nächte auch warm; so stand mehrere Tage und Nächte hintereinander das Thermometer nie unter 80° und dennoch hat man mich versichert, daß es zu Ende des Monats und im August noch heißer sey; eben so soll es auch in den übrigen Seestädten südwärts von Philadelphia, in Baltimore und Norfolk aber am allerheißesten seyn. In so heißen Tagen kann das Fleisch nur in Eiskellern aufbewahrt werden, sonst verdirbt es; Federvieh darf nur wenige Stunden vor dem Essen geschlachtet werden, die Milch gerinnt, wenn sie zwei Stunden steht, und Fische und Butter werden nicht anders als mit Eis bedeckt zu Markte gebracht und oft sind, trotz allen diesen Vorkehrungen die Fische dennoch verdorben und nicht zu genießen. Eis ist folchergestalt hier ein unentbehrliches Bedürfniß, auch hat jeder Bauer immer einen großen Vorrath davon,

Neunzehnter Brief.

Abreise nach Canada. — Trenton. — Wasserfall. —
 Neu-York. — Albany. — Jahresfeier der amerikani-
 schen Unabhängigkeit.

Albany, im Juli.

Eben als ich im Begriff war von Philadelphia nach Neu-York zu gehen, um von dort nach Canada zu reisen, führte mein gutes Geschick mir zwei artige jun-

ge Männer aus England zu , die gerade die nemliche Reise machen wollten. Veruünftige und angenehme Reisegefährten , denen man seine Bemerkungen und Gefühle mittheilen kann , sind zwar überall sehr wünschenswerth und nützlich ; hier zu Lande aber , wo man , um von einem Orte nach dem andern zu kommen , oft viele Meilen weit durch einsame Wälder reisen muß , hier , wo bis auf wenige Ausnahmen eine solche Einförmigkeit in den Sitten und Gebräuchen der Einwohner Statt findet , wo man höchst selten einen Menschen findet , der von Seiten des Kopfes oder des Herzens interessirte , hier ist ein guter Reisegefährte noch ungleich mehr werth als sonst irgendwo ; auch hatte ich mir bei meiner Rückkehr von den blauen Gebirgen fest vorgenommen , wo möglich , keine Reise in Amerika wieder allein zu machen. Meine Reisegefährten hatten auch ihrer Seits die nemliche Erfahrung gemacht , und da sie mit mir einerlei Reiseplan hatten , so wurden wir auch über die Ausführung desselben bald genug eins. Wir mietheten uns einen Wagen bis Neu-York und verließen den 20sten Juni das unangenehme , enge Philadelphia.

Die Straße geht 25 Meilen weit nahe am Delaware , auf den man , durch die hin und wieder ausgehaunenen waldigen Ufer , schöne Ausichten hat. Der schönste Prospekt des Flusses ist von Bristol , welches auf einer hohen Stelle des Ufers , 30 Meilen oberhalb Philadelphia liegt. Hier ist der Fluß eine Meile breit , und gewöhnlich mit Schoonern und Schaluppen bedeckt ; er windet sich majestätisch um die Landspitze , auf der die Stadt gebaut ist , und man kann auf mehrere Meilen ober- und unterhalb seinen sanften Lauf durch die reiche schöne Gegend verfolgen. Bristol gegenüber liegt Burlington , eine der größten Städte in Neu-Yersey , theils auf einer Insel , theils auf dem festen Lande. Zehn Meilen weiter aufwärts setzt man , bei Trenton , über den Fluß ; noch weiter den

Fluß hinauf geht die Fahrt mit Seebooten nicht. Die Wasserfälle, welche ihr ein Ende machen, hat man hier gerade vor sich, sie haben aber nichts Angenehmes für das Auge. Jenseits derselben ist mit kleinen Booten der Fluß noch an 100 Meilen höher hinauf zu befahren.

Trenton ist die Hauptstadt von Neu-Yersey; es enthält 200 freundliche Häuser, eine Kirche und das Staatenhaus, in welchem der Kongreß sich während des Kriegs einige Zeit versammelte; es ist ein plumptes schwerfälliges Gebäude.

Zwölf Meilen von Trenton liegt Princeton, ein niedlicher kleiner Ort, der etwa 80 Häuser enthält, die nur Eine Straße ausmachen, und ein Gymnasium, das in den benachbarten Staaten sehr viel Ruf hat. Die Anzahl der Studierenden in demselben beläuft sich ungefähr auf 70, nach ihrem Ansehn aber und den Studien die sie treiben, sollte dieses Gymnasium, so wie alle andere die ich in Amerika gesehen habe, eigentlich eine lateinische Schule heißen. Man führte uns in die Bibliothek, die ich äußerst elend fand; sie besteht meistens aus alten theologischen Büchern, die ohne alle Ordnung aufgestellt sind. Auf der einen Seite des Saals sind ein paar kleine Repositorien, welche als das Museum gezeigt werden, das aus nichts als aus zwei kleinen ausgestopften Krokodillen und einigen wenigen merkwürdigen Fischen besteht, die aber von vielem Umherwerfen und Handhaben ziemlich durchgeschauert waren. Auf der andern Seite steht ein Glasschrank, in welchem einige physikalische Instrumente, desgleichen ein Planetensystem, um die Bewegung der Himmelskörper zu versinnlichen, aufbewahrt werden. Dieses letztere Modell ist von der Erfindung des Herrn Rittenhouse, von dem seine Landsleute so viel Ruhmens machen. Das Gebäude ist von einfacher Bauart, hat 180 Fuß Fronte und ist 4 Stock hoch.

Die nächste Station ist Braunschweig, ein Ort von ungefähr 200 Häusern, der nichts merkwürdiges hat, als eine 200 Schritt lange bequeme hölzerne Aufzugsbrücke über dem Naritan, die zu beiden Seiten Geländer und Laternen hat; von da kommt man durch Elisabeths-Town und Newark, ein paar freundliche, lebhafte Städtechen. Das letztere, wo ein guter gesellschaftlicher Ton herrscht, hat das Ansehen eines grossen englischen Dorfs; die Häuser liegen zerstreut umher. Diese zwei kleinen Orte sind nur 3 Meilen weit aus einander, jeder hat zwei Kirchen, deren hohe Thürme in der Entfernung schön über die sie umgebenden Wälder hervorragen.

Neu-Jersey ist, von Norden nach Süden, 160 Meilen lang; die Breite ist abwechselnd von 40 bis 30 Meilen. Durch den nördlichen Theil dieses Staats, nach Pennsylvanien zu, laufen die blauen Gebirge, der südliche Theil hingegen ist flach und sandig, auf Meilen weit mit Fichtenwäldern bedeckt, und wenig angebaut. Im mittlern Theil findet man große Strecken fetten fruchtbaren Bodens, mit unter auch sandige, steinige und mit Waldung bedeckte Stellen, im Ganzen aber ist diese Gegend, bis nach Newark hin, gut angebaut, und hie und da stehen schöne Bauenhäuser. Jenseit Newark wird die Gegend flach und bruchicht, und zwischen diesem Ort und dem Posait-Fluß ist allein ein 20 Meilen großer Bruch, durch den die Landstrasse auf 2 Meilen weit durchführt. Der Weg ist eine Art Knüppeldamm von großen hart an einander liegenden Balken, und hat, um ihn trocken zu erhalten, zu beiden Seiten Gräben. Hier wurden wir zuerst von den Muskito's geplagt, die sich zu Ende des Sommers auch in Philadelphia zeigen. Ueber den Posait, der hart am Bruche vorbei fließt, ist eine schöne hölzerne Brücke, wie in Braunschweig über dem Naritan, und 15 Meilen oberhalb derselben ist ein merkwürdi-

ger Wasserfall. Der Fluß ist dort ohngefähr 120 Fuß breit, und fließt bis auf wenige Fuß von den Fälen ganz ruhig und sanft, dann stürzt er sich plötzlich mit ungetheiltem Strom über eine 80 Fuß hohe Felsenbank. Unten drängt er sich durch einen ungeheuren Fessenspalt, dessen Wände höher sind als die Felsenbank des Falls, und allem Ansehen nach ehemals nicht getrennt mögen gewesen seyn.

In dieser Gegend ist ein ergiebiges Kupfer = Bergwerk, welches auf eine sonderbare Weise entdeckt ward. Im Jahre 1751 ging des Morgens um 3 Uhr jemand des Weges und sah, zu seinem nicht geringen Erstaunen eine blaue Flamme Mannshoch aus der Erde empor lodern, die bald darauf verschwand. Er zeichnete den Ort, und man grub nach und fand mehrere große Klumpen gediegenes Kupfer. Es sind bereits viele mißglückte Versuche gemacht worden, dieses Bergwerk zu bearbeiten. Die Unternehmer haben immer Schaden dabei gemacht.

Vielleicht ist das Arbeitslohn allzu theuer, vielleicht ist auch der Bau nicht gut geleitet worden. Zwischen dem Posaik und dem Hudson ist die Gegend hügelig, unfruchtbar und uninteressant, bis man dem letzten Flusse nahe ist; dann öffnet sich plötzlich eine Aussicht auf den Hafen von Neu = York und auf die Stadt. Den Fluß, der hier sehr ansehnlich ist, kann man auf mehrere Meilen oberhalb der Stadt übersehen, die Ufer an der Jersey = Seite sind steil und bis unten hin mit stattlichen Bäumen bewachsen, so daß der Wald gleichsam bis ins Wasser zu reichen scheint. Die unzählige Menge Schiffe, die nach allen Seiten in Bewegung sind, geben der Aussicht viel Leben und Interesse.

Neu = York liegt auf einer Insel gleiches Namens, welche von dem Nord = und dem Ostfluß, und einem Kanal durch den sie verbunden sind, gebildet werden. Sie ist beinahe 14 Meilen lang und eine Meile breit;

die Stadt steht am südlichen Ende und reicht über die ganze Breite. Der Nord-Fluß ist beinahe 2 Meilen breit, der Ostfluß, oder Nordostfluß, wie er vielmehr heißen sollte, ist nicht ganz so breit; beide sind aber, bis nahe an die Stadt, für die größten Kauffahrer tief genug. Der vorzüglichste Sitz der Handelsgeschäfte ist jedoch am Ostfluß; hier liegen die meisten Schiffe, weil die Fahrt im Winter nicht so zeitig durch das Eis unterbrochen wird. Deshalb stehen auch auf dieser Seite der Stadt Häuser und Speicher so dicht an einander als möglich. Die Straßen sind eng, unbequem und schmutzig, wie in allen Seestädten, und daher im Sommer äußerst ungesund. In diesem Theil der Stadt brach das gelbe Fieber im Jahr 1795 zuerst aus, und auch 1796 wüthete eine bössartige Krankheit hier, die, wenn nicht das gelbe Fieber selbst, ihm doch sehr ähnlich war. Am Hudson sind die Straßen lustiger, der angenehmste Theil der Stadt aber ist bei der so genannten Batterie am südlichen Ende der Insel beim Zusammenfluß der beiden Ströme. Als Neu-York im Besitz der Engländer war, bestand die Batterie aus zwei oder mehreren Reihen Kanonen über einander, jetzt aber ist sie abgetragen und gewährt einen sehr angenehmen Spaziergang, der auch an Sommerabenden sehr besucht ist, weil man dort die Seeluft genießt und eine schöne Aussicht auf den Meerbusen, auf Long- und auf Staten-Inseln, desgleichen auf die jersey'sche Küste hat. Ist das Wasser hoch, so sind die Flüsse voll Schiffe und die welche auf dem Ostfluß gehen, müssen wenige Fuß von dem Wall bei der Batterie vorbei segeln.

Von der Batterie geht eine schöne, 70 Fuß breite Straße, Broadway genannt, nordwärts durch die Stadt; zwischen dieser und dem Nordfluß durchschneiden sich mehrere Straßen in rechten Winkeln, und von diesen Durchschnittspunkten aus hat man eine freie Aus-

sicht auf das Wasser und auf die entfernten Ufer. Wären auf der entgegen gesetzten Seite von Broadway die Straßen ebenfalls bis an den Ostfluß hinuntergeführt, so würde die Stadt viel gewinnen. Hätte man überdem statt der an den Anfuhrten unordentlich umherliegenden hölzernen Magazine förmliche Rays gemacht, so wäre Neu-York der schönste Hafen in der Welt.

Mit der Unionsstadt wird es eben so gehen, denn man fängt bereits an, dergleichen Anfuhrten und Magazine daneben an den Ufern zu erbauen. Es ist sonderbar, daß man beim ersten Entwurf nicht gleich daran gedacht hat, einen großen fortlaufenden Ray anzulegen, der doch für die Schifffahrt eben so bequem seyn und der Stadt zu einer großen Zierde gereichen würde.

Unter den Privathäusern giebt es, vorzüglich in Broadway, einige sehr schöne. Die öffentlichen Gebäude aber, worunter 22 Kirchen und Gotteshäuser verschiedener Sekten sind, haben nichts ausgezeichnetes.

Nach der Volkszählung im Jahr 1790 hatte Neu-York 30,148 freie Einwohner und 1180 Sklaven, jetzt aber ist die Anzahl der Freien wohl auf 40,000 gestiegen. Die Einwohner haben sich, so wie die von Charleston, seit langer Zeit schon durch Höflichkeit, Freundlichkeit und Gastfreiheit ausgezeichnet, welches auch allgemein anerkannt ist. Tanz, Spielgesellschaft und Schauspiel sind ihre öffentlichen Vergnügungen. Kürzlich ist ein schöner Tanzsaal erbauet worden, und jetzt wird ein neues Schauspielhaus gebaut, das verhältnißmäßig fast zu groß für die Stadt ist. Das alte ist ein schlechtes hölzernes Gebäude.

Die Lust unsre Reise fortzusetzen, ehe es zu spät im Jahre wäre, und hauptsächlich das Gerücht, als brächen in der Stadt allerhand Fieber aus, bestimmten uns, Neu-York zu verlassen; wir schifften uns also den 2ten Juli Nachmittags um 2 Uhr, auf eine von den

kleinen Schaluppen die den Hudson befahren, nach Albany ein. Es regte sich kein Lüftchen, aber die Fluth trieb das Schiff in einer halben Stunde zwei Meilen weit. Der Himmel war den ganzen Tag über heiter; auf der glatten glänzenden Wasserfläche spiegelten sich die Gegenstände am Ufer, und die unzähligen Fahrzeuge mit herabhängenden unbewegten Segeln, schienen wie durch einen Zauber über die Fluth weg zu gleiten; die Sonne, welche mit unbeschreiblicher Pracht unterging, verschönerte die herrliche ruhige Scene um uns her, und zeigte uns noch einmal die Thürme von Neu-York in der Vergoldung ihrer scheidenden Strahlen. Es ist unmöglich, alle die prächtigen Ansichten zu beschreiben, die sich uns längs dem Flusse darstellten; aber alles was eine glückliche Zusammenstellung von Hügeln und Thälern, von Wald und Wasser, an schönen Aussichten darbieten kann, findet man hier in größter Vollkommenheit. An einigen Stellen ist der Fluß 5 bis 6 Meilen breit, an andern nur wenige hundert Fuß, bald kann man ihn, so weit das Auge reicht, verfolgen, bald nimmt er eine schnelle Wendung und schlängelt sich zwischen hohe Ufer eingeschlossen fort. Hier liegen Inseln, dort ragen Bäume und Felsenstücke aus ihm hervor. Das herrliche bis an den Rand des Wassers angebaute Land, friedlichen Bauerhäuser, die entfernten Städte mit ihren Thürmen, alles das erhöht die Schönheit dieser Landschaft unendlich.

Nach Sonnenuntergang erhob sich ein ziemlich starker Wind, der uns einen großen Theil der Nacht hindurch in einer Stunde 6 bis 7 Meilen vorwärts trieb. Einige Stunden mußten wir vor Anker liegen, weil es gefährlich ist, im Finstern über manche Stellen des Flusses zu segeln. Unstre Schaluppe war nur von 70 Tonnen, sie hatte aber viel mehr Bequemlichkeiten als man in einem so kleinen Schiffe erwarten konnte, auch hatte sie, wegen ihrer besondern Bauart,

eine

eine so große Kajüte wie ein gewöhnliches Kauffahrteischiff von 300 Tonnen. Alle Schaluppen nehmlich, welche diesen Fluß befahren, sind breit, kurz und flach. Sie sind ungefähr 22 und einen halben Fuß breit, 55 Fuß lang und zehn 5 bis 6 Fuß unter Wasser; es läßt sich daher nur auf ruhigem Wasser damit segeln.

Früh am andern Morgen waren wir West-Point gegenüber, welches durch die Deserzion des General Arnold im amerikanischen Kriege und durch den daraus erfolgten Tod des unglücklichen Major André merkwürdig geworden ist. Das Fort liegt 150 Fuß über der Wassersfläche. Niemand als die einsame Schildwacht war zu sehen, die längs den mit hohem Grase bewachsenen Wällen auf und ab ging. Es war ein melancholischer Anblick, der durch den trüben Morgen und den Gedanken an das unglückliche Schicksal des bedauerenswürdigen André um vieles erhöht ward.

Nähe bei West-Point liegt auch das Fort Putnam, das seit dem Frieden sehr verfallen ist, jetzt aber ausgebessert wird. Sollte zwischen Amerika und England je wieder Krieg entstehen, so sind diese beiden Forts von der größten Wichtigkeit, insofern sie einen Ring in der Kette von Forts ausmachen, welche sich längs der Wasserkommunikazion hinzieht, die Neu-York mit den englischen Kolonien verbindet.

In dieser Gegend fängt das sogenannte Hochland an, und erstreckt sich längs den beiden Ufern des Flusses mehrere Meilen weit; dieser ist hier sehr schmal, und zwischen die Berge durch kommen oft plötzlich so starke Windstöße, daß Schiffen, die alsdenn eben hier vorbeifahren, nicht selten der Topmast fortgerissen wird; unser Kapitän selbst hatte hier durch einen solchen Windstoß einst sein großes Segel eingebüßt. Um ähnliche Unfälle zu verhüten, pflegt man, wenn der Himmel trübe ist, an diesen gefährlichen Stellen die Segel einzuziehen.

Wald's Reisen.

M

Um 4 Uhr Morgens langten wir hier an dem Orte unserer Bestimmung an, 160 Meilen weit von Neu-York.

Albany hat jetzt 1100 Häuser, es nimmt aber sehr schnell zu, besonders seitdem der Sitz der Regierung von Neu-York hieher verlegt ist. Der ältere Theil der Stadt ist abscheulich, so auch die Straßen; die Häuser sind im alten holländischen Geschmack mit den Giebeln nach der Straße zu und mit großen eisernen Wetterfahnen auf den Dächern. Im neuen Theile ist es besser, die Häuser sind schön, die Straßen bequem, gut erleuchtet und gut gepflastert. Es giebt hier vier öffentliche Gotteshäuser und ein Hospital. Im Sommer ist der Aufenthalt sehr unangenehm, weil die Stadt hart am Ufer liegt und aus dem Flusse, der nur sehr langsam fließt, des Abends oft ganze Wolken von Dünsten aufsteigen. Unmittelbar hinter der Stadt ragt, wie zu Philadelphia, das Land senkrecht in die Höhe, verhindert den Zutritt der freien Luft und wirft die Sonnenstrahlen mit Gewalt zurück. Demohnerachtet hält man den Ort für sehr gesund.

Der 4te Juli, der Tag unserer Ankunft, war das Jahresfest der amerikanischen Unabhängigkeit, und man kam uns mit der Versicherung entgegen, daß große Zubereitungen zu dieser Feierlichkeit gemacht würden *). Um Mittag ward mit einer Trommel und

*) Unser Wirth sagte uns beim Aussteigen, daß wir die Unordnung in seinem Hause verzeihen müßten, weil heute das Fest der amerikanischen Unabhängigkeit, oder wie einige sagten, der amerikanischen Unbesonnenheit gefeiert würde. Es wunderte uns nicht wenig, einen Republikaner so reden zu hören; indeß haben wir hinterdrein Leute genug angetroffen, die es gar keinen Fehl hatten, daß sie seit der Revolution nicht so viel Ruhe und Frieden genossen hätten, als ehemals, da sie noch brittische Kolonisten waren.

Trompete das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit gegeben. Wir giengen auf einen Hügel eine Viertelmeile von der Stadt und fanden dort 60 Mann, theils Miliz, theils Volontäre, theils Infanterie, theils Kavallerie in Parade aufmarschirt. Die Kavallerie war in Scharlach gekleidet, hatte aber Pferde von verschiedenen Größe und Farbe, 300 Zuschauer ungefähr hatten sich hier versammelt. Es wurden einige Salven aus Dreipfündern und kleinem Gewehr gegeben, und hierin bestand die ganze Ceremonie. Dann gieng alles zurück, die Officiere von der Miliz, welche den Zug schlossen, trugen der Hitze wegen große Sonnenschirme. Vor der Stadt gieng der Zug auseinander; die Officiere der Miliz und der Volontäre speisten mit einander, und so endigte sich der Tag ohne irgend eine öffentliche Lustbarkeit. Freilich hätte die Feier eines Tages, der bei den Amerikanern noch in so frischem Andenken seyn muß, mit allgemeiner Freude und Herrlichkeit begangen werden sollen, weil er eine so glänzende Epoche in ihrer Geschichte ausmacht; aber die Leute hier und in der Gegend umher sind viel zu phlegmatisch, sie kennen keine andere Freude als Geld verdienen, und streichen lieber die baaren Vortheile der Revolution ein, als daß sie ihre Zeit mit dem, was sie leere Freudenbezeugungen nennen, hinbringen sollten.

Zwanzigster Brief.

Mineral-Quellen. — Miß M'crea's Ermordung — Skenesborough. — Muskito's.

Skenesborough, im Juli.

Wir blieben noch einige Tage in Albany und mietheten dann, um nach Skenesborough am Champlain-See zu fahren, Pferd und Wagen, für die man uns anfänglich 70 Dollars (ungefähr 100 Thaler Conv. Münze) abforderte, aber nach Verlauf von zwei Tagen, als man sah, daß wir uns nicht pressen lassen, sondern es abwarten wollten, für die Hälfte des zuerst geforderten Preises überließ. Wir brachen sehr früh auf, und erreichten um zwei Uhr Nachmittags das kleine Dorf Cohoz, nahe bei dem merkwürdigen Wasserfall im Mohawk. Dieser Fluß entspringt an der Nordost-Seite des Oneida-Sees, und ergießt sich nach einem Laufe von 140 Meilen, 10 Meilen oberhalb Albany, in den Hudson. Der Cohoz-Fall ist ohngefähr 3 Meilen oberhalb der Mündung. Der Fluß ist hier 900 Fuß breit, ein Felsendamm geht quer hindurch, und von dem Rande dieses Dammes fällt das Wasser, fast in ganz gerader Linie von einem Ufer des Flusses bis an das andere hinüber, an 50 Fuß hoch senkrecht herab. Dieser Fall nimmt sich sehr verschieden aus, je nachdem das Wasser groß oder klein ist. Ist das erstere, so schießt es in einem zusammenhängenden Strom herab, ist es klein, so sehen an den mehresten Stellen die kahlen Felsen hervor. Sie sind ganz schwarz wie die Erde am Ufer, das zu beiden Seiten sehr hoch ist. Eine sehr schöne Ansicht des

Wassersfalls hat man von der Brücke, welche $\frac{1}{2}$ Meilen unterhalb desselben über den Fluß führt.

Von da setzten wir unsre Reise längs den Ufern des Hudson fort, kamen durch Stillwater, einen kleinen Ort, der seinen Namen von der ungewöhnlichen Stille des gegenüberliegenden Flusses hat, und erreichten spät am Abend Saratoga, einen kleinen Ort von 40 zerstreut umherliegenden Häusern; er hat eine holländische Kirche, und liegt 35 Meilen weit von Albany.

In dieser Gegend sind am Rande eines großen Bruches (d. i. einer morastigen Niederung) verschiedene Mineral-Quellen; eine davon, welche in dem Krater eines pyramidenförmigen 5 Fuß hohen Felsen entspringt, ist besonders merkwürdig. Dieser Fels, so wie die andern welche die Quellen umgeben, scheinen durch den Sinter entstanden zu seyn, den dies Wasser absetzt. Es steht gewöhnlich 8 Zoll tief unter dem Rande des Kraters, welcher 9 Zoll im Durchmesser hat, und wirft Blasen auf, als ob es kochte. Im Anfang des Sommers fließt es über. Die Bestandtheile dieser Quelle sind noch nicht gehörig erforscht, im allgemeinen glaubt man, daß es eine Mineral-Säure, ein Salz und viel freie Luft enthält, und das ergiebt sich auch zum Theil schon aus dem Geschmack. Beim Gebrauch wirkt es auf einige wie ein Abführungs- auf andere wie ein Brechmittel. In dem Krater wird viel Stickluft erzeugt; eine brennende Kerze erlischt, und ein Hund den man hineinhält, erstickt darin.

Die Festungswerke welche während des Krieges bei Saratoga von den Engländern und Amerikanern angelegt worden waren, sind völlig zerstört. Das Land umher ist gut angebaut, und der Pflug hat die Laufgräben geebnet. Wir gingen hier über den Hudson und längs seinem östlichen Ufer bis nach Fort Eduard, wo man ihn aus dem Gesicht verliert. Die Landstraße



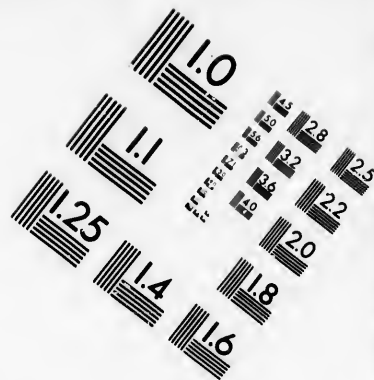
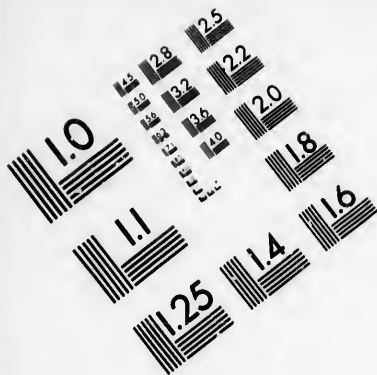
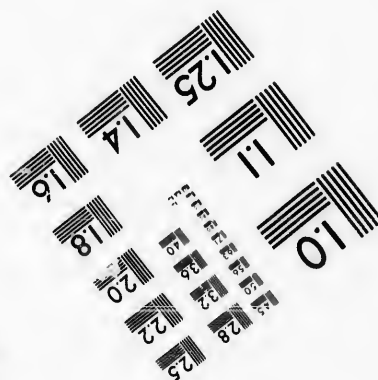
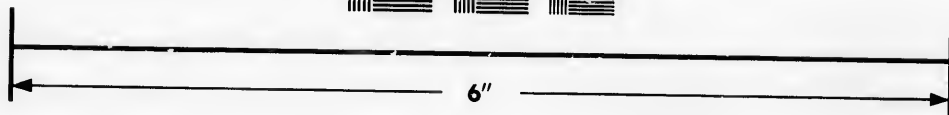
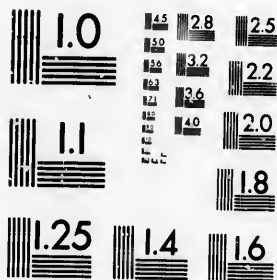


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**

2
15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100

11
01

geht nördlich, der Fluß aber kommt hier in einer Wendung von Westen her.

Fort Eduard war schon vor dem letzten Amerikanischen Kriege geschleift, die feindlichen Armeen aber standen beide während des unglücklichen Streites in der Nähe desselben, und wir haben hier viel Menschen gesprochen, die als Soldaten in jenem Kriege gedient hatten, und uns manche interessante Begebenheit, die sich hier herum ereignete, zu erzählen wußten. So wußte unser Wirth z. B. alle kleine Umstände von dem Tode der Miß M'crea; er zeigte uns den Hügel, wo die Indianer sie ermordet hatten und wo sie begraben worden war. Dieses schöne junge Mädchen war die Braut eines Offiziers in General Bourgoynes Armee; er war um ihre Sicherheit besorgt, weil an dem Orte wo sie wohnte, viele Marodeurs in der Nähe waren; er vertraute sie also einem kleinen Trupp treuer Indianer an, welche sie sicher nach dem Lager bringen sollten. Ohnweit desselben begegneten diese einem Trupp Indianer von einem andern Stamme, der jedoch ebenfalls in brittischen Diensten stand. Nun erhob sich ein Streit wer von beiden die Ehre haben sollte, Miß M'crea nach dem Lager zu führen. Als sich die Indianer hierüber nicht vereinigen konnten, und wirklich ein Blutbad unter ihnen daraus zu entstehen drohte, gerieth der Anführer der einen Partei auf den unglücklichen Einfall, daß es, um Blutvergießen zu verhüten, am sichersten wäre, wenn man die Ursache desselben aus dem Wege schaffe, und so schlug er die arme Miß M'crea ohne Umstände mit seiner Keule todt. Nun gingen die Indianer friedlich auseinander. Dieser schauerhafte Beweis von gefühlloser Rohheit hatte indeß die Folge, daß bald nachher die Wilden größtentheils von der brittischen Armee ganz verabschiedet wurden.

Fort Eduard liegt nahe am Flusse, und der Ort gleiches Namens, von 20 Häusern ohngefähr, nicht sehr weit davon. Bis dahin war der Weg noch erträglich, von da aber bis nach Fort Anne, welches ebenfalls vor dem Kriege geschleift worden, war er ganz abscheulich. Zwischen beiden Forts, wo der Boden sehr fett und lehmig ist, hat man, um das Geschütz besser fort zu bringen, aus Baumstämmen einen Knüppeldamm gemacht; weil aber von den Baumstämmen viele schon versaut sind, so bleiben in dergleichen Löchern die Räder oftmals stecken, und der Wagen kann nur mit Mühe wieder herausgehoben werden. Ohnerachtet der unsrige in ganz Albany der beste seyn sollte, so hing er doch nicht in Federn, und war überhaupt so schlecht beschaffen, daß wir lieber aussteigen, als uns auf diesem holperichten Wege länger wollten zusammenschütteln lassen. Wir gingen nun zu Fuß durch die Wälder, die hier ein weit majestätischeres Ansehen haben, als von Philadelphia bis hieher irgendwo; doch ist dies mehr von der Höhe als von der Stärke der Bäume zu verstehen, denn kein Stamm hatte mehr als 30 Zoll im Durchmesser. Ueberhaupt steht in allen Waldungen in Amerika der Umfang der Bäume nicht im Verhältniß mit ihrer Höhe. Der dickste Baum, den ich hier zu Lande gesehen habe, war ein weißer Ahorn, der in fettem Boden auf den Ufern des Schennandoah steht, da wo dieser Strom sich mit dem Patomak vereinigt; aber auch dieser Baum hat nicht mehr als 4 Fuß 4 Zoll im Durchmesser, doch sollen in den Thälern von Kentucky und in einigen der westlichen Gegenden Bäume von sieben bis acht Fuß im Durchmesser häufig vorhanden seyn. In den mittlern Staaten kann dies in denen nach dem Meere zu gelegenen Waldungen schon um deswillen nicht der Fall seyn, weil die Bäume viel zu gedrängt stehen. Die Wälder bestehen größtentheils

aus Eichen, deren es zwanzig verschiedene Arten in Amerika giebt, ferner aus Bischen, aus Hemlocks und sehr vielen Weymouths = Fichten, desgleichen aus Wallnußbäumen (*Juglans alba* L.) Ungemein wohl-
schmeckende wilde Himbeeren findet man hier und weiter nordwärts in Menge, am meisten aber in Canada.

Jenseits Fort Anne, 8 Meilen vom Fort Eduard, wird der Weg besser, und wir setzten uns wieder ein. Die erbärmlichen abgematteten Pferde aber konnten, so viel der Fuhrmann auch fluchte und peitschte, nicht vorwärts, wir machten ihm daher den Vorschlag, daß er eins der Vorderpferde reiten, und einer unserer Bedienten die Hinterpferde antreiben sollte; er willigte gern in alles, um nur unser los zu werden, und besieg seine hagere Rosinante.

Sehr langsam nur ging es vorwärts, und endlich erreichten wir, sowohl zur Belustigung eines jeden der unsern wunderbaren Aufzug sah, als zu unserer eigenen Freude, das kleine Skenesborough. Fünf Stunden hatten wir auf die letzten 2 Meilen zugebracht.

Skenesborough liegt oberhalb dem Zusammenfluß des Wood = Creek mit dem South = River, wie er in allen Karten genannt wird; die Leute in der Gegend aber halten ihn für einen Theil des Champlain = Sees. Jetzt besteht der Ort nur aus 12 Häusern. sollte aber je der bereits entworfene Plan, den Wood = Creek schiffbar zu machen und so den Champlain = See mit dem Hudson zu verbinden, ausgeführt werden, so würde der Ort ohne Zweifel eine wichtige Handelsstadt, nehmlich der Stapelort für alle die Erzeugnisse werden, welche die Ufer des Champlains liefern, und die von hier aus weiter, nach den größern Marktplätzen, von Neu-York und Albany, hingeschafft werden würden.

Schon jetzt werden, trotz der Unbequemlichkeit eines 40 Meilen weiten Land = Transports bis nach

dem Hudson, kleine Ladungen von Mehl und Potasche, damit Neu-York vorzüglich handelt, aus mehreren Gegenden des Sees hieher geschickt, um nach Albany befördert zu werden. So werden auch von Canada nach Neu-York Pelzwerk und Pferde, und von Neu-York ostindische Waaren wieder zurück über Senesborough und den Champlain spedirt, da man, vermittelst des Champlain-Sees, von Neu-York bis nach der Gegend am St. Lorenz zu Wasser Handel treiben kann. Die Indianer nennen daher diesen See: Canad-Eri Guarunka, den Mund, oder die Thür des Landes.

Es giebt hier eine so schreckliche Menge Muskitos, daß wir, trotz allen Vorkehrungen von Räuchern, Todtschlagen und Gaze-Fenstern, doch die ersten zwei Nächte erbärmlich von ihnen gestochen wurden. Gesicht und Hände waren voll Blasen. Nirgends sah ich dies Insekt von solcher Größe als hier, auch sagte mir General Washington, daß er in ganz Amerika nirgends so viel davon hätte ausstehen müssen als in Senesborough, wo ihr Stachel durch die dicksten Stiefeln dringt. Die Lage des Ortes ist ihnen freilich sehr günstig, da er gerade am Rande eines stillstehenden Wassers liegt, das mit dichtem Walde umgeben ist.

Die Muskitos sind eine Art von Mücken, welche, wie diese, ihre Eier auf die Oberfläche des Wassers legen, die in einigen Tagen ausgebrütet werden. Ist aber das Wasser im Moment, wo das eben geborne Insekt die Flügel zum erstenmal ausbreitet, nicht völlig ruhig und die Luft nicht milde, so stirbt es; an stehenden Wassern findet man sie daher in großer Menge, hingegen nie an reißenden Strömen, deren Ufer hoch und trocken sind. Die Blutmischung der Europäer scheint ihnen vorzüglich zu behagen, denn wirklich haben Menschen aus unserm Welttheil, im ersten Jahre ihres Hierseyns, mehr von ihnen auszu-

stehen als die Amerikaner, die den Stich gar nicht achten. Das Insekt läßt immer ein wenig Feuchtigkeit in der Oeffnung, die es mit seinem Stachel gemacht hat, und dies scheint den Kelz und die Geschwulst hervorzubringen. Auf frischer That kann man das Jucken durch flüchtiges Alkali stillen, so auch dadurch, daß man den leidenden Theil in kaltes Wasser hält. Ist aber der Stich schon älter und das Gift des Insekts bereits eine Zeitlang unter der Haut vorhanden, so kann das Kratzen sehr gefährlich werden. Man hat mehrere Beispiele, daß Menschen deshalb Monate lang das Bette hütten mußten und nur mit genauer Noth ohne Verlust des angegriffenen Gliedmaßes davon kamen. Am besten thut man die Wunden andern Tag mit einer Lanzette zu öffnen und das Blut und die wäſſrige Materie heraus zu lassen.

Ein und zwanzigster Brief.

Einschiffung auf dem Champlain-See und Beschreibung desselben und der umliegenden Gegend. — Capitain Thomas und seine Indianer. — St. Lorenzstrom.

Montreal, im Juli.

Bald nach unserer Ankunft in Skenesborough mieteten wir ein kleines Boot von ungefähr 10 Tonnen Last, um über den Champlain zu fahren. Wir wollten unverzüglich unter Segel gehen, unser Bootsmann aber meinte, daß dies bei dem damaligen Stand des Windes schlechterdings unmöglich sey; wir waren also

genöthigt uns von den hungriigen Muskitos in Skenesborough noch 3 Tage länger quälen zu lassen. Der Wind änderte sich zwar oft, dem Bootsmann war er aber immer noch nicht recht; bis wir endlich, des sehr unangenehmen Aufenthalts herzlich müde, uns seine Einwendungen nicht länger gefallen ließen, zumal sie nicht viel Sachkenntniß verriethen, sondern darauf bestanden unter Segel zu gehen; und dieser Entschluß bekam uns recht wohl, denn wir langten ganzer drei Tage früher in Canada an, als die andern Boote, die sich nicht getraut hatten abzusегeln, bis der Wind sich völlig gedreht hatte.

Um 1 Uhr spannten wir die Segel auf, da aber der Kanal sehr schmal ist, so konnten wir mit Laviren nicht viel vor uns bringen, und hätten bis Sonnenuntergang nur 6 Meilen gemacht, dann landeten wir auf der Seite von Vermont und gingen nach einer nicht weit entlegenen Meierei, um uns einigen Mundvorrath zu verschaffen; unser Bootsmann hatte uns nämlich versichert, daß es nicht nöthig sey von Skenesborough etwas mitzunehmen, weil auf dem ganzen Wege hart am Ufer sehr gute Häuser wären, wo alles zu haben sey. Im ersten wo wir ansprachen, war weder Brod, noch Milch, noch Eier zu haben, das Haus war voll Kinder und die Leute schienen für sich selbst kaum genug zu haben; im zweiten fanden wir einen ehrwürdigen Greis an der Thüre, der die Zeitung las, sie uns höflich zum Durchlesen anbot und über Politik zu sprechen anfang. Wir dankten ihm für sein Anerbieten und gaben ihm zu verstehen, daß uns ein Stück Brod viel lieber seyn würde; das war aber nicht zu haben und wir mußten uns mit einem frischen vermontschen Käse begnügen. Wir versuchten es nun noch bei einem dritten Hause, aber auch da war leider nichts als ein wenig Milch zu haben. Mit dieser unzulänglichen Provision

kehrten wir nun nach unserm Boot zurück, wo wir zum Glück noch etwas Wein und Zwieback im Vorrath hatten.

Die amerikanischen Landleute behelfen sich lieber zu dreien in Einem Bette, als daß sie einen Fremden abweisen, der um Nachtlager bei ihnen bittet. Alle die Häuser aber, die wir bis jetzt gesehen hatten, waren so voll Menschen, daß wir eben nicht viel Bequemlichkeit darin erwarten konnten, und daher lieber am Bord unsern kleinen Schiffes schlafen wollten. Zu diesem Zwecke befestigten wir es an einen bequemen Ort am Ufer, wickelten uns in Decken, die wir weißlich von Neu-York mitgenommen hatten, und schliefen auf harten Brettern, von Musketen's aber ungestört, ruhig und sanfter als manche der vorhergegangenen Nächte.

Der Wind war uns am andern Morgen immer noch nicht günstig, der See aber war hier breiter, wir kamen daher doch schneller vorwärts. Wir mußten uns wieder mit spärlicher, magerer Kost behelfen, denn in zwei sogenannten Wirthshäusern, wo wir um zu frühstücken und Mittag zu essen anhielten, bekamen wir in dem einen nur ein wenig Milch und zwei Pfund Brodt, im andern etwas fettes Schweinpöckelfleisch und einige Eier. Das äußere Ansehen eines dieser Wirthshäuser war auffallend schlecht. Das Fachwerk war weder mit Steinen noch mit Lehm ausgefüllt, sondern es waren nur einige Bretter vorgehängt, und die dazwischen vorhandenen Rigen waren außer der Thür die einzigen Oeffnungen, wodurch das Tageslicht hineinfiel. Das Dach war so durchlöchert, daß wir am Ramin naß vom Regen wurden. Es ist in der That zu verwundern, daß Menschen, die sich die Bedürfnisse, ja sogar die Bequemlichkeiten des Lebens so leicht verschaffen können, sich so äußerst schlecht behelfen. Die Geldgier aber, ein eigenthümlicher Zug im National-Charakter der Amerikaner, verleitet vorzüglich den minder begüterten Landmann sich allen möglichen Unbequemlichkeiten auszusetzen, um nur Geld zu

sparen. Findet er Gelegenheit seine Feldfrüchte mit Vortheil zu verkaufen, so behält er für die Bedürfnisse seines Hauses so wenig als nur immer möglich, zurück, und behilft sich das ganze Jahr hindurch mit schlechtem Brodt, Pöckelfleisch und Fischen, die er in den benachbarten Seen und Flüssen fangen kann. Wie behaglich das Haus auch seyn mag, welches er sich zu seinem eigenen Gebrauch gebaut hat, für Geld tritt er es doch sehr gern ab und wohnt so lange wieder in der schlechtesten hölzernen Hütte, bis er Zeit findet sich ein neues zu bauen.

So bald der Regen vorüber war, verließen wir den oben erwähnten erbärmlichen Aufenthalt, und da der Wind uns günstig war, erreichten wir in derselben Nacht Tinconderago. Wir stiegen im Wirthshause, einem großen steinernen Gebäude ab, und man wies uns in ein großes Zimmer, welches bereits ganz voll Bootsknechte und Passagiere war, die so eben von St. John in Canada angekommen waren. Wir machten uns also gefaßt noch einige Stunden warten zu müssen, bis das Abendessen für eine so zahlreiche Gesellschaft bereitet seyn würde, und daß wir dann gemeinschaftlich es verzehren würden, wie es hier auf dem Lande Sitte ist; desto mehr erstaunten wir, als man für uns allein auf einen reinlichen Tisch ein kleines Abenbrodt auftrug, und alle übrige Anwesende nicht eher bediente, als bis wir fertig waren. Dies war so sehr gegen das System der Gleichheit, daß wir es uns gar nicht erklären konnten; das Räthsel löste sich aber bald, da wir hörten daß die Wirthin lange Zeit über in Quebec ein Wirthshaus gehalten. Der Hausherr war Richter, ein finsterner mährischer Mann, der in zerrissenem Rock und ungekämmten Haaren, mit einem Buche in der Hand am Kamin saß, ohne sich im mindesten um die Gäste zu bekümmern.*) Hier zu Lande besorgen aber

*) Es war zwar am 15. Juli, aber so kalt, daß ein Kaminfeuer ganz behaglich war.

in den Wirthshäusern die Frauen allein die häuslichen Geschäfte, die Männer betreiben die Landwirthschaft oder haben ein anderweitiges Geschäft.

Das alte Fort und die Kasernen von Tinconderago liegen auf dem Gipfel eines Berges hart hinter dem Wirthshause, sie sind aber völlig verfallen, und dürften schwerlich wieder aufgebaut werden, weil sie von einem höhern Berge, Mount Defiance genannt, beschossen werden können. Auf diese Weise haben im letzten Kriege die Engländer diesen Posten eingenommen.

Am folgenden Morgen verließen wir Tinconderago und setzten unsere Reise nach Crown-Point fort, wo wir landeten, um das alte Fort zu besuchen, von dem nur noch einige Ruinen übrig sind; denn kurz zuvor, ehe es die Engländer übergaben, flog das Pulvermagazin in die Luft und riß einen Theil des Forts mit weg. Seit der Zeit wird das Erdreich hier in der Nachbarschaft sehr umgewühlt, weil die Landleute durch Nachgraben noch immer Kartätschen- und andre Kugeln zu finden hoffen. Die bombenfesten Gewölbe hat man eingerissen, um die Mauersteine anderweitig zu gebrauchen. Nur die Graben an der Südseite sind noch unbeschädigt; sie sind breit und tief, in den Kalkfelsen gehauen, und haben, weil sie oberwärts mit allerhand Gesträuch bewachsen sind, ein großes und mahlerisches Ansehn. Ueberhaupt macht das Fort mit seinen alten mit Ephen überrankten Gebäuden, der See und die entfernten Gebirge dahinter, ein sehr schönes Landschaftsgemälde. Das Fort nebst 700 Morgen daran stößenden urbaren Landes gehören dem Staate New-York und sind für 150 Dollars (33 Pfund 10 Schilling Sterling) jährlich verpachtet, die einer Schulanstalt angewiesen sind.

Crown-Point ist der vortheilhafteste Platz an den Ufern des Sees für einen militärischen Posten; es wird nicht wie Tinconderago von benachbarten Anhöhen dominirt, und der See ist hier so schmal, daß kein Schiff

vorbeifahren kann, ohne von den Kanonen erreicht zu werden. Wir wurden hier sehr angenehm durch den Anblick eines großen Kahns von Baumrinde auf dem See überrascht, worinn sich drei Indianer in ihrer eigenthümlichen Kleidung befanden. Es waren die ersten die ich sah; sie landeten und es gesellten sich bald 6 oder 7 andere zu ihnen, die zu Lande gekommen waren.

Wir hatten von Senesborough einen armen kleinen Kanadier mit an Bord genommen, der sich durch die schönen Erzählungen von den vereinigten Staaten hatte verleiten lassen, dort sein Glück zu versuchen. Sein Dienstherr in Albany war aber schlecht mit ihm umgegangen, und da er wohl einsah, er würde sich, weil er kein englisch verstand, nicht Recht verschaffen können, so fand er es für das rathsamste, wieder nach seiner Heimath zurück zu kehren. Wir hatten ihn unterwegs allerley über die Indianer gefragt, und er hatte uns eine große Erzählung von einem Kapitän Thomas gemacht, einem Oberhaupt der Chachenonage-Nation, bei dessen Dorf er zu Hause gehörte. Dieser Thomas, sagte er uns, sey ein sehr reicher Mann, habe ein schönes Haus, worin er wie ein Herr lebe, und wenn wir ihn besuchten, würden wir gewiß gut aufgenommen werden. Er sey auch ein Christ, habe eine Kirche gebaut, und sey sehr mildthätig; ja, setzte er hinzu, wenn er wüßte, daß ich jetzt in Noth bin, würde er mir gewiß einige Dollars schenken, und bekräftigte dies mit dem Beysfügen: o, je vous assure Messieurs, que c'est un bon sauvage! Wir mußten über den kleinen Kanadier herzlich lachen, der, selbst halb nackt und beinahe so schwarz als ein Mulatte, seine Lobrede auf den Thomas mit den Worten schloß: daß er ein guter Wilder wäre. Indes machte uns diese Erzählung sehr begierig, dieses Oberhaupt der Amerikanischen Wilden zu sehen, und glücklicher Weise war die Gesellschaft Indianer, die mit uns zugleich hier bei

Chimney-Point (eine Landspitze, die Crown-Point gegenüber liegt) anlandete, von der Chachonage-Nation und der Hauptmann Thomas war an ihrer Spitze. Er schien etwa 45 Jahr alt zu seyn, war beinahe 6 Fuß hoch, und verhältnißmäßig von starkem Gliederbau, welches bei den Indianern, die in der Regel alle schlank zu seyn pflegen, etwas seltenes ist. Er ging in Stiefeln und war europäisch gekleidet, das Haar kurz abgeschnitten; seine Leute gingen alle indianisch und konnten kein Wort englisch oder französisch sprechen, da hingegen Er beyde Sprachen redete; die erstere zwar etwas mühsam und nicht ganz korrekt, die letztere aber dem Ansehen nach so gelauffig als seine Muttersprache. Der Handel schien seine Hauptsache zu seyn, und er hatte sich, wie wir hernach hörten, mit so gutem Erfolge darauf gelegt, daß er in Montreal überall für 500 Pfund Sterling Kredit findet. Jetzt hatte er 30 Pferde bei sich und eine Anzahl Felle in seinem Kanot (Kahn), die er in Albany verkaufen wollte. Er sagte, seine Leute hätten nur wenig Bedürfnisse, er Sorge dafür, diese immer zu befriedigen; dafür brächten sie ihm die Felle die sie durch die Jagd gewönnen, warteten seine Pferde und begleiteten ihn gern auf seinen Handelsreisen. Auf diese Weise muß er freilich viel gewinnen. Er sagte uns, wenn wir ihn besuchen wollten, solle es uns nicht gereuen; es wären einige sehr schöne Squaws (Indianerinnen) in seinem Dorfe, und wir sollten jeder eine zur Frau haben. Wir versprachen ihn zu besuchen, wenn es uns irgend möglich wäre, und schieden als sehr gute Freunde auseinander. Bei seiner Nation scheint er eben nicht besonders in Achtung zu stehen; sie halten mehr auf einen, der ein guter Krieger und Jäger ist, und ganz wie sie lebt, als auf einen, der, wie dieser Kapitän Thomas, Handel treibt, und in seinen Sitten den Weißen nachahmt.

Der

Der Champlain-See ist auf den ersten 30 Meilen, nemlich von South-River bis Crown-Point, nirgends mehr als 2 Meilen breit. Von da bis 25 Meilen weiter nordwärts ist die Breite sehr abwechselnd, die größte von 6 Meilen; hier fängt dann der Theil an, der der breite See heißt, und dort beträgt die größte Breite 18 Meilen. Mehrere Inseln liegen hier auf dem See umher, von denen die größte, ehemals grande Isle jetzt South Hero genannt, 15 Meilen lang und etwa 4 Meilen breit ist. Sie hat fruchtbaren Boden und es leben 500 Menschen darauf. Dieser See ist gegen 50 Meilen lang und wird immer schmäler bis er sich in einen ansehnlichen Strom endigt, der Camdely, Richelien oder Sorelle heißt, und sich in den Sanct-Lorenz ergießt. Die schmalen Stellen ausgenommen, ist der See überall sehr tief, an vielen Orten 60 bis 70, an manchen 100 Faden (600 Fuß). Nach Maßgabe der Breite und Tiefe ist auch das Wasser mehr oder weniger klar; im breiten See ist es so hell und durchsichtig als möglich. Auf der Westseite ist der See bis hart an den Rand des Wassers von steilen Bergen umgeben, bis zur Cumberlandbay; von da ziehen sich die Berge nach Nordosten, und das Ufer wird niedrig und sumpfig. Auf der Ostseite ist es nur an wenigen Stellen hoch, felsig aber ist die Küste auf beiden Seiten, nur daß die Felsen an niedrigen Stellen nicht viel überm Wasser hervorragen, da hingegen sie an den bergigen sehr scharfeckig und steil herauspringen. Auch die Inseln sind mit Felsen umgeben, so, daß man sich ihnen an manchen Stellen nicht ohne Gefahr auf 2 Meilen weit nähern kann. Segelt man bei gutem Winde längs der Küste, so ist überall ein hohles Murmeln zu hören, indem das Wasser gegen die Felsen anprallt und in die Spalten derselben eindringt. Es ergießen sich mehrere Flüsse in den See; von den östlichen sind eini-

Weld's Reisen.

ge für kleine Boote auf kurze Strecken schiffbar, die westlichen aber gar nicht, weil an den Mündungen derselben Wasserfälle vorhanden sind. Aus diesen Angaben werden Sie schon selbst schließen, daß an verschiedenen Stellen des Sees die Gegend sehr erhaben und mahlerisch seyn muß. Besonders ist dies hinter Crown-Point der Fall; überhangende Wälder und Felsen zieren dort die Küste, und westwärts steigen mehrere Bergreihen eine über die andere empor. Es war an einem der schönsten Abende, als wir hier vorüber fuhren, die Sonne gieng prächtig hinter den Bergen unter, und ließ die Aussicht nach allen Seiten hin im schönsten Farbenwechsel sehen. Es währte nicht lange, so erschien der Mond und zeigte die ganze Gegend wieder in einer neuen, weniger blendenden Beleuchtung. Wir waren alle in stille Betrachtung versunken, und unsere Barke glitt leise fort, als sie plötzlich auf eine verborgene Felsenklippe stieß. Nun war am Bord überall Lärm und Verwirrung, jeder that sein möglichstes, und so kamen wir glücklich wieder los. Aber in wenigen Minuten begegnete uns dasselbe zum zweiten, dritten und viertenmale, und zuletzt saß sie so fest, daß wir eine Weile daran verzweifeln sie von der Stelle zu bewegen; erst nach einer Viertelstunde kamen wir wieder in tiefes Wasser. Es fand sich, daß unser Bootsmann nur seit drei viertel Jahren die Schifffahrt trieb, er hatte sich jetzt geirrt, und eine Bucht für eine andere genommen; wäre der See so unruhig gewesen, als er bisweilen zu seyn pflegt; so hätten wir unvermeidlich Schiffbruch erlitten.

Die Nacht brachten wir wieder in der bescheidenen Wohnung eines Richters zu, der ein ehrlicher, schottischer Bauer war. Es war beinahe elf Uhr, als wir ankamen. Alles schlief schon und wir mußten eine halbe Stunde klopfen und rufen, ehe man uns einließ. Dennoch waren die Leute sehr freundlich, besorgten ein

Abendbrod und machten ihre schönsten Betten für uns zurecht. Am folgenden Morgen hatten wir guten Wind, und weil wir unsere Reise, die etwas langweilig zu werden anfang, gern so schnell als möglich, endigen wollten, so hielten wir den Tag über nur Einmal an, und beschloßen die ganze Nacht unter Segel zu bleiben. Kurz nach Sonnenuntergang passirten wir die Grenze zwischen den vereinigten Staaten und dem brittischen Gebiet. Hier wurden wir von einem Briggschiffe aus, das 20 Kanonen und englische Flagge führte, angerufen, und nachdem wir alle Fragen befriedigend beantwortet hatten, ließ man uns durch. Seitdem, dem letzten Friedensschluß gemäß, die Grenz-Posten den Amerikanern übergeben worden sind, ist dieses Wachschiff nach Sankt-Johns verlegt. Als die Nacht einbrach, hüllten wir uns in unsere Decken, und würden bis St. Johns hin ruhig schlafen haben, wenn wir nicht um Mitternacht durch das laute Anrufen der Schildwache in dem brittischen Fort auf der Rufinsel, aufgeweckt worden wären. Unser schläfriger Steuermann war auf seinem Posten eingeknickt, das Boot war an die Küste getrieben, die Schildwache, die es dicht unten dem Fort hinlaufen sah und nicht wußte was wir wollten, besorgte vielleicht gar einen Angriff, und hatte die ganze Wache aufgeschreckt, die uns nun hin und her examinirte, und endlich unsers Weges fahren ließ. Jetzt übernahmen wir das Kommando selbst, denn unser Bootsmann, der diese Nachtreise selbst in Vorschlag gebracht hatte, konnte die Augen nicht mehr aufhalten; also lösten am Steuerruder wir einer den andern ab, und erreichten bei Tagesanbruch das 150 Meilen von Stenesborough entfernte St. Johns.

Wir wurden sogleich nach der Hauptwacht geführt, und mußten den Sergeanten unsere Namen, Geschäft und Wohnort zur Meldung an den Komman-

direnden Offizier angeben, indem der Gouverneur die strengsten Befehle erteilt hatte, keinen Fremden, der hievon nicht Rechenschaft geben könnte, ins Land zu lassen.

Außer den Kasernen, in denen ein ganzes Regiment einquartirt ist, enthält St. = Johns etwa 50 elende hölzerne Häuser. Die Festungswerke sind in so schlechtem Zustande, daß es wohlfeiler wäre, neue anzulegen, als sie zu repariren. Der Ort muß sich in dem Verhältniß aufnehmen, wie der Handel zwischen Neu-York und Unter-Canada zunimmt. Die Gegend umher ist eben und sehr kahl, seitdem im Jahre 1738. durch ein fürchterliches Feuer die Wälder auf mehrere Meilen weit gänzlich niedergebrannt sind, so daß in dieser Gegend im Winter manche Orte wirklich Mangel an Brennholz leiden.

Wir mietheten in St. = Johns einen leichten Wagen, und machten uns Mittags auf den Weg nach la Prairie am Ufer des Lorenz-Stroms. Auf dem nächsten Wege ist dies nur 18 Meilen weit; man fährt aber lieber einige Meilen um, über Chambly, um dies alte französische Kastell zu sehn und einen angenehmeren Weg zu haben. Das Schloß steht dicht an den Strudeln des Chambly- oder Sorelle-Flusses; es hat in einiger Entfernung ein stattliches Ansehn, und da die umliegende Gegend ebenfalls sehr schön ist, so giebt das Ganze einen interessanten Anblick. Das Schloß wird in gutem Stande erhalten, und es liegt immer Garnison darin.

Auf diesem Wege nach la Prairie wurde ich unaufhörlich daran erinnert, daß ich in ein anderes Land gekommen war. Die brittische Flagge, die ausstehenden Schildwachen, das dichte, wohl unterhaltene und nette Aeußere der Häuser, die Kaleschen mit ihrem Gellingel, die Kreuzifire, die katholischen Kirchen und Kapellen, die Klöster, die Priester im Ornat,

die Nonnen, die französischen Einwohner, die in ihren rothen Nachtmüßen herumlaufen, die Kinder, die an die Thür kommen um zu grüßen; das alles sind Gegenstände, die in den vereinigten Staaten nicht anzutreffen sind.

In la Prairie de la Madeleine, einem Orte von etwa 100 Häusern, hielten wir uns nur ein paar Stunden auf, und schifften uns dann nach Montreal ein.

Diese Stadt liegt etwas weiter unterhalb an dem entgegengesetzten Ufer des Stroms, 9 Meilen von la Prairie. Der Strom ist hier $2\frac{1}{2}$ Meile breit und sehr reißend. Bei der Ueberfahrt werden die Boote an einigen Stellen mit solchem Ungestüm den Strom hinunter zwischen große Felsen getrieben, daß es scheint, als müßten sie unausbleiblich zertrümmern: auch würde es geschehen, wenn die Kanadier nicht in der Fahrt auf reißenden Strömen so außerordentliche Geschicklichkeit besäßen. Nachdem wir den Lorenzstrom auf solche Art kennen gelernt hatten, erstaunten wir nicht wenig, als wir Montreal nahe kamen und Schiffe von 400 Tonnen ganz nahe am Ufer liegen sahen. Die Schwierigkeiten auf der Fahrt hieher sind ungeheuer. Ich selbst habe zwischen des Insel St. Helena und dem festen Lande, ganz nahe unterhalb der Stadt, Schiffe mit vollen Segeln und bei günstigem Winde eine Stunde lang stehen sehen, ohne daß sie vorwärts rückten; es gehört fast ein Sturm dazu, um hier gegen den Strom hinan zu kommen, und es giebt mehr ähnliche Stellen. Daher ist die Fahrt von Quebec nach Montreal oft langweiliger als die Reise quer über das Weltmeer, und die Schiffer, die zwischen Europa und Montreal fahren, lassen sich's gar nicht einfallen, in einem Jahre mehr als Eine Reise zu machen. Ohnerachtet der Strom so reißend ist, ist doch das Fahrwasser überall, und besonders nahe an der Stadt, sehr tief. Die größten Kauffahrteischiffe liegen hier so nahe am Ufer, (welches, wohl zu merken, ohne alle

Beihilfe der Kunst, ganz in seinem natürlichen Zustande ist,) daß man sie vom Lande fast mit der Hand erreichen kann.

Zwei und zwanzigster Brief.

Beschreibung von Montreal. — Ueber den Pelzhandel und die Nordwest-Kompagnie. — Mak-Kenzie's Reise über Land nach dem stillen Meere.

Montreal, im Juli.

Einer von den Königen von Frankreich befahl, man sollte eine Stadt so weit hinaufwärts am Lorenzstrom anbauen, als Seeschiffe nur immer kommen könnten, und diesen Befehl hat man bei der Anlage von Montreal im buchstäblichen Sinne befolgt. Die Stadt enthält jetzt 1200 Häuser, von denen 500 innerhalb der Mauer liegen und von Stein sind; die übrigen machen die Vorstädte vor dem Nord-Ost- und West-Thore aus, und sind von Holz. Schöne Häuser giebt es auch in der Stadt nicht, aber doch manche recht gute Wohnungen. In der untern Stadt am Fluß, in welcher Gegend die meisten Kaufleute sind, haben alle Häuser Vorthüren und Fensterladen, die mit Eisenblech beschlagen sind und des Abends sorgfältig zugeschlössen werden, welches ihnen ein sehr finsternes Ansehen giebt. Man thut dies der Feuergefahr wegen, wogegen man, da die Stadt schon so viel dadurch gelitten hat, sehr auf der Hut ist. Wer es nur irgend aufbringen kann, deckt jetzt sein Haus statt der Schindeln mit Zinuplatten, und an jedem Dach muß immer eine oder mehrere Leitern liegen. Die Straßen sind alle schmal. Drei davon laufen pa-

rassel mit dem Fluß, und die übrigen durchschneiden diese in rechten Winkeln, aber nicht in gleichen Entfernungen. Die Stadt hat sechs Kirchen, von denen vier katholisch sind. Wir wohnten am Paradeplatz, einem viereckigten Platz an der vom Fluß am weitesten entfernten Seite der Stadt, wo aber übrigens gar nicht exercirt wird. Hier steht auch die katholische Kathedralkirche, die Eine Seite des Platzes einnimmt, und da hier alle Taufen, Trauungen und Begräbnißceremonien der katholischen Einwohner verrichtet, und bei jeder solchen Gelegenheit die Glocken geläutet werden, so haben — die Nacht ausgenommen — unsere Ohren in diesen drei Wochen nicht zwei Stunden hintereinander vor diesem, trotz der trefflichen Glocken, sehr unangenehmen Geläute Ruhe gehabt. Die Leichenbegängnisse sind hier, wie in allen katholischen Ländern, sehr feierlich. Wenn es bezahlt wird, kommen die Priester ins Sterbehaus, und geleiten die Leiche von da nach der Kirche; die Leichen unbemittelter Familien werden Nachts in eine auf der gegenüberstehenden Seite des Paradeplatzes befindliche Kapelle gebracht, und am Morgen nur von dort aus in Procession nach der Hauptkirche getragen, mit der gehörigen Begleitung von singenden Priestern und weißgekleideten Knaben mit Wachlichtern. Noch vor wenig Jahren begrub man alle Todten in den Gewölben unter dieser Kirche; jetzt sind aber alle Kirchhöfe außer der Stadt. Die Kirche war immer sehr besucht, und an Sonntagen war der Zulauf so groß, daß bei schönem Wetter sogar die Treppen an den Thüren voll knieender Väter waren.

Es sind vier Klöster in Montreal. Das eine ist ein Franziskanerkloster; es sind aber nur noch zwei oder drei Mönche darin, und da Niemand mehr aufgenommen werden darf, wird es bald eingehen. Die andern drei sind Nonnenklöster und wohlbesetzt, weil sie, nach wie vor, Novizen annehmen dürfen. Das älteste, das Hôtel-

Dieu, zur Heilung armer Kranken, hat 30 Schwestern; das von der Kongregation unserer lieben Frauen, zum Unterricht für junge Mädchen, hat 57, und das Hôpital-général, zur Unterstützung unfähiger armer Leute, hat 18. Die Kaserne liegt am Fluß und in einer sehr angenehmen Lage; sie faßt 300 Mann, und ist mit einer hohen Mauer umgeben.

Als Montreal gebaut wurde, war die umliegende Gegend sehr stark von Indianern bewohnt, die bis ins Jahr 1736 öfters Angriffe gegen die Stadt versuchten. Um vor ihnen Ruhe zu haben, ward die Stadt mit Mauern umgeben, die außerdem auch noch zur Zeit der Messen gute Dienste leisteten. Weil nämlich alsdann die Indianer von allen Seiten mit ihren Rauchwaaren hinzustromten, so konnte man sie nun zur Nachtzeit außerhalb der Stadt halten, und so allen Unfug verhindern, den sie in der Trunkenheit hätten anrichten können. Die Thore sind noch in gutem Stande, aber die Mauern verfallen gänzlich; doch würden sie die Stadt nicht gegen einen Sechspfünder haben schützen können, auch wenn sie noch so stark und noch so gut unterhalten wären, weil der ganze Ort von den auf der Insel St. Helena belegenen Höhen gänzlich bestrichen wird, weshalb er auch bei einem regelmäßigen Angriff immer sehr leicht zu erobern gewesen ist.

Bei weitem der größte Theil der Einwohner ist von französischer Abkunft; aber alle große Handelshäuser und andere angesehene Leute sind Engländer, Schotten und Irländer, oder Abkömmlinge von solchen. Die Franzosen unterscheiden dies nicht weiter, sondern nennen sie alle Engländer. Diese englischen Einwohner verstehen das Französische größtentheils sehr gut, dagegen die französischen sich nicht entschließen können, englisch zu lernen. Ueberhaupt haben sie noch ganz die Sitten und die Lebensart ihrer Vorfahren beibehalten. Gegen Fremde ist man hier sehr gastfrei und gefällig; auch sind die Leute unter

sich sehr gesellig. Im Winter geht das so weit, daß die Stadt nur Eine Familie auszumachen scheint, und auch im Sommer kommt alles was zur guten Gesellschaft gehört, Männer und Frauen, wenigstens alle vierzehn Tage einmal zusammen, und speist an irgend einem angenehmen Ort nahe bei der Stadt zu Mittag.

Die Insel Montreal ist die größte von denen, die unterhalb der Mündung des Ottawa-Flusses in St. Lorenz liegen, und etwa 28 Meilen lang und 10 Meilen breit. Der Boden ist ergiebig, und an einigen Stellen sehr gut angebaut; durch die Abwechslung von Hügeln und von Thälern ist es hier angenehm wohnen, auch ist die Insel stark bevölkert. Nach der Mitte zu ohnweit der Stadt sind zwei oder drei ansehnliche Berge. Der größte darunter, von dem die Stadt ihren Namen hat, ist ohngefähr eine Meile von ihr entfernt; der Fuß desselben ist mit reizenden Gärten und Landhäusern umgeben, und etwa auf ein Dritteltheil seiner Höhe ist er Stellenweise urbar gemacht, alles übrige aber mit hohen Bäumen bewachsen. Auf der Seite nach dem Fluß steht ein großes altes Kloster, dessen Mauern einen ansehnlichen Bezirk einschließen, und um welches her der Wald auf eine ziemliche Strecke ausgeradet ist. Dieser offene Platz ist mit dem schönsten Rasen bedeckt, und da auch die Waldung umher von Unterholz frei ist, so kann man meilenweit in dem angenehmsten Schatten umherspazieren.

Von hier aus ist die Aussicht über alle Beschreibung herrlich. Man übersieht einen großen Strich Landes, und kann den stolzen Strom, der ihn durchfließt, vom äußersten Rande des Horizonts an verfolgen. Er kommt von der rechten Seite, strömt oberhalb der Stadt reißend und mit einem Getöse, das selbst auf dem Berge noch zu vernehmen ist, über große Felsen hin, und fließt dann ruhig fort; linker Hand sieht man gerade unter sich die Stadt mit ihren Kirchen, Klöstern, glänzenden Thürmen

und dem Ankerplatz unter den alten Mauern; mehrere kleine Inseln im Strom nahe bei der Stadt, die theils angebaut, theils mit Holz bewachsen sind, verschönern die Aussicht nicht wenig. An der entgegengesetzten Seite des Flusses zeigt sich La Prairie mit seiner großen Kirche sehr vortheilhaft, und eine Reihe hoher Berge im Hintergrunde begrenzt den Prospekt. Dieser Anblick ist so reich und so schön, daß selbst diejenigen, die seit Jahren damit bekannt sind, ihn immer wieder neu und bewundernsworth finden. Auch kommt hier gewöhnlich die Sommergesellschaft, deren ich erwähnte, zusammen. Man wählt zwei Marschälle, die immer ein neues angenehmes Fleckchen im Schatten, oder in der Nähe eines kleinen Baches, auszusuchen wissen; jede Familie bringt kalte Küche mit, alles wird zusammengethan, und die Gesellschaft besteht bisweilen aus hundert Personen.

Das wichtigste Gewerbe von Montreal ist der Pelzhandel, und bei weitem der größte Theil von den Rauchwaaren, die von Canada nach England gehen, wird hier eingeschifft. Dieser sehr einträglliche Handel wird theils von einzelnen Kaufleuten für eigene Rechnung, theils von der Nordwestkompagnie betrieben; diese Kompagnie hat kein ausschließendes Privilegium, aber ihr großes Kapital setzt sie in Stand, ihren Handel bis in die entferntesten Gegenden auszu dehnen, wohin der einzelne Kaufmann nicht reicht. Die Kaufleute in Montreal haben diese Kompagnie selbst gestiftet, weil sie einsahen, daß sie in die entferntesten, nur von Indianern bewohnten Gegenden des Landes weit sicherer und vortheilhafter würden handeln können, wenn sie ihre Kräfte vereinigten. Der Fond der Kompagnie wurde in 40 Aktien getheilt, und da die Anzahl der Handelshäuser in der Stadt damals nicht sehr groß war, so konnte auf diese Weise jeder nach Gefallen Antheil daran nehmen. Jetzt sind alle

diese Aktien in den Händen einiger wenigen Personen. Die Kompagnie betreibt ihren Handel vorzüglich über den Utawa oder grand River, der, ungefähr 30 Meilen oberhalb Montreal, sich in den St. Lorenzstrom ergießt, und, bei der Vereinigung mit ihm, den Zwei-Berge-See und den St. Ludwigs-See bildet, in denen einige große Inseln sind. Diesen Fluß hinab kommt das Pelzwerk in Kanots, die nur von Birkenrinde gemacht sind, von denen aber doch viele 2 Tonnen Last halten (4000 Pfund), wiewohl man ihnen, besonders auf diesem Fluß wegen der vielen seichten, reißenden und felsigten Stellen, und weil unterwegs nicht weniger als 32 Ausladungen vorkommen, selten volle Ladung giebt.

Diese Kanots werden von französischen Kanadiern geführt, welche diese Art ihren Unterhalt zu erwerben aller Feldarbeit weit vorziehen. Im Monat Mai geht gewöhnlich eine ganze Flotte dieser Art von Montreal ab, beladen mit den Artikeln, die man den Indianern in Tausch giebt, und mit so viel Zwieback und eingesalzenem Fleische versehen, als die Mannschaft bis zu ihrer Rückkunft braucht. Die seichten Stellen sind zum Theil von der Art, daß zu Leichterung des Rahns bloß die Mannschaft aussteigt und ihn so vor sich her ins tiefe Wasser stößt. An andern Stellen aber, wo es Strudel oder gefährliche Klippen giebt, müssen sie ausladen, und sowohl die Rähne als die Ladung auf dem Rücken tragen, bis sie wieder an Fahrwasser kommen. Des Nachts ziehn sie ihre Rähne ans Land, zünden sich ein Feuer an, kochen ihre Provisionen auf den folgenden Tag, und schlafen in ihre Decken gehüllt, auf der bloßen Erde, den blauen Himmel über sich: es muß schon gewaltig regnen, wenn sie sich ein Dach von Zweigen machen: kurz sie leben ganz wie die Indianer, und viele gehn auch so gekleidet, weil sie es bequemer finden. Wenn sie den Utawa etwa 280 Mei-

len hinaufgefahren sind, wozu 18 Tage erfordert werden, so gehen sie mit Kahn und Ladung zu Lande nach dem Mississipping-See, und aus diesem See wiederum über Land in den French-River, der auf der nordöstlichen Seite in den Huron-See fließt. Auf diesem fahren sie längs der Küste hin, und gehen dann, wegen der St. Mary-Fälle, wiederum zu Lande bis an den oberen See (Lake Superior), auf diesem fahren sie wieder längs der Küste, bis sie, an der Nordwest-Seite, an die große Ausladung kommen. Haben sie diesen Weg glücklich zurückgelegt, so kommen sie dann durch eine Kette kleiner Seen und Flüsse in den Regen-See, den Holz-See, und hundert Meilen weiter, in den Winnipeg-See 2c. Die Kanots aber, welche so weit fahren, kehren nie in demselben Jahre zurück; die übrigen, welche sogleich Waaren zurückführen sollen, bleiben an der großen Ausladung liegen, woselbst die Agenten der Kompagnie ihre Ladung an Pelzwerk schon bereit haben müssen. Die Pelzwaaren werden in Ballen von einem bestimmten Gewicht gepackt, jedes Kanot ladet eine bestimmte Anzahl dieser Ballen, jeder Mann hat gleiche Bürde auf den Trageplätzen, und so ist weder Zwist noch Veruntreuung möglich. Bei der sogenannten großen Ausladung, und so auch längs der unendlichen Kette von Seen und Flüssen jenseit des oberen Sees, hat die Kompagnie ordentliche Posten oder Komtoire, wo beständig Agenten derselben wohnen, und sie betreibt ihr Geschäft so unternehmend und eifrig, daß diese Posten sich beinahe über die ganze Breite von Nordamerika erstrecken, indem der entlegenste nicht weiter als 500 englische (oder 100 deutsche) Meilen weit von der Nordwest-Küste, oder dem Ufer des stillen Weltmeers, entfernt ist.

Ein Kompagnon desjenigen Hauses in Montreal, welches jetzt die meisten Aktien der Kompagnie besitzt, ist sogar auf diesem Wege schon bis an jenes Meer

hin gelangt. Sein Journal von dieser Reise soll voll der interessantesten Nachrichten seyn, und wenn nicht ein unglückliches Mißverständniß mit einem vornehmen Herrn von der Regierung dazwischen gekommen wäre; so würde es nebst einer genauen Karte von seinem Wege dem Publikum schon längst vorgelegt worden seyn. Bei seinem ersten Versuch ging Herr Mak-Kenzie — so heißt dieser unternehmende Mann — sehr zeitig im Frühjahr, mit einem einzigen Kanot und einigen auserlesenen Leuten, von dem entferntesten Handelsposten der Kompagnie ab. Nachdem sie ungeheure zuvor von einem Europäer nie betretene Landstriche durchwandert hatten, kamen sie endlich an einen großen Fluß. Hier schifften sie sich alle ein, und fuhren den Strom hinab. Der Lauf desselben hielt Herrn Mak-Kenzie lange Zeit in dem Gedanken, daß er gefunden habe, was er suche; nemlich, daß dieser Fluß sich ins stille Meer ergieße. Erst nach mehreren Wochen einer raschen Fahrt ward er inne, daß es einer von den großen Strömen seyn müsse, die sich in die Baffinsbay, also in das Eismeer ergießen. Rünnebro befand sich die Gesellschaft in einer sehr kritischen Lage; es war schon tief im Jahre und der Rückweg, den sie zu machen hatten, war unermesslich. Ueberraschte sie der Winter, so hätten sie in diesem unbewohnten Lande aus Mangel an Lebensmitteln wahrscheinlich umkommen müssen; wollten sie hingegen da, wo sie waren, überwintern, so mußten sie möglichst eilen sich Hütten zu bauen und auf Jagd und Fischerei ausgehen, um sich durch die bevorstehende schreckliche Jahreszeit durchzubringen. Herr Mak-Kenzie legte seinen Leuten diese Alternative vor, und sie waren sämmtlich dafür, auf jede Gefahr den Rückweg anzutreten; auch erreichten sie nach den unglaublichsten Anstrengungen glücklich den Ort, von dem sie ausgegangen waren. Etwa vor drei Jahren unternahm Herr Mak-Kenzie die zweite Reise, die ihm ganz nach

Wunsch gelang. Er verfab sich besser mit manchen Dingen, deren Mangel er das vorigemal drückend gefühlt hatte; er hatte gute astronomische Instrumente und nahm eine etwas andere Richtung. Unterwegs traf er auf viele Indianische Stämme, die noch nie einen Weißen gesehen hatten, und war unter ihnen anfänglich in nicht geringer Gefahr. Endlich gelang es ihm sich ihr Zutrauen zu erwerben, und er erfuhr von ihnen, daß nicht weit von da eine Bergkette liege, jenseit welcher alle Ströme nach Westen fließen. Er überredete einige von ihnen, als Wegweiser mit ihm zu gehen, gelangte bis an das Gebirge, und nachdem er es unter vielen Mühseligkeiten erstiegen hatte, fand er zu seiner großen Freude ihre Aussage wahr, er folgte einem von diesen nach Westen fließenden Strömen und kam nicht weit vom Nutka-Land an das stille Meer. Hier erfuhr er zu seinem großen Verdruß von den Eingebornen, und einige Kleinigkeiten, die er unter ihnen fand, bestätigten es, daß ein englisches Schiff nur vor 6 Wochen erst von hier abgesehelt sey. Hätte er es noch gefunden, so würde er sich viel lieber darauf eingesehelt haben, als sich noch einmal den Schwierigkeiten und Gefahren auszusetzen, die er glücklich überstanden hatte. Unter diesen Umständen aber blieb ihm nichts anders übrig. Er machte sich auf den Rückweg, fand sein Kanot, welches er nebst seinen Vorräthen aus Vorlicht an der Mündung des Flusses verborgen hatte, wieder, und kam endlich glücklich bei einem der Handelsposten an. Dies ist das wichtigste, dessen ich mich aus den Erzählungen seiner Freunde erinnere; denn er selbst war bei meiner Anwesenheit in Montreal nicht zugegen, und ich habe auch hernach keine Gelegenheit gehabt ihn zu sehen. Diejenigen, welche die Kompagnie von Zeit zu Zeit aussucht, um tiefer ins Land hinein neue Posten anzulegen, und von denen manche in verschiedenen Rüp-

zungen weiter gekommen sind, als irgend jemand vor ihnen,
 trafen auf diesen Reisen bisweilen auf Agenten der Hud-
 sonsbay-Kompagnie, die eben so, von einer andern Seite,
 ihre Posten vorrückt. Dies gab zu unangenehmen Strei-
 tigkeiten Anlaß, und die Hudsons-Kompagnie drohte der
 andern mit einer gerichtlichen Klage, wegen Eingriffs in
 ihre Privilegien. Diese versichern ihr freilich ausschließen-
 den Handel in der Bay und auf allen Strömen und Ge-
 wässern, die mit derselben in Verbindung stehen; allein dies
 Privilegium ist zu einer Zeit erteilt, wo Nordamerika bei
 weitem noch nicht bekannt war, und der Sinn desselben
 kann unmöglich dahin gehen, daß die Kompagnie den aus-
 schließenden Handel durch ganz Nordamerika haben soll,
 welches doch aus jenem Ausdruck folgen würde. Denn
 die Hudsons-Bay ist durch mehrere Ströme und Seen
 mit dem obern See verbunden, und dieser gehört zu
 jener Kette von Gewässern, welche eine Gemeinschaft
 mit ganz Canada und mit einem großen Theil der
 vereinigten Staaten eröffnet. Gesezt aber auch, die
 Agenten der Nord-West-Kompagnie hätten Handels-
 posten an einem Fluß angelegt, der geradezu in die
 Hudsonsbay hineinfließt, was doch ein offener Ein-
 griff in das Privilegium der letztern zu seyn scheint,
 so würden jene dennoch bei allen Drohungen der erstern
 ruhig bleiben können. Denn in demselben Privilegium
 ist der Hudsonsbay-Kompagnie auferlegt, alle Jahre
 einen neuen Posten zwölf Meilen weiter westlich ins
 Land hinein anzulegen. Dies ist nicht geschehen, und
 sie besitzt also gar nicht alle die Vorrechte, auf welche
 sie Anspruch macht. Auch hat sie mit ihren Drohun-
 gen nie Ernst gemacht, sondern sich begnügt, alle Be-
 wegungen ihrer Rivalin mit neidischen Augen zu beob-
 achten; und da die Posten der beiden Kompagnien
 sich alle Jahre immer näher kommen, so war zu besor-
 gen, daß ihr Zwist zuletzt sehr ernsthafte Folgen nach

sich ziehen würde. Zum Glück ereignete sich in dem bedenklichsten Zeitpunkt ein Vorfall, der sie auf einmal völlig mit einander ausöhnte. Die Assiniboins, ein mächtiger Indianischer Stamm, der einen großen Landstrich Südwestwärts vom Winnipeg See bewohnt, glaubte von der Hudsonsbay-Kompagnie auf mancherlei Art beleidigt zu seyn, und beschloß, einen Posten, den diese in der Nachbarschaft angelegt hatte, zu zerstören. Sie versammelten sich in ziemlicher Anzahl, marschirten unbemerkt bis nahe an den bedrohten Platz, und machten dort, wie sie zu thun pflegen, Halt, um den günstigen Augenblick abzuwarten. Zufälligerweise waren einige Bediente der Nordwest-Kompagnie in dieser Gegend zerstreut, und erfuhren etwas von der Sache. Ohne auf ihre Privatstreitigkeiten Rücksicht zu nehmen, dachten sie nur daran ihre Landsleute zu retten, und da sie die Schwäche des Platzes kannten, auf den es abgesehen war, so schickten sie nicht nur dorthin Nachricht von der Gefahr, sondern auch auf den nächsten ihrer eigenen Posten, um Hilfe herbei zu holen. Diese kam noch ehe der Angriff Statt hatte, und die Indianer, die sich sonst ohne Zweifel ihrer Schlachtopfer bemächtigt haben würden, wurden zurückgeschlagen. Dieser Freundschaftsdienst wurde von denen, die ihn empfangen hatten, nach Würden erkannt, und die Hudsonsbay-Kompagnie fing an einzusehen, wie vortheilhaft es ihr sey, die Posten der Nordwest-Kompagnie in der Nähe zu haben, die hier so viel stärker ist, und mit den Indianern auf einem viel bessern Fuße steht. Seitdem sind beide Gesellschaften in dem freundschaftlichsten Vernehmen.

Die Nordwest-Kompagnie unterhält auf ihren Posten im obern Lande an 2000 Personen, von denen die, welche auf den entferntesten angestellt sind, und dort öfters 4 bis 5 Jahre bleiben, ein sehr wildes Leben führen, wenig besser als die Indianer. Der erste

Die Comis heirathet gewöhnlich die Tochter irgend eines angesehenen Indianischen Oberhauptes, und erwirbt sich dadurch die vorzügliche Freundschaft des ganzen Stammes. Sie können leicht denken, daß der Ehemann einen solchen Vertrag nicht für sehr bindend hält; dies schadet aber nichts in den Augen eines Indianer-Hauptmanns, der seine Schwester oder Tochter sehr bereitwillig vergiebt, ob er gleich jede unschickliche Freiheit, die man sich gegen seine Frau erlaubt, mit dem Tode rügt.

Außer dem Pelzwerk, welches auf diese Weise über den Utawa nach Montreal gebracht wird, kommt auch eine ansehnliche Quantität über die Seen und den Lorenzstrom herunter. Dies wird in den Städten und Posten am Huron, Erie und Ontario aufgestaut, wo der Handel Jedermann frei ist, indem die Regierung in diesen Posten Garnisonen unterhält. Auch einzelne Handelsleute bringen auf eigene Rechnung Pelzwerk nach Montreal, und kommen damit zum Theil aus dem Lande der Illinois am Mississippi her. Von dort aus fahren sie den Mississippi hinauf bis in den Wisconsin. Den Weg von diesem Fluß in den Michigan-See habe ich Ihnen schon oben vorgezeichnet, und aus dem Michigan gelangen sie dann durch die näher gelegenen Seen in den St. Lorenzstrom. Vor Ende Septembers ist alles Pelzwerk in Montreal, dann wird es gleich eingeschifft; die Schiffe werden im Oktober abgefertigt, weil sie länger nicht ohne Gefahr im Strome bleiben können. In Quebeck und in Trois-Rivières wird ebenfalls eine ansehnliche Menge Pelzwerk geladen; dieses bringen die Indianer auf den verschiedenen Flüssen, die sich von Norden her in den Lorenzstrom ergießen, dorthin.

Drei und zwanzigster Brief.

Reise den Lorenzfluß hinunter nach Quebek. — See St. Pierre. — Reizende Aussicht längs den Ufern des Lorenzflusses. — Sitten und Charakter niedern Volksklassen in Canada.

Quebek, im August.

Am 1sten August fuhren wir in einem Bateau von Montreal ab nach Quebek, welche Stadt 160 Meilen weiter hinunter am Lorenzfluß liegt. Ein solches Bateau ist eine eigene Art von Boot, deren man sich auf den großen Strömen und Seen in Canada allgemein bedient. Der Boden ist ganz flach, das Vorder- und das Hintertheil sind, eins wie das andere, scharf zugespitzt, der Seitenbord etwa 4 Fuß hoch, und zur Bequemlichkeit der Ruderer 4 bis 5, wenn das Boot groß ist, auch noch mehr Bänke quer über gelegt. Es ist ein schweres, zum Segeln sowohl als zum Rudern unbehülftliches Fahrzeug; aber es geht, auch schwerer beladen, nicht so tief ins Wasser als ein Kielboot, und ist auf den Seen und breiten Strömen, wo es viel Stürme giebt, weit sicherer. Hievon machten wir gleich am Tage unserer Abreise von Montreal die Erfahrung. Wir hatten eine breite Gegend des Stroms erreicht und segelten mit einem guten Winde, als sich plötzlich der Horizont verfärbte und ein schrecklicher Sturm mit einem starken Gewitter und heftigen Regengüssen ausbrach. Die Tauen, die unser Segel hielten, waren zerrissen, ehe wir es einziehen konnten, und die Wellen fingen an über Bord zu schlagen, obgleich das Wasser 5 Minuten vorher noch vollkommen ruhig gewesen war. Der Gewalt des Windes mit

Rudern entgegen zu arbeiten, war unmöglich, und das Boot wurde also an den Strand getrieben. Da aber der Boden ganz flach war, so ward es ohne den geringsten Schaden und ganz sanft so dicht ans Ufer geworfen, daß die Leute heraussprangen und es aufs Trockne zogen, wo wir uns, bis der Sturm sich legte, außer aller Gefahr befanden. Ein Kielboot dagegen hätte nicht näher als 30 Fuß ans Ufer kommen können; da hätte es im Sande festgeessen, und sich höchst wahrscheinlich mit Wasser angefüllt. Unser Bateau war übrigens recht bequem eingerichtet; es war von der größten Art, über den breitesten Theil war ein getheertes Segeltuch auf Reifen gespannt, wie über einen Frachtwagen. In diesem Raum konnte ein Tisch und 6 Stühle stehen, und so gab das eine vortrefliche Kajüte, die uns gegen das Wetter schützte und dabei offen genug war, um uns die schönen Aussichten auf beiden Ufern bequem sehen zu lassen.

Es war eilf Uhr Morgens als wir Montreal verließen, und um fünf Uhr Abends erreichten wir Sorelle und hatten etwa 15 Seemeilen gemacht. Auf diesem ganzen Wege ist die Strömung sehr stark. Sorelle liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der aus dem Champlain-See kommt, und sich hier in den Lorenz ergießt. Die Stadt wurde im Jahr 1787 nach einem sehr weit aussehenden Plan angelegt, enthält aber bis jetzt erst 100 ganz gewöhnliche Häuser, die in den breiten Straßen sehr zerstreuet und weit aus einander stehen. Zwischen Montreal und Duebel ist Sorelle die einzige Stadt, wo die englische Sprache die herrschende ist. Die Einwohner sind größtentheils Royalisten (Königlichgesinnte, zur Zeit der amerikanischen Revolution) die ihre Zuflucht nach Canada genommen haben. Das wichtigste Gewerbe hier ist der Schiffsbau; es laufen jährlich mehrere Schiffe von 50 bis 200 Tonnen vom Stapel, die man nach

Quebek hinunter fließt, wo sie erst aufgetakelt werden. Der Schiffbau wird indeß bei weitem nicht mit so vielem Vortheil in Canada betrieben, als man denken sollte. Was an dem vortreflichen Bauholz, welches sich zur Stelle befindet, gewonnen wird, das nehmen die Transportkosten für das Eisen und Tauwerk wieder hinweg: denn diese Artikel, die so viele Fracht kosten, müssen sämmtlich aus Europa gebracht werden. Der Sorellefluß ist an seiner Mündung tief, und schützt im Frühjahr die Schiffe vor den Eisgängen; fahrbar aber ist er, der reisenden Stellen wegen, selbst für Boote, nicht weit oberhalb der Stadt.

Unterhalb Sorelle, welches wir am folgenden Morgen verließen, erweitert sich der Lorenzfluß zu einer sehr großen Breite. Eine Menge kleiner Inseln liegen hier so dicht neben einander, daß man nicht ohne Angst daran denken kann, wie die großen Schiffe, welche bis Montreal gehen, wohl durchkommen mögen; auch ist das Fahrwasser zwischen diesen Inseln in der That sehr schwierig. Dieser breite Theil des Stroms heißt der See St. Pierre; seine größte Breite ist $4\frac{1}{2}$ Seemeile, und seine Länge, von diesen Inseln bis an das untere Ende, 8 Seemeilen. Von dort bis Quebec ist hernach der Strom nirgends breiter als 2 Meilen und an einigen Stellen nur $\frac{1}{2}$ Meilen. Bis auf einige Seemeilen innerhalb dieses Sees hat der Strom auch Ebbe und Fluth; höher hinauf aber wird ihre Einwirkung, durch die große Ausdehnung des Wassers in diesem Becken, und durch die starke Ströme verhindert, welche sich bis in dasselbe hinein erstreckt.

Von Montreal bis Trois-Rivieres, etwa vier Seemeilen unterhalb des Sees St. Pierre, sind beide Ufer sehr flach; allein bei Trois-Rivieres fängt das Land an sich zu heben, und bleibt an der südöstlichen Seite bis Quebec ununterbrochen hoch. Das entgegengesetzte Ufer ist auch unterhalb Trois-Rivieres noch

abwechselnd bald hoch bald niedrig, bis auf wenige Meilen von Quebek, wo auch diese Seite ein erhabnes majestätisches Ansehn gewinnt. Längs einem so stattlichen Strome als der Lorenzfluß, der sich viele hundert Meilen weit durch ein fruchtbares Land windet, wo Höhen, Wälder und angebaute Ebenen mit einander wechseln, kann es an einer Menge reizender Ausichten natürlicher Weise nicht fehlen. Was aber das Auge, wenn man diesen Strom hinunterfährt, ganz besonders fesselt, ist die schöne Lage der Städte und Dörfer an seinen Ufern. Fast alle Ortschaften im untern Canada liegen nemlich dicht am Rande der Flüsse, und das giebt ganz andere Ansichten, als man auf den Strömen in den vereinigten Staaten findet. In der Nähe des Hudsons ist gewiß mehr angebautes Land, als an irgend einem Fluß in Canada, und doch erscheinen seine Ufer gegen die des Lorenzflusses fast wild und öde. Unterhalb Montreal stehen, auf einer Strecke von mehreren Seemeilen, die Wohnhäuser so nahe an einander, daß sie längs diesem ganzen Wege ein einziges Dorf auszumachen scheinen. Alle diese Häuser sehen in der Entfernung sehr nett aus, und in jedem Dorf, sey es auch noch so klein, ist eine Kirche. Diese Kirchen werden in sehr gutem baulichen Stande gehalten; sie haben meistens Thürme, welche mit Zinnplatten gedeckt sind, und zwar so sorgfältig, daß sich keine Feuchtigkeit in den Ecken ansammeln kann, und es also niemals rostet. Es ist ein über alle Beschreibung lieblicher Anblick, wenn sich dem Auge, indem man um eine waldige Landspitze herumsegelt, ein solches Dorf darstellt, dessen Häuser fast über dem Strom hangen, und dessen Kirchturm über den schattigten Kirchhof zwischen den Bäumen hervorragt. Fast auf dem ganzen Wege fährt man kaum eine Seemeile weit, ohne ein solches Dorf mit seiner Kirche im Prospekt zu haben.

Die zweite Nacht landeten wir an dem Dorfe Batiscan auf der Nordwestseite des Stroms, ungefähr 80 Meilen unterhalb Montreal. Die Rüste ist hier sehr flach und sumpfig, und in einer ziemlichen Entfernung davon ist das Wasser, sobald die Fluth vorüber ist, so seicht, daß selbst ein Bateau sich 300 Fuß weit vom Lande entfernt halten muß. Weiter hinunterwärts ist das Ufer an mehreren Stellen sehr felsig.

Wir gingen in Batiscan in ein Bauerhaus, wo wir ohne Schwierigkeit unterkamen. Die Leute waren sehr höflich und thaten alles für uns, was sie konnten. Ein reines weißes Tischtuch wurde sogleich auf einen kleinen Tisch gedeckt, und Brod, Milch, Eier und Butter, das Beste, was das Haus vermochte, wurde uns vorgesetzt. Diese Lebensmittel findet man auf jedem Bauerhose in Ueberfluß; aber Fleisch bekommt man selten, daher auch Reisende einen kleinen Vorrath Proviant mit sich zu führen pflegen. Mit Betten sind die Häuser im untern Canada durchgängig sehr gut versehen, ganz auf französische Weise: ein Strohsack, eine Matraze und ein Federbett vier bis fünf Fuß hoch über einander gethürmt; die Häuser sind mehrentheils Blockhäuser, aber weit dichter und besser gebaut, als in den vereinigten Staaten. Die Balken schließen besser aufeinander, sie sind an der Außenseite glatt behauen und abgeweißt, und die innern Wände sind mit fichtenen Dielen oder Brettern beschlagen. Eines indessen macht die Häuser in Canada sehr unangenehm, daß nemlich die Einwohner sie nicht gehörig lüften, und also ein erstickender Dufst in den Stuben ist. Als wir zu Lande von Quebec nach Montreal reisten, sahen wir auf dem ganzen Wege, beim wärmsten Wetter, kaum zehn Häuser mit offenen Fenstern. „Es sey hier nicht Sitte“, antworteten die Leute als wir fragten, warum sie nicht etwas frische

Luft in ihre Häuser ließen; eine Antwort, die man auf jede ähnliche Frage erhält.

Von den französischen Canadiern aus den niedern Ständen, haben Einige ganz die Munterkeit und Lebhaftigkeit der Franzosen; sie tanzen, singen, und scheinen allen Sorgen von Herzen gram zu seyn; andere dagegen haben mehr von dem stumpfsinnigen, mürrischen Wesen an sich, wodurch die Einwohner der vereinigten Staaten sich auszeichnen; bei Allen aber ist Eitelkeit der hervorstechendste Zug, und auf diese braucht man nur zu wirken um sie zu Allem zu bewegen. Von den Männern können die wenigsten lesen oder schreiben, und die Frauen sind im Alleinbesitz der wenigen Kenntnisse, die man überhaupt hier findet. Auch schließt ein Canadier niemals einen Handel, oder unternimmt irgend etwas von Wichtigkeit, ohne seine Frau um Rath zu fragen, bei deren Meinung es denn größtentheils sein Bewenden hat. Männer und Weiber sind in Unwissenheit und Aberglauben versunken, und hängen blindlings ihren Priestern an. Lassen Sie sich folgende kleine Anekdote zum Beweise davon dienen.

An dem Abend zuvor ehe wir Quebel erreichten, hielten wir in dem Dorf St. Augustin Calvaire an, und nachdem wir eine Meile umhergelaufen waren, kamen wir in das Bauerhaus zurück, wo wir uns einquartiert hatten. Die Leute hatten unterdessen ein Gericht Fische gekocht, die eben gefangen worden waren, und wir setzten uns beim Schein einer Lampe, die von der Decke herabhieng, zu unserm Abendbrod nieder. Bei diesem Schimmer konnten wir aber kaum erkennen, was auf unserm Tische stand. Wir klagten es dem Wirth: die Lampe wurde geputzt, man goß Del zu, man nahm sie herunter und setzte sie auf den Tisch; das Licht blieb aber schlecht. *Sacre Dieu!* rief der Mann aus; Sie sollen doch ihre Fische nicht im Dunkeln essen, und so gieng er an einen kleinen Schrank, nahm ein Licht her-

aus, zündete es an, und stellte es uns hin. Alles gieng nun gut, als die Frau, die sich auf einige Minuten entfernt hatte, zurückkam, und dem armen Mana, für das, was er gethan hatte, eine ganze Salve der schrecklichsten Flüche gab. Der arme Kerl wußte nicht, was er verbrochen hatte, und konnte kein Wort hervorbringen; wir waren eben so wenig im Stande zu begreifen, was diesen plötzlichen Sturm veranlaßt habe, bis das Weib uns das Licht fortriß, es-geschwind auslöschte, und uns in dem kläglichsten Ton die Sache erklärte. Was der unbesonnene Mann uns angezündet hatte, war ein geweihtes Licht, über welches in der Kirche des nächsten Dorfes der Segen gesprochen worden war, und welches sie erst diesen Morgen von ihrem Pfarrer mit der Versicherung bekommen hatte, daß es ihr Haus vor allem Unglück schützen werde. Wenn das schrecklichste Gewitter aufzöge, solle sie es nur zünden, so würde ihr Haus, ihre Scheuer, und Alles was ihr gehöre, vom Blitze verschont bleiben. Würde Jemand krank, so sollte sie es anzünden, und er würde augenblicklich genesen. Ihr zu widersprechen wäre vergeblich gewesen, wir bemühten uns aber doch, unsern eigenen Ohren zu Liebe, sie zu beruhigen, und nachdem uns das gelungen war, setzten wir uns wieder hin und verzehrten den Rest unsers Abendbrodes so ziemlich im Dunkeln.

Das Dorf St. Augustin Calvaire ist etwa noch fünf Seemeilen von hier entfernt, und wir kamen am andern Morgen sehr früh an. Es war der vierte Tag unserer Reise; sonst aber, wenn Wind und Fluth günstig sind, braucht man von Montreal bis hieher nicht mehr als zwei Tage.

Vier und zwanzigster Brief.

Lage und Einteilung von Quebec. — Befestigung der oberen Stadt. — Einige Bemerkungen über die Eroberung von Quebec durch den General Wolfe, und über Montgommery's und Arnold's Angriff im letzteren amerikanischen Kriege. — Gebäude. — Herrliche Aussichten von einigen Punkten der oberen Stadt. — Beschreibung der Wasserfälle des Montmorenci und La Chaudiere.

Quebec, im August.

Quebec liegt am nordwestlichen Ufer des Lorenzflusses auf einer hohen Landspitze. Beinahe gegenüber macht das andere Ufer eine ähnliche Spitze, und zwischen diesen wird der Fluß in den engen Raum von 2 Meilen zusammengedrängt. Unmittelbar nachdem er durch diese Enge gegangen, breitet er sich aber auf 5 bis 6 Meilen aus, indem er hinter der Spitze, auf welcher Quebec liegt, einen großen Boden macht. Eine solche plötzliche Einengung eines Stromes heißt in der Algonquin-Sprache, Quebec oder Quebejo, und davon hat die Stadt ihren Namen. Der breite Theil des Flusses dicht vor der Stadt heißt das Becken, und ist tief und geräumig genug, um hundert Linienschiffe zu fassen. Quebec besteht aus zwei Theilen, der Ober-Stadt, die am Gipfel jener Spitze auf einem Kalkfelsen liegt, und der Unter-Stadt am Fuß derselben dicht am Wasser. Der Felsen, worauf die Ober-Stadt steht, ragt vom Flusse aus an mehreren Stellen fast senkrecht empor; an andern Stellen haben zwar auf dem Abhange Gassen gebauet werden können, vermittelt welcher die Ober-

und die Unter-Stadt mit einander zusammenhangen, doch haben in diesen Gassen für die Fußgänger an den Seiten lange Reihen von Stufen oder Treppen gemacht werden müssen.

Die Unter-Stadt wird gegen einen feindlichen Angriff nur durch eine kleine auf das Becken hinggerichtete Batterie vertheidigt, welche zur Fluthzeit mit dem Wasser fast auf gleicher Ebene steht; auch sind längs dem Flusse Barrieren, hinter welchen man im Nothfall Kanonen aufpflanzen könnte.

Die Ober-Stadt hingegen ist ein außerordentlich fester Platz. Nach dem Wasser hin ist sie schon von Natur so unbezwinglich, daß man sich begnügt hat, sie hier mit einem leichten Wall zu versehen; ja an einigen Stellen, wo der Felsen ganz unzugänglich ist, hat man auch den Wall fehlen lassen, und bloß einige Redouten und Batterien angebracht. Die vornehmste, die gegen das Becken Front macht, besteht aus 22 Vierundzwanzigspündern, zwei französischen Sechsenddreißigspündern und zwei großen eisernen Mörsern. Sie hat in der Flanke eine kleinere, welche die Pässe aus der Unter-Stadt bestreicht. An der Landseite verdankt die Stadt ihre Festigkeit allein der Kunst. Die Werke auf dieser Seite sind zwar, seitdem der Ort in brittischen Händen ist, beträchtlich vermehrt und verbessert worden; sie waren aber auch schon zu französischen Zeiten so stark, daß es sehr zweifelhaft ist, ob nicht, wenn nur Herr von Montcalm sich besser benommen hätte, selbst das Genie des unsterblichen Wolfe an dem Versuche den Platz zu erobern gescheitert seyn würde. Dieser General hätte eigentlich gar nicht schlagen, sondern in der Festung bleiben und sie vertheidigen müssen; sie hätte sich gewiß bis zum Winter gehalten, dann mußten die brittischen Schiffe den Fluß verlassen und General Wolfe

wäre also genöthiget gewesen, die Belagerung aufzuheben. Wollte er aber ja schlagen, so mußte er entweder auf die erste Nachricht, daß der Feind die Abrahams-Höhen erstiegen habe, angreifen, ehe jener sich formiren konnte; oder er mußte eine starke Abtheilung seiner Truppen, die nur zwei Stunden von ihm unterhalb der Stadt stand, zuvor an sich ziehen, so hätte dieses Gefecht leicht einen ganz andern Ausgang gewinnen können. Nur durfte er nicht anfänglich jene Nachricht von dem Marsch des Feindes, als eine Ungereimtheit, verlassen, und hernach mit den wenigen Leuten, die er bei sich hatte, den Angriff wagen.

General Wolfe hielt es für vergebliche Arbeit an der Wasserseite einen Sturm zu unternehmen, sondern machte den Entwurf die Stadt zu umgehen, und auf der Landseite anzugreifen, wo dicht an die Stadt eine große Ebene stößt, die nicht viel niedriger ist, als der höchste Punkt der Festung. Zu dem Ende versuchte er zuerst seine Truppen einige Meilen unterhalb der Stadt nahe bei den Wasserfällen des Montmorency zu landen. Hier sind die Ufer nicht schwer zu ersteigen; sie waren aber von einer großen Division französischer Truppen und von einigen starken Redouten vertheidigt, und Wolfe wurde mit Verlust zurückgetrieben. Oberhalb Quebec sind die Ufer des Stroms so hoch und so steil, daß die Franzosen sie für unzugänglich hielten; dennoch faßte General Wolfe den kühnen Vorsatz, diese Ufer, die man gewöhnlich die Abrahams-Höhen nennt, zu ersteigen. Er besetzte deshalb, um seine Absicht zu maskiren, vorläufig die der Stadt gegenüber liegende hohe Landspitze Point Louis, und ließ von dort ein heftiges Bombardement auf die Stadt anfangen. Unterdeß wurden die Boote in Etand gesetzt, die Truppen eingeschifft, sie gingen in der Nacht unbemerkt mit umwickelten Rudern vor der Stadt vorbei, und landeten zwei Meilen oberhalb in einer Buch-

Die Soldaten kletterten unter vielen Schwierigkeiten die Höhe hinauf, und die Kanonen wurden mit Hilfe von Seilen und Winden, die man um die Bäume befestigte, hinaufgezogen. Oben fängt die Ebene an, und erstreckt sich bis dicht unter die Wälle der Stadt, und hier ward das merkwürdige Gefecht geliefert, in welchem General Wolfe unglücklicherweise in demselben Augenblick umkam, da seine edle Kühnheit durch den wohlverdienten glücklichen Erfolg gekrönt werden sollte. Die Stelle wo er fiel, ist durch einen großen Stein bezeichnet, auf den ein Meridian gezogen ist.

Ob nun gleich dem großen Wolfe die Einnahme von Quebec so viel zu schaffen machte, und die Festung seitdem noch beträchtlich verstärkt worden ist, so bilden sich doch die Bewohner der vereinigten Staaten ein, daß sie im Fall eines Bruchs mit Großbritannien nur eine Armee hieher zu schicken brauchen, um den Platz sogleich in ihre Gewalt zu bekommen. Arnold hat, nachdem er von seiner verunglückten Expedition gegen diesen Ort unter Montgomery im Feldzug von 1775 zurückkam, überall gesagt, daß er ihn gewiß eingenommen haben würde, wenn er nicht verwundet worden wäre. Wie sehr man aber auch dieses Unternehmen seiner Kühnheit wegen bewundern mag, so fehlt doch sehr viel daran, daß der glückliche Erfolg schon so nahe gewesen wäre, als die Eitelkeit dieses Mannes seine Landsleute überredet hat.

Die Amerikaner gaben, sobald sie vor die Stadt kamen, den Gedanken ganz auf, sie durch eine regelmäßige Belagerung einzunehmen; ihre einzige Hoffnung war, sie den Britten durch einen rasch gewagten Sturm zu entreißen. Die Nacht vom 31sten Dezember war dazu bestimmt, und der Angriff geschah an drei verschiedenen Punkten zugleich. In der Festsung hatte man sich durch die bloße Winterkälte ge-

gen einen ernstlichen Angriff für dermaßen gesichert gehalten, daß die Kanonen auf den Wällen größtentheils von den Lavetten abgehoben waren, und im Zeughause aufbewahrt lagen. Die Garnison war also auf einen Ueberfall durchaus nicht vorbereitet, und doch mußten die Amerikaner ihr Unternehmen aufgeben. Arnold, der das St. Johannissthor forciren sollte, welches hinterwärts nach den Abrahamsstufen geführt, ward verwundet und mit großem Verluste zurückgeschlagen. Montgomery überfiel an dem einen Ende der Unter-Stadt die Wache in der ersten Barriere und kam glücklich hinunter, an der zweiten aber ward er erschossen, und seine Mannschaft zurückgetrieben. Die dritte Division ging über das Eis, und drang auf einer andern Seite in die Unterstadt, die, wie gesagt, sehr bloß liegt: sie hielt sich auch ein paar Tage darin, und steckte einige Gebäude in Brand, ward aber doch ohne Schwierigkeit vertrieben. Die beiden ersten Divisionen wurden durch eine Handvoll Leute zurückgeschlagen. Arnolds Angriff war der thörichteste: denn das Johannissthor ist erstaunlich fest, und von den vorzüglichsten Werken beschützt, so, daß man es nur zu sehen braucht, um zu begreifen, wie unmöglich es ist, ohne schwere Artillerie, woran es den Amerikanern gänzlich fehlte, hier einzudringen.

Es liegt in Quebek jederzeit eine starke Garnison, auch ist der Ort mit ansehnlichen Vorräthen jeder Art versehen. Um die Werke gehörig zu besetzen, werden an 5000 Mann erfordert; die Truppen liegen theils in Kasernen, theils in Blockhäusern, nahe bei dem Cap Diamond. Dies ist der höchste und festeste Punkt, und kann als die Citadelle von Quebek angesehen werden, da er die Stadt und die Ebene vor den Wällen in jeder Richtung bestreicht. Obnerachtet sich der Felsen an 1000 Fuß über die Oberfläche des Flusses er-

hebt, so bekommt man doch, selbst ganz oben, durch Brunnen von mäßiger Tiefe, sehr gutes Wasser.

Außer allen diesen natürlichen und künstlichen Vortheilen zu Vertheidigung des Ortes muß auch die Strenge und die lange Dauer der hiesigen Winter in Anschlag gebracht werden, weil es während dieser Jahreszeit der belagernden Armee unmöglich ist, die Stadt blockirt zu halten, oder Werke gegen sie anzulegen.

Man rechnet in beiden Städten mit Einschluß der Vorstädte 2000 Feuerstellen und also 12000 Einwohner. Eine genaue Zählung von beiden hat lange nicht Statt gehabt. Von den Einwohnern sind Zweidrittheile französischer Abkunft. Die Gesellschaft ist angenehm, und für einen Ort von dieser Größe, zahlreich genug, weil der Gouverneur und mehrere Civilbeamte und Rechtsgelehrte, hier, als in der Hauptstadt von Unter-Canada, wohnen. Die Unterstadt wird größtentheils von Kaufleuten bewohnt, die bei der Schifffahrt interessirt sind, dies ist aber eine unangenehme Gegend. Die Straßen sind eng, schmutzig, und wegen der Höhe der Häuser dumpfig; in denen zunächst am Wasser, ist zur Ebbezeit oft ein unerträglicher Gestank. Die Oberstadt ist zwar auch nicht schön, denn die Straßen sind ebenfalls eng und unregelmäßig; aber sie ist doch angenehm, insofern sie reine Luft hat, und man im Sommer von der Hitze nicht so viel auszustehen hat. Die Häuser sind größtentheils neu und von Quadersteinen, aber klein, von schlechtem Ansehen und dabei unbequem gebaut.

Das Schloß steht an einem freien Plage, um welchen die Häuser drei Seiten eines länglichen Vierecks bilden. Es ist ein ganz einfaches Gebäude von Quadersteinen, und besteht aus zwei Theilen, dem alten und neuen Schloß, die durch einen geräumigen Hof von einander getrennt sind, und von denen keins eine regelmäßige Fronte hat. Das alte Schloß steht

dicht am Rande einer sehr steilen Stelle des Felsens; es ist den Landes-Kollegien eingeräumt, und alle Zimmer sind klein und schlecht. Das neue, das gerade nach dem Platz hinsieht, hat geräumige und ganz artige Zimmer, von denen aber doch keins elegant ist. Hier wohnt der Gouverneur. Uebrigens ist es keinesweges befestigt, wie man gewöhnlich denkt; bloß in dem dazu gehörigen Garten ist längs dem Rande des Felsens eine Brustwehr, auf welcher einige kleine Kanonen aufgestellt sind, die einen Theil der Unterstadt bestreichen. Auf dem Platz vor dem Schlosse paradiert bei gutem Wetter im Sommer alle Abende eins von den Regimentern der Garnison mit Musik, und dann ist dies der Sammelplatz der feinen Welt. Dem Schlosse gegenüber steht das Franziskanerkloster, in welchem nur noch einige wenige Mönche wohnen, und dicht daneben das Jesuiten-Kollegium, in dem gar nur noch ein einziger alter Ordensmann übrig ist. Dieser genießt jetzt ganz allein die Einkünfte von den großen Besitzungen des ehemals in Canada so reichen Jesuitenordens, die nicht weniger als 10000 Pfund Sterling betragen sollen. Dieser alte Mann ist ein Schweizer; er war in seiner Jugend nur Thürhüter im Kollegium, man beförderte ihn aber, weil man einiges Verdienst an ihm bemerkte, und er wurde zuletzt Laienbruder. Er ist in seinem hohen Alter noch außerordentlich gesund, und wegen des vortrefflichen wohlthätigen Gebrauches, den er von seinem großen Einkommen macht, allgemein beliebt. Nach seinem Tode fällt dies der Krone anheim. Die drei Nonnenklöster, (denen auch hier nicht verboten ist, Novizen aufzunehmen) sind wohl besetzt. Nahe bei der Hauptbatterie ist die Planckammer der Ingenieurs, worin viel Modelle und Risse von Quebec und andern befestigten Orten in Canada aufbewahrt werden; es ist ein altes Gebäude, gleich dem daneben befindlichen Versammlungshause des gesetzgebenden Rathes. Das Zeughaus ist in einem andern

Quartiere der Stadt. Es enthält 10000 komplette Waffentrümmern, die ungefähr eben so wie im Tower zu London aufgestellt sind, und fast noch zierlicher und fantastischer. Alles was zum Lebensunterhalt gehört, wird in Quebec aus der umliegenden Gegend in Ueberfluß zu Markte gebracht, und die Lebensmittel sind hier billiger zu haben, als in irgend einer Stadt in den vereinigten Staaten. Für einen Fremden sind auf dem Markt die vielen mit Hunden bespannten kleinen Karren etwas ganz ungewöhnliches. Die Canadischen Hunde sind sehr gut zum Ziehen zu gebrauchen, und fast jede Familie in Quebec hält einen oder mehrere zu diesem Behuf. Sie gleichen ziemlich der Neufundländischen Rasse; nur sind sie breiter in den Weichen und haben kürzere und dickere Beine. Sie sind gelehrt und flug, besonders aber ist ihre Stärke zu bewundern. Ich selbst habe mehr als Einmal gesehen, daß ein einziger Hund einen Mann, der gewiß anderthalb Zentner wog, eine ganze Strecke weit fortzog. In Winter spannt man 6 oder mehrere solcher Hunde vor ein Kariol oder vor einen Schlitten, und macht so ganze Tagereisen mit ihnen. Ehe ich aufhöre von Quebec zu reden, muß ich vor allen Dingen noch der herrlichen Ansichten erwähnen, die man an mehreren Orten in der Oberstadt hat, und die an Größe, Schönheit und Mannichfaltigkeit alles übertreffen, was ich von dieser Art in Amerika oder auch irgend sonst wo gesehen habe. Man sieht hier die Natur in dem größten Maßstabe, und die Einbildungskraft kann sich kaum etwas Erhabneres mahlen, als was sich hier dem Auge des entzückten Zuschauers wirklich darstellt. Ungeheure Felsen, gewaltige Ströme, unwegsame Wälder, angebaute Ebenen, Berge, Seen, Städte, Dörfer ziehen abwechselnd seine Aufmerksamkeit auf sich, und das Mannichfaltige und Unermeßliche des Anblicks verwirrt beinahe die Sinne. Viele ziehen die

Aus.

Aussicht von Cap-Diamond (dem höchsten Punkt, den es hier giebt) allen andern vor, und freilich ist hier die Aussicht weiter, und das Auge überschaut mehr auf Einmal: aber von dieser Höhe herab — denn man steht hier 1000 Fuß über der Oberfläche des Stromes — geht die Größe der Gegenstände, die man wahrnimmt, fast ganz verloren, und man sieht mehr eine Karte der Gegend, als die Gegend selbst. Mir ist daher z. B. die Aussicht von der obern Batterie, welche das Becken bestreicht und an 700 Fuß niedriger liegt, weit lieber. Wenn man sich hier wenige Schritte weit vom Rande des Abgrundes hinstellt, sieht man gerade in den Fluß hinab, und die Schiffe, die nach den Anfuhrten vor der Unterstadt segeln, erblickt man dicht unter seinen Füßen. Der Strom selbst, der 5 bis 6 Meilen breit ist, und den man bis an das entfernteste Ende der Orleans-Insel übersieht, wo er sich zwischen den Bergen, die ihn von beiden Seiten einschließen, verliert, ist das Schönste, was man in der Natur sehen kann; und an einem schönen stillen Sommerabend gleicht er oft einem großen Spiegel, in welchem sich die reichen bunten Farben des Gewölkes, so wie die Bilder aller Gegenstände an den Ufern in einem unbeschreiblichen Glanze darstellen. Dem südlichen, noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Bayen und Vorgebirge ein romantisches Ansehen, und auf dem nördlichen stehen die Häuser, so weit das Auge nur reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur ein einziges Dorf zu seyn scheint. Hier begrenzt eine lange Bergkette die Aussicht, und da man das flache Land zwischen dieser und den Dörfern am Ufer nicht sehen kann, so scheinen die Berge unmittelbar aus dem Wasser empor zu steigen, und die Häuser an den steilen Wänden derselben erbaut zu seyn.

Die Gegenden um die Stadt, die sich in der Ferne so schön ausnehmen, verlieren auch bei einer nähern

Weld's Reisen.

¶

Aussicht nicht, sondern unterhalten das Auge, wenn man durch sie hinspaziert, mit einem Reichthum von schönen Landschaften, die dadurch noch mehr gewinnen, daß man den Bewohnern auch im Äußern Zufriedenheit und Wohlstand ansieht. Wenn also eine Gegend, die eben so fruchtbar als mahlerisch ist, wenn ein angenehmes und gesundes Klima, und ein leidliches Maaß bürgerlicher und religiöser Freiheit ein Volk glücklich machen kann, so darf, zumal in dieser schönen Jahreszeit, der Canadier nicht leicht irgend ein anderes Volk beneiden.

Der Fall des Montmorency-Flusses, und der des la Chaudiere sind noch zwei Gegenstände in der Nähe von Quebec, mit denen ich Sie näher bekannt machen muß. Der Montmorency fließt mit vielen Krümmungen durch eine wilde dickbewaldete Gegend zwischen zackigen Felsen-Üfern, bis er an den Rand eines Abgrundes kommt, von welchem er in einem zusammenhängenden Strom an 240 Fuß fast senkrecht hinabstürzt. Es ist freilich, die Zeit des höchsten Wasserstandes ausgenommen, nur ein dürftiger Fluß, und von einem Ufer zum andern nicht mehr als 50 Fuß breit; weil er aber durch sein jähes Hinabstürzen von dem Felsen zu Schaum zerstäubt, so hat er unten am Falle das Ansehen einer nicht unbeträchtlichen Wassermasse. Das Wasser sieht im Fallen gerade so aus, wie Schnee, der von den Dächern herabgeworfen wird, und scheint eine sehr langsame Bewegung zu haben. Der Staubregen unten ist stark, und wenn die Sonne am Mittag hell scheint, zeigen sich die Regenbogen-Farben darin in der größten Schönheit. Das felsichte Flussbett bildet unterhalb am Falle ein Becken, aus welchem dann das Wasser langsam dem Lorenzstrom, der höchstens 1000 Fuß weit entfernt ist, zufließt. Auch sieht man, wenn man auf diesem Strome bei der Mündung des Montmorency vorüber fährt, den Fall in seiner ganzen Schönheit. Wer aber den Fall unmittelbar am

Fuß desselben sehen will, der muß — weil die Ufer unterhalb desselben fast senkrecht und ganz unzugänglich sind — das Ufer des Lorenzstromes hinab steigen, und am Rande desselben hingehen, bis er an den Felsenspalt kommt, in welchem der Montmorency fließt. Einer der vorigen Gouverneure von Canada, General Haldimand, fand an diesem Katarakt ein solches Wohlgefallen, daß er sich ganz nahe daran ein Haus bauen ließ, aus dessen Fenstern man ihn auf eine sehr vortheilhafte Weise sieht. Vor demselben liegt ein schöner Rasenplatz, der sich bis an den Lorenzstrom hinzieht, und auf den mehrere Lusthäuser gebaut sind, die ebenfalls Aussichten auf den Wasserfall haben. Eines steht oben nahe an dem Rande desselben, und hängt gerade über den Abgrund hinüber, so daß eine Kugel aus den Fenstern wohl 200 Fuß senkrecht hinabfallen würde. Er ruht auf starken Balken, welche in den Seitenwänden des Felsenspalts befestigt sind, und um hinein zu kommen, muß man mehrere Treppen hinansteigen, und über ein Paar hölzerne Gallerien gehn, die auf eben diese Art unterstützt sind. Die Balken, worauf dies kleine Gebäude ruht, sollen nicht mehr recht ehrenfest seyn, daher sich viele Personen nicht mehr hinauf wagen wollen. Wir wußten von dieser Gefahr nichts, unsere ganze Gesellschaft ging auf Einmal hinein, und wir blieben ziemlich lange darin, obgleich das Ganze bei jedem Schritte zitterte. Der Anblick ist von hier aus fürchterlich groß. Der Fall des la Chaudiere ist nicht halb so hoch, dafür hat er aber an 250 Fuß Breite, und die Gegend umher ist weit mahlerischer als am Montmorency. Hier giebt es keine ansehnlichen Bäume in der Nähe, das Auge hat nichts, worauf es einmal ausruhen könnte, man sieht den Wasserfall, und wiederum den Wasserfall, und nichts als den Wasserfall. Beim la Chaudiere hingegen sind die Ufer des Stromes mit den stattlichsten Bäumen bewachsen, und

zwischen den einzelnen Felsenmassen, welche dort herum zerstreut liegen, hat man einige sehr reizende und romantische Aussichten. Der Fall selbst richtet sich freilich nach der Jahreszeit. Ist der Fluß angeschwollen, so kommt eine Wassermasse über den Felsen gestürzt, die den Zuschauer in Erstaunen setzt. Bei trockenem Wetter aber ist er, des wenigen Wassers wegen, sehr ärmlich. Um diese Zeit zieht gewiß ein jeder den Montmorency vor, der überhaupt die Stimmen für sich hat.

Fünf und zwanzigster Brief.

Verfassung und Verwaltung von Canada. — Schätzung der Landes-Ausgaben. — Aus- und Einfuhr. — Abgaben.

Quebek, im August.

Seit der Abtretung von Canada an Großbritannien bis 1774, hingen alle innere Angelegenheiten der Provinz vom Gouverneur allein ab. In diesem Jahre aber verordnete das Parlament, vermittelt der sogenannten Quebec-Bill, daß ein gesetzgebender Rath von 23 Mitgliedern errichtet werden, diesem alle Einrichtungen und Anordnungen, die zum Besten der Provinz erforderlich scheinen dürften, überlassen werden, jedoch nicht ehe Gesetzes Kraft haben sollten, bis sie dem Gouverneur vorgelegt, und an des Königs statt von ihm bestätigt seyn würden. Auflagen durfte jedoch der gesetzgebende Rath nicht machen, ausgenommen zur Unterhaltung der Landstraßen und öffentlichen Gebäude. So wurde die Provinz verwaltet bis ins Jahr 1791, da durch ein

Parlamentsakte, alles was sich in der Quebec-Bill auf die Einsetzung dieses gesetzgebenden Rathes bezog, widerrufen, und dagegen die jetzt bestehende Verfassung eingeführt ward.

Nach derselben ist das Land in zwei verschiedene Provinzen getheilt, in Ober- und Unter-Canada; jenes begreift den westlichen Theil, und hat Niagara, dieses den östlichen, und hat Quebec zur Hauptstadt. Die Grenze zwischen beiden Provinzen bestimmt eine Linie, welche bei Point au Baudet in dem Theil des Lorenzstromes, der der See Francois heißt, in 24° westlicher Länge anfängt, und von da nordwärts nach dem Utawas geht. Die Statthalter beider Provinzen sind ganz unabhängig von einander, nur daß der von Unter-Canada in militärischen Dingen den Vorrang hat, da er gewöhnlich zum General-Lieutenant (Capitaine general) des Königs in Nordamerika ernannt wird. Sie besitzen die ausübende Gewalt, und haben einen vom Könige bestellten vollziehenden Rath zur Seite. Die gesetzgebende Macht beruht auf dem Statthalter, einem gesetzgebenden Rath und einer Versammlung von Repräsentanten. Alle Akten (d. i. Verordnungen) müssen, in derselben Form wie im brittischen Parlament, durch beide Häuser gehen, und werden dann dem Statthalter vorgelegt, der entweder seine Zustimmung erteilt, in welchem Falle sie sogleich Gesetzeskraft erhalten, (jedoch mit Vorbehalt für den König sie im Staatsrath binnen zwei Jahren für ungültig zu erklären) oder der Statthalter versagt auch seine Zustimmung, und stellt die Sache dem Könige anheim. In gewissen bestimmten Fällen sind auch die Akten dieser Häuser der Revision des brittischen Parlaments unterworfen. So muß z. B. jede Akte, welche in der kirchlichen Verfassung der Provinz, wie sie zur Zeit der Einführung dieser Konstitution bestand, etwas abändert, ehe sie die königliche Zusim-

mung erhält, dem brittischen Parlament vorgelegt werden, und kann sie nicht erhalten, wenn binnen 30 Tagen eines von beiden Häusern dem Könige eine dagegen laufende Adresse überreicht. Eben so hat das brittische Parlament das Recht, Handels- und Schiffahrts-Gesetze für die Provinz zu geben, und Ein- und Ausfuhrzölle festzusetzen, die Verwendung der Zolleinkünfte zum Besten der Provinz aber bleibt lediglich der dortigen Gesetzgebung überlassen. Der Gesetzgebende Rath oder das Ober-Haus besteht in Unter-Canada aus 15, in Ober-Canada aus 9 Mitgliedern, welche durch eine vom Statthalter unterzeichnete Vestallung unter dem großen Siegel der Provinz auf Lebenszeit ernannt werden; doch kann der König jene Anzahl von Mitgliedern nach Gutbefinden vermehren. Auch kann er erbliche Titel ertheilen, mit denen das Recht, in dieser Versammlung Sitz und Stimme zu haben, verbunden ist; eben so ist auch die Art bestimmt, wie dieses Recht von Erben übernommen werden muß, und wodurch man desselben verlustig gehen kann. Der König hat aber bis jetzt noch keinen solchen Titel ertheilt. Die Versammlung der Repräsentanten, oder des Unterhauses, besteht in Unter-Canada aus 50, in Ober-Canada aus 16 Personen, und soll nie geringer seyn. Die Mitglieder werden, für das Land und für die Städte, durch die Mehrheit der Stimmfähigen erwählt, welches auf dem Lande die freien Eigenthümer von 40 Schilling rechnet Einnahme, in den Städten die Häuser- und Landbesitzer von 5 Pfund jährlichen Ertrages sind, oder solche die 10 Pfund Hausmiete geben. Um in einem von beiden Häusern zu seyn, muß man 21 Jahr alt und ein gebobrner oder ein naturalisirter Unterthan seyn. Auch darf in's Unterhaus kein Mitglied des Oberhauses und kein Geistlicher, von welcher Kirche er auch sey, gewählt werden. Streitige Fragen über

den Sitz in einem Hause, entscheidet jedes selbst, und Appellation findet nur an den König im brittischen Parla-
 mente Statt; der Statthalter hat das Recht die Sprecher beider
 Häuser ein- und abzusetzen, die Versammlung zu berufen,
 zu prorogiren und aufzulösen. Länger als 4 Jahr darf die-
 selbe Versammlung nicht sitzen; der Statthalter ist dage-
 gen verpflichtet, sie wenigstens alle Jahre Einmal zusam-
 men zu berufen. Die Gerichtsverfassung ist so geblieben,
 wie sie durch die Quebel-Bille eingerichtet ward. Durch die-
 se wurde festgesetzt, daß alle Eigenthümer ihre Grundstü-
 cke unter denselben Bedingungen besitzen sollten, wie sie
 solche vor der Eroberung nach den damals in Canada
 bestehenden Gesetzen erworben hatten, und daß alle
 Streitigkeiten über Eigenthum und bürgerliche Rechte
 nach denselben Gesetzen und Herkommen entschieden
 werden sollten. Für solche Ländereien aber, welche
 der König erst seit der Eroberung verliehen hat,
 gelten die englischen Gesetze, und da die englischen
 Einwohner sich größtentheils auf solchem neuen Lande
 niedergelassen haben; so sind sie diesen französischen
 Gesetzen nicht unterworfen, außer in dem Falle von
 Streitigkeiten mit den alten Bewohnern. Es wäre zu
 wünschen, daß diese alten Gesetze, welche den Armen und
 den Reichen so sehr ungleich behandeln, ganz abgeschafft
 werden könnten; aber bei der Unwissenheit der Franzosen,
 und bei ihrer Anhänglichkeit an die alte Verfassung ist
 daran nicht zu denken. Indem man aber auf diese Art
 die französischen Einwohner durch Aufrechthaltung ihrer
 Civilgesetze zu gewinnen suchte, ward doch, zur großen
 Wohltat für das ganze Land, die brittische Kriminal-
 Verfassung durchgehends eingeführt. Der Statthalter
 oder Vice-Statthalter, die Glieder des vollziehenden
 Raths, die Oberrichter der Provinz und die Richter der
 Kings-Bench, oder wenigstens fünf von ihnen — nur
 daß die Richter des Distrikts, von welchem aus appellirt

wird, nicht dabei seyn dürfen — machen das Appellationsgericht aus, von dem nur in gewissen Fällen noch eine Appellation an den König im Staatsrathe Statt findet.

Um seiner religiösen Meinungen willen kann Niemand irgend eines Rechts verlustig erklärt werden, und die katholische Geistlichkeit darf, zufolge der Quebec-Bill, von den katholischen Einwohnern alle Gebühren und Zehnten erheben, die sie vorher zu erheben hatte, von Protestanten aber oder von den ihnen zugehörigen Ländereien darf sie den Zehnten nicht einfordern. Ruhten auf diesen Ländereien vorher solche Abgaben zur Unterstützung der Geistlichkeit, so werden sie fortbezahlt, aber an die vom Könige dazu bestimmten Personen, um zur Befoldung der protestantischen Geistlichkeit verwendet zu werden. Zu diesem Behufe ist auch 7 des Werthes aller Ländereien, die seitdem verlassen werden, bestimmt. Von diesen Einkünften darf nun der Gouverneur, mit Zuziehung des vollziehenden Rathes, neue Pfarreien stiften, und ihnen, nach der Weise der englischen Kirche, Pfarrkinder zutheilen, welche auch, eben so wie in England, gegen sie kirchenpflichtig sind. Der Klerus der englischen Kirche besteht bis jetzt in beiden Provinzen nur aus 12 Personen, den Bischof von Quebec mit eingeschlossen, und die dissentirende Geistlichkeit ist noch weit schwächer: dagegen besteht die katholische aus 126 Personen, nämlich aus einem Bischof, seinem erwählten Koadjutor, drei General-Vikarien und 126 Pfarrern und Missionarien, die, bis auf 5, alle in Unter-Canada wohnen.

Die Ausgaben der Civil-Liste betragen in Unter-Canada jährlich 20000 Pfund Sterling. Ich habe ein ziemlich ausführliches Verzeichniß derselben vor mir, und ziehe ihnen hier nur die größten Gehalte aus. Der Gouverneur und der Bischof von Quebec, der

aber zugleich Bischof von Ober-Canada ist, haben jeder 2000 Pfund. Der Vice-Gouverneur 1500 Pfund. Der Oberrichter zu Quebec, der zugleich Verrichter der ganzen Provinz ist, 1200 Pfund, und der in Montreal 900 Pfund. Der Obereinnehmer 400 Pfund. Die Gouvernements-Sekretäre jeder 200 Pfund; eben so viel der Oberforstmeister. Jedes Mitglied des vollziehenden Rathes 100 Pfund; eben so viel hat auch der Schulmeister in Quebec und mehrere Unterbeamten ebenfalls. Der Pensions-Etat betrug für das Jahr 1794 — 1782 Pfund. Von diesen 20000 Pfund giebt Großbritannien die Hälfte, und die andere wird von der Provinz selbst, vermittelt der Einfuhrzölle aufgebracht, welche auf starke Getränke, Kaffee, Tabak, Westindischen Zucker, Spielkarten und Salz gelegt sind, natürlich so, daß ein Unterschied zwischen brittischen und fremden Produkten und Einfuhr auf brittischen Schiffen (gewisse Artikel können nämlich unmittelbar aus dem Auslande eingeführt werden) beobachtet wird. In Ober-Canada beträgt die Ausgabe nur vielleicht den vierten Theil. Der Militär-Etat, nebst der Reparatur der Festungen, in beiden Provinzen kostet dem Mutterlande jährlich 100000 Pfund Sterling. Eben so viel die Geschenke an die Indianer und die im Indianer-Departement angestellten Beamten. Diese bestehen in Ober- und Unter-Ausssehern, General-Inspektoren, Sekretären und deren Gehilfen, Magazin-Ausssehern, Aktuaren, Dolmetschern und Proviantmeistern. Wundärzte, Büchschenschniede etc. haben nur noch in Ober-Canada wirklich zu thun, in Unter-Canada sind dies geschäftslose Stellen, also bloße Pfründen (lineure places), weil es fast keine Indianer mehr dort giebt.

Canada führt alle die Artikel ein, deren ein noch nicht selbstständiges, d. i. ein Land, welches noch keine Manufakturen hat, bedarf. Auch Tauwerk von aller

Art, und selbst grobe Eisenwaaren kommen aus der Fremde. Ich führe Ihnen dies besonders an, als etwas das billig nicht Statt haben sollte. Der Boden ist in Canada zum Hanfbau sehr tauglich, und man hat sich viel Mühe gegeben ihn empor zu bringen. Man hat Anweisungen dazu unter die Landleute ausgetheilt, und sie in allen öffentlichen Häusern angeschlagen, doch ist damit bis jetzt noch wenig ausgerichtet: denn es hält außerst schwer diese Franzosen zu etwas Neuem zu bewegen. Eben so hat man an mehreren Orten Eisenerz entdeckt, aber nur an Einem derselben, in der Nähe von Trois-Rivieres, sind noch unter französischer Regierung, kurz vor der Eroberung, die nothdürftigsten Werke angelegt. Diese sind jetzt ein Eigenthum der Krone und verpachtet; wenn aber die jetzige Pacht abgelaufen ist, wird sie niemand wieder übernehmen wollen, weil das Eisenstein-Lager beinahe erschöpft zu seyn scheint.

Einzelne Weberstühle für Leinwand und grobe Tücher findet man häufig in Canada; aber auch von diesen Artikel wird bei weitem das meiste aus Großbritannien eingeführt.

Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Pelzwerk; dann aber auch Weizen, Mehl, Leinsamen, Potasche, Bau-Stab- und Nutzholz aller Art, getrocknete Fische, Del, Sinseng und allerhand Apothekerwaaren. Der Handel zwischen Großbritannien und Canada soll jährlich 7000 Schiffszönnen Last betragen.

Sechs und zwanzigster Brief.

Boden und Klima in Unter-Canada — Fabrication des
 Ahorn-Suders — Dortiger Winter.

Quebek im August.

Der östliche Theil von Unter-Canada, zwischen Quebec und dem Meerbusen St. Lorenz, ist gebirgig; auch zwischen Quebec und der Mündung des Utawas giebt es noch einzelne Berge. Höher den Lorenzstrom hinauf ist aber das Land eben. Einige wenige sandige und steinige Gegenden ausgenommen, besteht der Boden aus einer zehn bis zwölf Zoll hohen Schicht lockerer schwarzer Damm-Erde, die auf einem Bett von kaltem Lehm liegt. Diese Erde ist so fruchtbar, daß sie immerfort reiche Ernten giebt, ohnerachtet die meisten französischen Landleute sie Jahr für Jahr besäen, ohne ihr den geringsten Dünger zu geben; eine Behandlung, bei welcher in den vereinigten Staaten der Boden bald ausgefogen wird, die aber diesem hier nicht geschadet hat. Erst seit wenig Jahren fängt man hier und da an zu düngen, und die besten Landwirthe bedienen sich dazu des Mergels, der an mehreren Orten in der Nähe des Lorenzstroms in großer Menge zu finden ist. Für die kleineren Getreidearten ist der Boden vorzüglich gut, auch der Tabak gedeiht; er ist milder als der maryländische und virginische, und der Schnupftabak davon wird vorzüglich geschätzt. Man baut aber dies Gewächs nur in kleinen Quantitäten zum eignen Gebrauch, und bei weitem der größte Theil des Bedarfs wird eingeführt.

Alle Küchengewächse und die meisten europäischen Obstgärten gerathen sehr gut. Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren sind vorzüglich wohlschmeckend. Letztere sind einheimisch und wachsen in den Wäldern in großer Menge; so auch der Weinstock, aber die wilde Traube ist klein und sauer, und die Beere nicht viel größer als eine gute Johannisbeere. In den Wäldern giebt es eine Menge verschiedener Baumgattungen und darunter mancherlei Arten, die in Europa vermuthlich noch unbekannt sind. Von Birken, Eichen, Küstern, Eschen, Tannen, Ahorn, Kastanien und Wallnüssen, giebt es mehrere Arten. Auch vom Zuckerahorn, diesem für Canada unschätzbaren Baum, der nur in gutem Boden gedeiht und doch fast überall angetroffen wird, hat man zwei Arten, den Sumpf-Ahorn und den Berg-Ahorn, der auch wegen seines inwendig gestreiften und geringelten Holzes der krause Ahorn (curled maple) heißt. Der erstere giebt nach Verhältniß der Größe mehr Saft; der aber nicht so zuckerreich ist. Aus sieben bis acht Gallonen*) desselben enthält man Ein Pfund Zucker, dagegen vom Berg-Ahorn schon zwei höchstens drei dazu hinreichen.

Man rechnet, daß ein Baum von 20 Zoll im Durchmesser jährlich 5 Pfund Zucker liefert, und es giebt Bäume, die dies 30 Jahre lang gethan haben. Nach sechs- bis siebenjähriger Nutzung nimmt die Menge des Saftes sogar zu; doch ist er dann nicht mehr so zuckerreich, und der Ertrag bleibt sich also ziemlich gleich. Die beste Methode ist, daß man mit einem großen Bohrer ein schräge hinaufgehendes Loch von 1 bis 1½ Zoll Durchmesser und 2 bis 3 Zoll Tiefe macht, die gewöhnlichste aber, daß man ihm einen

*) Ein Gallon enthält 213 Kubik-Zoll englisch oder 194½ Kubik-Zoll rheinländisch also 2½ beinahe drei, Berliner Quart. R.

breiten Hieb mit der Art beibringt. Bäume, die auf die letztere Art behandelt werden, sterben zwar weit schneller ab, man zieht aber doch dieses Verfahren vor, weil der Saft dabei schneller ausläuft, und es dem Landmann, da das Anzapfen der Bäume zu Anfange des Frühjahrs geschehen muß, wo er ohnedies sehr beschäftigt ist, darauf ankommt, mit dem Zuckergeschäfte nicht viel Zeit zu verlieren.

Auf dem Lande kennet man in Canada keinen andern Rohzucker als diesen, und auch die Städter bedienen sich dessen am meisten. Es wird in großen Brodten, das ist, in der Form, die er von dem Gefäß annimmt, worin er eingekocht wird, von den Landleuten ordentlich zu Markte gebracht. Die Brodte haben eine sehr dunkle Farbe, wenn aber der Zucker gerieben ist, sieht er heller aus, ziemlich wie westindische Muskowade. Der Ahornzucker läßt sich auf die beim westindischen übliche Art vollkommen raffiniren, und er giebt dann den besten Sorten, weder an Süßigkeit, noch an Geschmack, noch an Ansehen etwas nach.

Hierüber hat der erste Hospital-Arzt in Quebec, Doctor Nooth, eine Menge Versuche angestellt, und zeigt, zur Ueberzeugung der unglaublichen Canadier, große Klumpen vor, die an einem und demselben Stück den Ahorn-Zucker in verschiedenen Stufen der Raffinirung sehen lassen: der untere Theil ist nemlich ein Stück brauner Rohzucker, der mittlere ist schon gelbirt, und der obere ganz raffinirt *). Er hat zugleich berechnet, daß allein der Verkauf des Sirups die Kosten des Raffinirens decken würde. Die bisherigen Versuche mit Manufakturen dieser Art sind zwar mißlungen, aber nur, weil sie von Schwindlern ohne Kapital und Sachkenntniß angelegt wurden.

*) Nimmermehr! Hier ist der Verfasser offenbar unrecht berichtet.
Der Herausgeber.

Eben so klar ist es wohl, daß auch für die erste Arbeit mit großem Vortheil Manufakturen müßten angelegt werden können, und daß, bei einem zweckmäßigen Verfahren im Großen, der Ahornzucker bald ein wichtiger Ausfuhrartikel werden könnte. Hieran ist um so weniger zu zweifeln, da jetzt schon einzelne Familien, die den Saft oft von einer ziemlichen Entfernung im Walde nach ihrer Wohnung hinschaffen und ihn dort kochen, Zucker, der dem Westindischen an Güte gleich, um einen weit geringern Preis zu Markte bringen. Wie viel Arbeit würde sich durch eine geringfügige erste Auslage nicht ersparen lassen, wenn die Sache im Großen betrieben würde! Diese Angelegenheit ist jetzt in den vereinigten Staaten mehr als in Canada zur Sprache gebracht; man hat dort die Schwierigkeit, Menschen und Pferde so lange Zeit in den Wäldern zu unterhalten, als ein unübersteigliches Hinderniß angesehen, und vielleicht mit Recht, in Canada kann aber hiervon gar nicht die Rede seyn. In dieser Provinz giebt es, in verschiedenen Gegenden, mehrere Strecken Ahorn-Land, jede von 5000 Morgen Landes, die, dieses großen Umfanges ohnerachtet, in keinem Punkt mehr als 6 englische Meilen von einem volkreichen Dorfe entfernt sind. Die ganze Arbeit, das Kochen mit eingerechnet, dauert 6 Wochen; welche Schwierigkeit kann es also haben, diese Zeit über Menschen und Pferde mit Lebensmitteln zu versorgen, und ihnen einige Hütten zu bauen? Den Saft von den Bäumen nach den Siedehäusern hinzuschaffen, ist jetzt freilich sehr mühsam, bei einem regelmäßigen Verfahren würde das aber weit weniger Arbeit erfordern. An verschiedenen Stellen der Pflanzung müßten Siedehäuser erbauet werden, und hiezu wären bloße Schoppen hinreichend: den aufgefundenen Saft könnte man in hölzernen Rinnen zu großen Behältern hinleiten und Wege durchhauen, damit die Karren mit

den Gefäßen leicht von einem dieser Behälter zum andern kommen könnten; und wenn man vollends erst so weit wäre, die Bäume nach der Schnur, in Reihen, gepflanzt zu haben, so würde Alles noch weit leichter seyn, und diese ganze Anlage würde fürerst keine andre Auslage erfordern, als was die Anschaffung der hölzernen Tonnen, Kübel, Rinnen und die kleinen Röhren kosten würden, welche, zu Abzapfung des Saftes, in die angebohrten Baumstämme gesteckt werden.

Jetzt findet man in Canada nur hie und da mehrere Morgen Landes auf einem Fleck beisammen, die ganz mit Zuckerahorn allein bewachsen sind; gewöhnlich aber steht dieser Baum mit andern vermischt, z. B. auf Einem Morgen unter vielen andern nur 30 bis 50 Ahornbäumer. In einer geringen Entfernung vom Strome kann man Tausende solcher Morgen Landes für weniger als Einen Schilling den Morgen kaufen. Rechnet man nun auch nur 25 Bäume auf jeden Morgen, und auf jeden Baum 5 Pfd. Zucker jährlich, so lassen sich schon jetzt, auf einem Strich von 5000 Morgen, 5580 Cent. Zucker gewinnen. Ich sage schon jetzt, denn die andern Bäume können doch nach und nach weggeschafft und Ahorn an ihre Stelle gesetzt werden. In 20 Jahren ist der Baum so weit, daß er seine 5 Pfd. Zucker giebt, und da er im Durchschnitt 20 Jahre lang eine solche jährliche Ausbeute liefert, so hat man immer wieder einen zapfbaren Baum, wenn ein alter unbrauchbar geworden ist.

Man macht übrigens aus dem Saft auch einen Essig, der dem besten französischen Weinessig an Säure nichts nachgiebt, und der dabei einen viel angenehmeren Geschmack hat. Auch giebt er Bier, das unserm aus Malz bereiteten Biere um nichts nachsteht: endlich taugt er auch zu trefflichem Brantwein.

Die Luft ist in Unter-Canada sehr rein, und das Klima, besonders in dem gebirgigen Theil ostwärts

von Montreal, so gesund wie das von Neu-England; nur in dem obern, westlichen Theile sind intermittirende Fieber sehr häufig, wie das fast in allen Gegenden der vereinigten Staaten südwärts von Neu-England, zwischen dem Ocean und den Gebirgen, der Fall ist.

Die Extreme von Hitze und Kälte sind in Unter-Canada außerordentlich; im Sommer steht das Thermometer oft auf 96° Fahrenh. und es vergeht selten ein Winter, wo nicht das Quecksilber selbst gefriert. Dagegen weiß man hier nichts von jener schnellen Veränderung in der Temperatur der Luft, die in den vereinigten Staaten so gewöhnlich und der Gesundheit so nachtheilig ist. Die unangenehmste Zeit ist vom Anfang Novembers an, bisweilen auch schon am Ende Octobers, wenn es anfängt zu schneien. Dann ist die Luft kalt und rauh, der Himmel trübe, und es vergehn selten 2 Tage ohne Schnee oder Hagel. Am Ende der ersten oder zweiten Woche des Decembers sind aber gewöhnlich die Wolken verschwunden, der Frost stellt sich ein, und der Himmel glänzt Wochenlang ununterbrochen im schönsten Blau, ohne von einem Wölkchen getrübt zu werden. Der Januar ist der kälteste Monat, und da giebt es allemal einzelne Tage, wo man ohne Gefahr ein Gliedmaß zu erfrieren, in freier Luft nicht ausdauern kann. Dergleichen vorzüglich kalte Tage folgen aber nicht unmittelbar auf einander, sondern dazwischen ist oft das Wetter so gelind, daß man in den Mittagsstunden, wenn man sich in freier Luft bewegt, den dicken Pelz ablegen kann, den man sonst außer dem Hause immer trägt.

Die Furcht vor einem hiesigen Winter, die niemand zu verargen ist, der keine strengere Kälte kennt, als wir in England haben, verliert sich übrigens, wenn man ihn nur erst Einmal mitgemacht hat, und man begreift alsdann, wie es zugeht, daß die Einwohner diese Jahreszeit allen übrigen vorziehen. Zuerst weiß man sich

England ;
ermittiren-
Gegenden
England ;
Fall ist.
in Unter-
das Ober-
geht selten
ist gefriert.
nellen Ver-
n den ver-
undtheit so
um Anfang
nde Octo-
ist die Luft
ergehn sel-
der ersten
gewöhnlich
ein , und
ochen im
getrückt zu
; und da
ne Gefahr
ausbauern
aber nicht
ist oft das
den , wenn
lz ablegen
r trägt.
die nie-
älte kennt,
ns , wenn
d man be-
ohner die-
weiß man
sich

sich gegen die Kälte gar trefflich zu schützen. In grossen Häusern hat man vier bis fünf Defen auf dem Flur und in den untern Zimmern, und aus diesen Defen sind Röhren in verschiedenen Richtungen durch die oberen Zimmer geführt. Ausserdem findet man häufig in den unteren Zimmern noch Kaminfeuer, aber mehr um des behaglichen Anblicks als der Wärme wegen. Man hat ferner durchgehends doppelte Thüren, und in freistehenden Häusern auch doppelte Fenster, und zwar nicht, wie in England, Aufschiebe, sondern sogenannte deutsche oder Flügel-Fenster, welche im Winter die Kälte besser abhalten, und im Sommer mehr Luft hineinlassen als die englischen. In der Freien hinaus geht niemand ohne vom Kopf bis zum Fuß in Pelz gehüllt zu seyn: die Mütze bedeckt Ohren und Nasen völlig und läßt vom Gesicht nur Augen und Nase frei; der dicke und weite Pelzmantel schüßt den ganzen Leib, und ausserdem trägt man noch einen Muff und Schuhe und Handschuhe von Pelzwerk. Dann aber, und das ist die Hauptsache, ist der Winter die eigentliche Zeit des Vergnügens. Das helle Frostwetter hat sich kaum eingestellt, so läßt man alle Gedanken an Geschäfte fahren, und Jedermann geht nur seinem Vergnügen nach. Man ladet sich einander ein, und bringt den Tag mit Musik, Tanz, Kartenspiel und allerhand geselligen Freuden hin. Man besucht seine entfernten Freunde zu Schlitten, welches eine angenehme und unglaublich schnelle Art zu reisen ist, indem man, ohne Pferde zu wechseln, leicht achtzig Meilen an einem Tage machen kann. Die hiesigen Schlitten sind auf zwei Personen und den Kutscher eingerichtet; man spannt gewöhnlich nur Ein Pferd vor, und wenn man zwei nimmt, so gehen sie hinter einander. Der Form und Verzierung nach kann ein Schlitten von dem andern auf tausendfältige Art verschieden seyn, und darinn sucht es hier zu Lande einer dem andern zuvorzuthun.

Welt's Reisen.

Im allgemeinen giebt es zwei Arten davon, offene und bedeckte. Beide gehen auf eisernen Rufen; der Kasten gleicht bei der andern einem Bauernwagen, aber mit einem Verdeck von Pelzwerk, welches lehtere die Kälte wirksamer als jede andre Decke abhält. Vergleichene bedeckte Schlitten werden jedoch nicht anders als zu Abendpartien gebraucht: denn beim Schlittensfahren ist es eine Hauptsache, daß man frei um sich sehen und auch selbst gesehen werden könne, und deshalb erscheinen die Damen dabei immer in ihren prächtigsten Pelzkleidern. Da der Schlitten im Lauf gar kein Geräusch macht, so hat man, um Unglück zu verhüten, entweder ein Geldut am Geschirr oder einen blasenden Vorreiter. Dies und die sehr schnelle Bewegung erheitert ungemein, und man sieht in einem Schlitten selten ein trübes Gesicht. Die Canadischen Pferde ertragen die strenge Kälte auf eine bewundernswürdige Art. Zu einer Zeit, wo der Brantwein friert, können sie stundenlang ohne Decke in freier Luft stehn, und springen doch, wenns weiter geht, so munter als mitten im Sommer. Nicht so unempfindlich gegen die Kälte sind die andern Hausthiere. Diese sperrt man den Winter hindurch sämmtlich, das Gervieh mit eingeschlossen, in einen einzigen großen Stall, damit sie einander warm halten, und damit man den Winter über nicht mehr als nöthig durchzufuttern braucht, so schlachtet man gewöhnlich beim Eintritt des Frostes so viel großes und kleines Vieh, als man bis zum Anfang des Frühlings zu verzehren gedenkt. Das Fleisch wird in die Erde vergraben, mit Schnee bedeckt, und wenn man etwas davon bedarf, einzeln hervorgeholet; eben so vergräbt man auch Gartengewächse und es hält sich den ganzen Winter hindurch sehr gut. Auf den Märkten ist deshalb auch im Winter alles vollauf und sehr wohlfeil, denn die Bauern haben außer den Marktfahren nichts zu thun;

von ihren Vorräthen kann ihnen weder da, wo sie solche aufbewahren, noch auf dem Wege nach der Stadt etwas verderben, und so strömen sie, wohl versehen, auf ihren Schlitten in großer Anzahl herbei.

Der Winter währt in Quebec und in den östlichen Gegenden wohl drei Wochen länger als in Montreal und weiter westwärts. Am Ende des April, bisweilen auch erst im Mai, fängt es an zu thauen, aber sehr rasch. Der Schnee verschwindet bald; aber lange währt es, ehe die ungeheuren Eisklumpen in den Strömen schmelzen. Der Anblick, den der Lorenzstrom um diese Zeit darbietet, ist furchtbar. Zuerst fängt das Eis an zu plagen, mit einem Knalle, der einem Kanonenschusse nichts nachgiebt. Dann, wenn das Wasser durch den geschmolzenen Schnee anschwillt, bricht es und strömt, mit schrecklichem Ungestüm, den Fluß hinunter. Durch die Inseln und an den seichten Stellen wird es aber in seinem Laufe öfters aufgehalten, und wenn erst Eine große Scholle fest sitzt, treiben andere daran und es werden oft ungeheure Haufen über einander gethürmt, die mehrere Ellen hoch über dem Wasser hervorragen. Bisweilen löst der Wind diese Eisberge von den Inseln oder Felsen; an denen sie sich ansammeln, ab; und treibt sie in einer festen Masse den Strom hinunter; stoßen sie auf ihrem Wege gegen einen Felsen längs der Küste, so ist das Krachen fürchterlich. Bisweilen bleiben sie da stehn, wo sie sich festgesetzt haben und sperren die Schiffahrt auf dem Strom noch Wochenlang, wenn schon auf dem Lande keine Spur vom Frost mehr zu sehen ist. Dabei reichen große Eisschollen oftmals so weit über den Fluß hinüber und sind so haltbar, daß die Leute welche in Rähnen übersehn, sich nicht etwa die Mühe geben sie zu umfahren, sondern sie legen am Eise an, steigen aus, ziehen ihre Kanots hinüber und schieben sie auf der andern Seite

te wieder ins Wasser. So lange noch Eis im Strom ist, fährt kein Schiff hinauf oder hinunter, denn eine solche Eismasse ist eben so gefährlich als ein Fels.

Sobald der Winter vorüber ist, sind die Fortschritte der Vegetation schnell. Kaum ist der Frühling erschienen, so ist auch schon der Sommer da. In wenigen Tagen sind die Felder mit dem reichsten Grün bedeckt und die Bäume belaubt; die Gartenfrüchte folgen einander sehr rasch, und das Korn welches im Mai gesät ist, giebt schon am Ende des Juli eine reiche Ernte. Diese Jahreszeit mit ihrer schönen Mischung von Frühling und Sommer, ist über alle Beschreibung angenehm. Die Natur erscheint in ihrem heitersten Kleide, und dabei ist die Hitze niemals drückend, das Thermometer steigt selten über 84° Fahrenh. Im Juli und August wird das Wetter wärmer, und es giebt einige unerträglich heiße Tage; das Thermometer steigt bis 96°. Doch ist hierinn ein Jahr von dem andern sehr verschieden. Die ganze Zeit über, während ich im Lande war, stand es nie über 88 und den größten Theil des Juli und August nur auf 80; ja es stieg zwischen Quebec und Montreal viele Tage lang nicht über 65. Auch der Herbst ist eine sehr angenehme Jahreszeit in Canada.

Sieben und zwanzigster Brief.

Landeigenthum in Canada. — Vergleichung dieser Provinz und der vereinigten Staaten für die, welche nach Amerika auswandern. — Reise nach Stoneham Township bei Quebec.

Quebec.

Alles Land in Canada, welches zur Zeit der französischen Regierung angebaut war, oder damals ver-

liehen wurde, gehört zu gewissen Herrschaften (Seigneuries) welche zwar sehr groß sind, aber doch dem Besitzer kein übermäßiges Einkommen gewähren. Dieses entsteht ihm aus den Landemien, welche auf seinem Gebiet die Bauern, als Vasallen, bei jeder Veränderung des Eigenthums entrichten müssen, zum Beispiel: wenn einer bei Lebzeiten seinen Hof unter seine Söhne theilt, oder wenn ein anderer als sein leiblicher Sohn ihm auf seinem Erbe folgt, oder auch wenn neues Land an Vasallen ausgegeben wird, und ferner aus dem Ertrag der Mühlen, die dem Grundherrschaft gehören, der damit ein oft sehr lästiges Zwangsrecht über die Vasallen ausübt. Diese Rechte der Grundherren, besonders was die Größe der Landemien betrifft, sind keineswegs so genau festgesetzt, daß nicht die geldgierige Willkühr einen sehr freien Spielraum hätte. In der ersten Provinzialversammlung saßen einige englische Mitglieder von ausgezeichneten Talenten sehr deutlich auseinander, wie billig und zugleich wie klüglich gehandelt es seyn würde, die Dienste sowohl als die Abgaben, welche Vasallen dem Grundherrschaft zu leisten hätten, genau zu bestimmen und öffentlich bekannt zu machen; allein die französischen Mitglieder, von denen viele selbst Grundherren waren, hielten es für vortheilhafter, wenn ihre Rechte noch ferner unbestimmt blieben, und so fiel der Antrag durch. Dies mag wohl die vornehmste Ursache seyn, warum, ohnerachtet schon mehrere dieser Herrschaften in den Händen der Engländer sind, man dennoch fast gar keine englische Bauern darauf antrifft, sondern diese sich neues Land von der Krone geben lassen, so sonderbar man auch in dieser Provinz hiebei verfährt. Der zu jenen alten Herrschaften gehörige Grund und Boden ist nemlich das einzige Landeigenthum in Canada, wozu man einen unbestreitbaren und völlig sichern Besitztitel hat: denn sie wurden den Ei-

genthümern, mit allen daran hangenden Rechten und Observanzen, vermittelt der Quebeckbill förmlich zugesichert; dagegen seit der Eroberung bis jetzt ein Jeder, der bei der Krone um neues Land einkommt, nur vom Gouverneur ein Certificat seiner Besignehmung oder einen Erlaubnißschein sich dort anzubauen erhält; ein förmliches Instrument aber, worin der Besigtitel klar ausgedrückt wäre, ist noch niemals ausgefertigt worden. Auf diese Art ist dies nur ein prekärer Besitz; denn wenn es einem Gouverneurseinfiele, diese Grundstücke im Namen der Krone zu reklamiren, so brauchte er dies nur öffentlich zu erklären, und alle Ansprüche der Inhaber wären durch diese bloße Erklärung auf Einmal vernichtet. Daher kommt es denn, daß unter allen, die es sich beträchtliche Summen haben kosten lassen, Townships (Strecken wüsten Landes, gewöhnlich 10 Meilen ins Geviert) anzukaufen und die ersten Arbeiten darauf verrichten zu lassen, noch nicht Einer auch nur einen einzigen Morgen Landes zur Schadloshaltung für seine Kosten hat verkaufen können; weil beim Verkauf Niemand einen Grundbrief aufweisen und also seinen Käufer nicht sicher stellen kann. Zwar ist allen Inhabern solcher Townships von Seiten der Regierung versprochen, daß sie ihre Instrumente erhalten sollen, auch sind sie überzeugt, daß dies früher oder später wirklich geschehen wird, bis jetzt aber haben sie noch vergeblich darauf gewartet.

Man hat verschiedene Ursachen angegeben, welche die Regierung zu diesem Verfahren bewogen haben könne. Unter andern hat man vermuthet, sie wolle dadurch verhindern, daß in Canada die Spekulationen und das Spiel mit Ländereien nicht so hoch steigen solle als in den vereinten Staaten. Man weiß was dort mit diesem Spiele für Schwindeleien und Betrügereien getrieben worden sind, wie mancher schon dadurch ruinirt worden ist, und in der Folge noch

ruinirt werden wird. Diejenigen, welche auf diese oder jene Weise zum Besitz ungeheurer Striche wüßten Lande gelangt waren, veranstalteten auf den Märkten erdichtete Nachfragen nach Land, wodurch der Preis sehr weit über den innern Werth stieg und nahmen dann die Gelegenheit wahr, das ihrige mit übermäßigem Vortheil zu verkaufen. Bei diesem Handel sind oft 3 Millionen Morgen in der Hand eines einzigen Mannes gewesen, ja es giebt einzelne Fälle, daß Leute auf diese Weise 6 Millionen besessen haben. Auf diesem Wege hat mancher einen ungeheuern Reichtum zusammengehäuft, das Beispiel hat gereizt, und viele haben den Versuch gemacht Land im Großen zu kaufen, und es zu kleinern Theilen um einen sehr erhöhten Preis loszuschlagen. Durch diesen Handel ist der Nominalwerth der Grundstücke so hoch gestiegen, daß große Landstriche, wo vor zehn Jahren der Morgen für wenig Pence verkauft worden war, unlängst einen Dollars und mehr der Morgen galten, eine Steigerung im Preise, den die zunehmende Bevölkerung allein gewiß nicht veranlassen würde. Grundstücke gingen wie Waaren durch ein Duzend Hände, ehe das geringste zu Urbarmachung derselben geschehen war; und vielleicht ohne daß einer von den Besitzern je auf 500 Meilen weit wirklich in der Nachbarschaft gewesen wäre, dagegen der endliche wirkliche Anbauer oft des Wuchers wegen, den die frühern Verkäufer damit getrieben hatten, für seinen kleinen Fleck oft einen übermäßigen Preis bezahlen mußte *). Ohne

*) Im Anfang des Jahres 1796 war dieses Spiel aufs höchste gestiegen, und der durch seine Klugheit sich so sehr auszeichnende General Washington, welcher einsah, daß der eingebildete Werth der Grundstücke nun in vielen Jahren nicht höher würde steigen können, bot damals alle seine Ländereien, Mount Vernon ausgenommen, zum Verkauf aus. Der Erfolg zeigte wie richtig er gerechnet hatte. Am Ende des Jahres mußte einer von den größten Landhändlern sich aus dem Staube machen, dieser Jan-

Zweifel entstehen aus dergleichen Speculationen, wenn sie auf diese Art und so hoch getrieben werden, große Uebel für die bürgerliche Gesellschaft, und es war also wohlgethan, daß die Regierung diesem Uebel in Canada zuvorzukommen suchte. Da aber die Veranlassung dazu blos darinn liegt, daß einzelnen Personen große Strecken wüsten Landes verliehen werden, ohne daß man ihnen die geringste Verpflichtung auferlegt, es wirklich anzubauen; so hätte man, ohne zu einer so harten Maaßregel zu schreiten, welche Mißtrauen erregt und den Landbesitzer hindert irgend etwas zur bessern Benützung seiner Grundstücke zu thun, dem Uebel entweder durch Beschränkung der auszugebenden Besitzungen auf eine bestimmte Morgenzahl, oder, durch zweckmäßige Klauseln in den Lehnbriefen zuvorzukommen können. Das letztere Mittel ist auch der Aufmerksamkeit der Regierung nicht entgangen; es wird in jedem Erlaubnißschein zur Bedingung gemacht, 40 Pflanzler auf die Township anzusetzen; allein die Klausel ist unzulänglich, weil darin keine bestimmte Frist angegeben ist. Andere meinen, man holte die Besitztittel zurück, um die Auswanderung der Royalisten und der andern kürzlich aus den vereinigten Staaten eingewanderten Amerikaner zu verhindern. Man hat diesen Leuten nicht nur Townships, sondern auch kleinere Grundstücke, besonders in Ober-Canada, bis auf 100 Morgen herunter gegeben; sie haben sie in guten Stand gesetzt, und sind nun, wie man meint, desto fester an dieselben gebunden, wenn sie nicht die Arbeit mehrerer Jahre, ohne die geringste Schadloshaltung im Stich lassen wollen. Allein die Royalisten, die von ihren ehemaligen Mitbürgern vertrieben worden sind, würden wohl in jedem Falle bleiben;

del erlitt einen tödtlichen Stoß, Bankerotte gingen wie Lauffener durch alle große Städte, und Leute welche angefaugen hatten Palläste zu bauen, mußten sich bequemen im Gefängniß zu logiren.

und auch die andern muß dasselbe Interesse, welches sie nach Canada geführt hat, auch dann noch, wenn ihre Grundstücke ein disponibles Eigenthum wären, in dieser Provinz zurück halten. In Canada ist nemlich das Land noch immer wohlfeiler als in den vereinigten Staaten, und wird es noch lange bleiben, weil dessen, in Verhältniß gegen die jetzigen Einwohner, noch weit mehr vorhanden ist. In den vereinigten Staaten bekommt man jetzt nirgend Land ohne Befählung, und wo der Boden gut ist, und schon einige Niederlassungen vorhanden sind, geht der Preis für so viel Land, als zu einem mäßigen Bauergut erfordert wird, schon in die Hunderte von Dollars. In Canada hingegen braucht man sich nur an die Regierung zu wenden, und bekommt nach Ablegung des Unterthaneneides sogleich hundert Morgen des besten Landes in der Nähe anderer Niederlassungen umsonst. Keine Besorgniß ist auch um deswillen ganz unnöthig, weil, wenige einzelne Menschen aus den Städten angenommen, kein Canadier (die doch durch Mangel an Befugniß, über ihr Eigenthum zu disponiren, nicht gebunden sind) nach den vereinigten Staaten auswandert, dagegen jährlich eine Menge von Menschen aus diesen nach Canada einwandern. Dies letztere würde noch viel häufiger geschehen, wenn jenes seltsame System nicht Statt fände; denn es kommen jährlich sehr viele von dorthier auf Kundschaft, und gehen bloß deshalb ganz verdrießlich zurück, weil sie nicht einmal für baares Geld Land als vollkommenes Eigenthum erhalten können. Eine andere Erklärung jener Maafregel der Regierung ist, daß man dadurch die Einwohner überhaupt und besonders die eingewanderten Amerikaner, gegen die man, trotz ihres Huldigungseides, immer noch argwöhnisch ist, desto sicherer im Zaum zu halten glaubt. Ich sehe aber nicht ein, warum man diese Leute, denen man ja gar keine Ländereien einzuräumen nöthig hatte, hereinließ,

wenn man ihnen nicht trauen wollte, und noch weniger sehe ich ein, warum man dieselbe harte Maaßregel auf die alten Unterthanen ausdehnt, die dem Mutterlande unter den größten Versuchungen zur Empörung treu geblieben sind? Oder, glaubt man, daß, weil die Amerikaner sich ehemals, zur Zeit einer schändlichen Bedrückung, empört haben, sie auch dann zum Aufruhr geneigt seyn würden, wenn man sie noch unabhängiger machte als sie jetzt schon sind? so dünkt mich das eben so lieblos als unstatthaft geurtheilt; ganz im Gegentheil wäre es, meines Erachtens, das sicherste Mittel, sowohl sie als die andern Unterthanen noch treuer und anhänglicher zu machen, wenn man ihnen den Besitzstand ihres Eigenthums unwiederruflich zusicherte; denn alsdann würde zwischen dem Zustande der Eingefessenen von Canada und der Bürger in den vereinigten Staaten keine so verhasste Parallele gezogen werden können als jetzt; alle wesentliche Rechte und Freiheiten wären nun hier eben so unbeschränkt als dort, und diese eigennützigsten aller Menschen würden gewiß an keine Empörung denken, wo nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren wäre.

Wie sehr diese Maaßregel die Kultur des Landes im Vergleich mit den angrenzenden Staaten zurückhält, ist augenscheinlich, und fast eben so gewiß ist es, daß, wenn man hierin zweckmäßige Anordnungen trafe, das Land in kurzem eine ganz veränderte Gestalt gewinnen, und sich so schnell aufnehmen würde, als kein Theil von Nordamerika sich rühmen kann. Die Einwanderungen aus den vereinigten Staaten ungerechnet, ist auch höchst wahrscheinlich, daß alsdann viele von denen, welche Großbritannien und Irland verlassen, sich lieber hier, als in den vereinigten Staaten ansiedeln, und daß dem Mutterlande nicht mehr, wie es jetzt der Fall ist, Tausende von schätzbaren Bürgern

jährlich entzogen werden würden. Welches sind denn die großen Vortheile, um derentwillen man aus Großbritannien nach den vereinigten Staaten zieht? Wenn wir Herrn Cooper hören, der immer angeführt wird, wo von dieser Sache die Rede ist, und der allerdings, im Ganzen genommen, die beste Autorität seyn mag, so laufen sie darauf hinaus: „daß die Regierung gut und populär ist, daß die Abgaben mäßig sind und man von Zehnten und Accise nichts weiß, daß man sich um die Religion eines Menschen gar nicht und um seine politischen Meinungen sehr wenig bekümmert, daß das gemeine Volk nicht so verderbt ist, und man den widrigen Kontrast nicht kennt, den der höchste Grad des Elends, und die damit verbundene Niederträchtigkeit, unmittelbar neben der ausgelassensten Verschwendung, und der thörichtesten Pracht bildet; und endlich, was die Hauptsache ist, daß jeder, der sich in Amerika niederläßt, nicht im mindesten sorgen darf, wie er seine Kinder ernähren will, oder wie sie in der Folge durchkommen möchten.“ Ein Jeder, der die vereinigten Staaten bereiset hat, muß gestehen, daß in der vorstehenden Stelle Herr Cooper sehr partiisch spricht, daß das, was er von Sittlichkeit und guter Ordnung ganz allgemein behauptet, höchstens nur von den Bewohnern der kultivirtesten Gegenden des Landes gilt; daß über politische Gegenstände nirgends so heftig und so bitter gestritten wird, und daß der Parteigeist nirgends wüthender ist als dort unter allen Ständen. Um Sittlichkeit und Mäßigung steht es in Canada sicherlich weit besser. Und wenn wir auf den Punkt sehen, auf welchen er das größte Gewicht legt, „leichte und sichere Befriedigung aller physischen Bedürfnisse“, so ist unstreitig Canada, sobald es dort ein sicheres Landeigenthum geben wird, ein weit besserer Zufluchtsort als die vereinigten Staaten. Hier ist das Land wohlfeil und

im Steigen begriffen, welches in den vereinigten Staaten auf lange Zeit unmöglich ist; hier finden junge Leute, die eine Kunst oder ein Geschäft, welches in Amerika betrieben werden kann, verstehen, weit mehr Aufmunterung: hier ist bei dem niedrigen Preise der ersten Bedürfnisse, auch die erste Auslage eines Pflanzers weit geringer, und ein Mann von mäßigem Vermögen kann also besser für seine Familie sorgen und aller Knechtschaft ihrentwegen eben so vollkommen überhoben seyn als in den vereinigten Staaten. Die Abgaben sind sehr gering; an Religionshaß oder Druck ist hier, wo alle Parteien einander völlig gleich sind, gar nicht zu denken. Nur in dem einzigen Falle, der aber vielleicht in der ganzen Provinz nicht existirt, daß ein Dissenter Grundstücke inne hätte, welche zu französischen Zeiten den Zehnten entrichtet haben, müßte dieser ihn auch an die bischöfliche Kirche entrichten, und nächst dem auch noch den Geistlichen von seiner eigenen Konfession bezahlen, welches letztere indeß in ganz Amerika überall geschieht. Es giebt aber außerdem noch einen andern Umstand, der für einen englischen Emigranten von Wichtigkeit seyn und ihn für Canada entscheiden muß, und das ist der, daß er sich hier unter seinen Landsleuten befinden kann. Herr Cooper selbst rath seinen Freunden, sich da niederzulassen wo sie einige Engländer in der Nähe haben, ohne Zweifel um in ihrer Gesellschaft desto weniger von der peinlichen Erinnerung gequält zu werden, daß sie ihrem Vaterlande ganz entsagt und sich unter ein prälerisches, unwissendes und anmaßendes Volk begeben haben. In Canada, und besonders in Unter-Canada, in der Gegend von Quebec und Montreal, wird ein englischer Kolonist immer mitten unter Landsleuten seyn, und überdies das tröstliche Gefühl haben, daß er seinem Vaterlande nicht ganz entsagt hat, sondern sich immer noch unter dem Schutze desselben befindet, und auch seiner-

seits zum Wohlergehen desselben beiträgt. Alles zusammen genommen kann also einem Englischen oder Irlandschen Kolonisten kein Theil von Amerika so gut behagen, als Canada und besonders die Gegend um Montreal und Quebek, und in der Nähe jeder von diesen Städten, innerhalb eines Kreises von 20 Meilen, ist noch für mehrere Tausende neuer Einwohner Raum genug.

In Verbindung mit dem bisher gesagten kann ich nicht umhin einer kleinen Reise zu erwähnen, die ich mit meinen Gefährten und einigen Bekannten nach einer neuen Anlage in der Gegend von Quebek gemacht habe. Wir reisten zu Wagen, folgten, nur mit kleinen Abweichungen, dem Laufe des St. Charlesflusses und kamen so an den See gleiches Namens etwa 12 Meilen von Quebek. Der Fluß kommt aus diesem See, und ergießt sich bei Quebek in das Bassin. Er ist an seiner Mündung zwar 90 Fuß breit, aber doch, der vielen Felsen und Wasserfälle wegen, selbst für Boote nicht weit schiffbar. Sein Lauf ist sehr unregelmäßig: es giebt Stellen, wo er fast still zu stehen scheint und an andern rauscht er in einem tiefen Felsenbett sehr ungestüm fort. Er macht sehr romantische Ansichten, besonders in der Nähe von Lorette, einem Huronendorf, wo er erst eine schöne Kaskade über eine Fellsenschicht bildet, und dann, von hohen schlanken Bäumen beschattet, sich durch einen tiefen Grund windet. Der Weg von Quebek nach dem See ist sehr angenehm. In der Nähe der Stadt, wo es viel Anlagen giebt, ist das Land sehr gut angebaut; je weiter man sich aber von ihr entfernt, desto sparsamer werden die Plantagen, und die Gegend hat daher ein wilderes Ansehen. Auf einem Hügel, etwa eine halbe Meile vom See, von wo man auf diesen und die anliegende Gegend eine schöne Aussicht hat, sieht man nur noch 5 bis 6 Häuser und jenseits derselben stößt man auf gar keine

Anlage mehr bis Stoneham Township, welches diejenige ist, von der ich Sie eben unterhalten wollt. Am See warteten unser schon zwei Rähne, auf denen wir uns einschifften. Der See ist etwa $4\frac{1}{2}$ Meilen lang und $\frac{3}{4}$ Meilen breit, und besteht aus zwei fast gleich grossen Wasserstücken, die durch einen engen Kanal mit einander verbunden sind. Auf dem untern Theil ist die Aussicht nicht sonderlich, desto mahlerischer aber auf dem obern, besonders gleich nachdem man durch den Kanal gekommen ist. Hier liegen, große Felsenblöcke in dem See umher, und auf der einen Seite sieht man dicht am Wasser, so weit das Auge reicht, Bäume und Felsen in der schönsten Mischung untereinander stehen. Die Ufer sind steil, mit überhangenden Bäumen reich vergiert, und da einige kleine Vorgebirge das Ende des Sees verdecken, so hält man das Wasserstück für weit größer als es wirklich ist. Gegen das obere Ende zu wird die Aussicht durch eine Reihe blauer Hügel begrenzt, die in einiger Entfernung über die Gipfel der Bäume hervorragen. Wenn hier einige Meierhöfe angelegt würden, so daß man sie von dem See aus sehen könnte, so müßte das ein entzückender kleiner Fleck werden. Die mittlere Tiefe des Wassers ist 8 Fuß, es ist klar, und da sich einige kleine Bäche in den See ergießen, welche wieder ersetzen, was durch das Ausströmen des Charlesflusses verloren geht, so ist es immer in Bewegung, es hat aber keinen angenehmen Geschmack, welches man den Wasserpflanzen zuschreibt, die auf dem Grunde an vielen Stellen wuchern.

Wir landeten am obern Ende, gingen etwa eine halbe Meile über eine öde kahle Niederung und lenkten dann in den Wald. Hier fanden wir bald einen neu durchgehauenen Weg, dem wir ein oder zwei Meilen folgten, und dann durch eine Oeffnung zwischen den

Bäumen die niedliche kleine Anlage zu Gesicht bekommen.

Das weiß angestrichene Wohnhaus nebst den Wirtschaftsgebäuden liegt auf einer kleinen Erhöhung; unten am Abhang derselben steht die Scheune, die größte die mir in Canada vorgekommen ist, mit einem Viehhof ganz nach englischer Art. Hinter der Scheune ist ein niedlicher Garten angelegt, längs welchem ein Bach vom klarsten Wasser über ein Kiesbett rinnt, der den größten Theil des Jahres hindurch tief genug ist, um ein großes Kanot zu tragen. Vor dem Hause befindet sich ein schöner Rasenplatz, mit Gruppen von Tannen bepflanzt, und in der Nähe etwa 60 Morgen urbar gemachtes Land. Sie wissen, daß man in Amerika gewöhnlich nur das Strauchwerk und die kleinen Bäume ausgräbt, die großen aber zwei Fuß hoch über dem Boden abhaut, da dann die Stubben in sechs bis zehn Jahren versaulen; bis dahin pflügt der Landmann dazwischen durch, so gut er kann oder gräbt auch, da wo sie allzu dicht stehen, das Erdreich mit Spaten und Hacke um; hier aber waren alle Bäume mit den Wurzeln ausgegraben. Dies ist für die meisten, die neues Land anbauen, viel zu kostbar, es ist auch noch nicht ausgemacht, ob es die Kosten lohnt: aber es giebt dem Lande ein bei weitem besseres Ansehen. Noch fand ich hier etwas in Amerika sehr ungewöhnliches. Man hatte nämlich an dem Hause ansehnliche Gruppen von Bäumen stehen lassen, und jedes Feld war mit Bäumen umgeben, um das Getreide vor Sturmwinden zu schützen. Der Anblick einer so wohl eingerichteten Anlage mitten im Walde war unbeschreiblich angenehm; aber nicht weniger verdiente die Dekonomie derselben gepriesen zu werden. Die Felder, die nett eingezäunt und mit Gatterthüren versehen sind, werden ganz nach Norfolkischer Methode bewirtschaftet, und haben bisher in jeder Getreideart die reich-

lichsten Ernten gegeben: auf dem Viehhofe befand sich das schönste Rindvieh, das man nur sehen kann, und die Molkenkammer lieferte treffliche Butter und viel schönen Käse. Außer dem Wohnhause sahen wir hie und da Blockhäuser, für die Leute die das Feld bestellen. Sie schienen alle mit ihrer Lage sehr zufrieden zu seyn; selbst die, welche erst kürzlich aus England gekommen waren, klagten nicht über das Klima. Sie versicherten mich, sie wären seit ihrem Hierseyn vollkommen gesund gewesen, und die strenge Winterkälte habe ihnen keine Beschwerden verursacht.

Diese Anlage, nebst der Township zu der sie gehört, ist das Eigenthum eines Geistlichen, der sonst in Quebek wohnte. Die Township hat zehn Meilen ins Geviert; und fängt da an, wo die entlegenste unter den alten Herrschaften (Seigneuries) endigt, 18 Meilen von Quebek; aber ohnerachtet dieser geringen Entfernung von einer so großen Stadt, war doch die Gegend so gut als noch gänzlich unbekannt, als der jegige Besitzer sich vor fünf oder sechs Jahren mit einigen Freunden und einer Partei Indianer aufmachte, um das Land zu untersuchen. Sie fanden hier den Boden überaus ergiebig, Bauholz im Ueberfluß, und die Gegend angenehm von Flüssen und Bächen durchschnitten, mit unter schöne Seen, und eine reizende Mischung von Hügeln und Thälern. Da überdies die alten Niederlassungen, durch welche die Landstraße geht, nur 6 Meilen von dieser hier entlegen sind, und man also nicht weit bis Quebek hat, wo ein guter Markt und gute Gesellschaft ist; so war dies ein vortreflicher Fleck zu einer neuen Niederlassung. Der jegige Eigenthümer erbat ihn sich von der Regierung; das Land ward aufgenommen, die Township abgesteckt, und ihm, jedoch auch nicht anders als vermittelt eines Certificats, zugetheilt.

Ander, welche die schöne Einrichtung dieser Anlage und den trefflichen Boden in dieser Gegend kennen lernen, hielten um die zunächst gelegenen Townships an; doch ist vor der Hand noch auf keiner zu einer Niederlassung Anstalt gemacht, und es dürfte auch wohl nicht eher geschehen, bis die Eigenthümer förmliche Grundbriefe erhalten.

Wöchte dies nur bald durchgängig geschehen; dann würden diese schönen Provinzen bald ganz bekannt, schnell bevölkert, und in aller Rücksicht für Großbritannien so wichtig, ihre Einwohner so glücklich werden als Boden, Klima und so viele andere natürliche Vorzüge es ihnen sichern. Wenn Canada an Bevölkerung und Wohlstand gewinnt, so wird auch die Nachfrage nach englischen Waaren stärker, und der Handel zwischen Canada und Westindien wird ebenfalls lebhafter werden, und mehr britische Schiffe beschäftigen; bald würde die Provinz die zu ihrer Regierung erforderlichen Lasten selbst aufbringen, und sich von Großbritannien — wenn nur dieses immer mächtig bleibt und mit Weisheit und Milde herrscht — niemals trennen: denn die Einwohner dürfen nur nach den vereinigten Staaten hinschauen, um sich zu überzeugen, daß sie eben so viel Glück und Freiheit als jene genießen, folglich durch Erlangung von Unabhängigkeit nichts wesentliches gewinnen können.

Acht und zwanzigster Brief.

Abreise von Quebec. — Postanstalten zwischen Quebec und Montreal. — Ueber die Landwirtschaft in Canada. — Ankunft in Trois-Rivieres. — Verarbeitung der Birkenrinde.

Montreal, im August.

Wir verweilten in Quebec und in der dortigen Gegend so lange als es unser Plan, noch die Niagara-Fälle zu besuchen und vor Winters in die vereinigten Staaten zurückzukehren, nur immer gestattete, und reisten dann zu Lande hieher. Dies ist die bequemste Reise die man in Nordamerika nur machen kann; auf dieser ganzen Straße sind nemlich in gehöriger Entfernung von einander Posthäuser angelegt, wo man immer Kaleschen und Schlitten bereit findet. Jeder Postmeister ist verbunden vier Kaleschen und eben so viel Schlitten zu halten, und noch weit mehrere halten andere Personen, die man *aides de poste* nennt, und zu denen der Postmeister schickt, wenn seine eigenen alle versagt sind. Er hat das ausschließende Privilegium auf seiner Station das Fuhrwerk zu liefern; es muß aber, bei Strafe, bei Tag in einer Viertel- und bei Nacht in einer halben Stunde, nachdem es verlangt worden ist, herbeigeschaft seyn. Die Postillione müssen zwei Lieues in einer Stunde fahren. Für eine Kalesche mit Einem Pferde giebt man für die Meile einen Schilling Halifax Kurant (deren 5 auf einen Dollar gehen) und dem Postillion ein Trinkgeld. Die Postkaleschen sind etwas plump gebaut, aber im Ganzen ein bequemes und angenehmes Fuhrwerk, und den Landkutschen in der Republik, in denen

man sich immer mit Rissen versehen muß, wenn man nicht ganz zerstoßen werden will, weit vorzuziehen. Die Pferde in Canada, so klein und schwer sie auch aussehen, sind sehr brauchbar; die auf den Stationen fanden wir alle wohl bei Leibe und trotz der schlechten Kost und Behandlung sehr thätig. Wenn sie ihre Stationen gemacht haben, jagt man sie aufs Feld und läßt sie dort, bis wieder ein Passagier kommt, oder bis man sie auf dem Acker braucht. Nach dem Reglement sollten sie eigentlich auf dem Stall erhalten werden; aber ich besinne mich doch nicht auf einer Station länger als die vorgeschriebene Viertelstunde aufgehalten worden zu seyn, obgleich die Leute die Pferde oftmals erst vom Felde herholen mußten. Sie kommen damit in vollem Galop angesprengt, vorgespannt ist im Augenblick, und der Postillion fährt seine 9 bis 10 Meilen in der Stunde. Eine kleine Zulage zu dem festgesetzten Trinkgelde bringt sie leicht dahin, schneller zu fahren als nöthig wäre, noch sicherer aber geht man, wenn man ihre Eitelkeit rege macht. Eine Lobrede auf ihre Geschicklichkeit und die Trefflichkeit der Canadischen Pferde spart gewiß um 2 bis 3 Meilen die Stunde; möchte man aber gern in gestrecktem Galop fahren, so darf man nur, so daß es der Postillion hört, gegen seinen Reisegefährten auf die Canadischen Kaleschen als auf das erbärmlichste Fuhrwerk von der Welt schimpfen, vor dem die Pferde fallen müßten, wenn man so geschwind damit fahren wollte, wie man anderwärts zu thun pflegt. Dabei noch Kutscher und Fuhrwerk in den vereinigten Staaten gelobt, so bringt das ihn gewiß aus aller Fassung und seine Empfindlichkeit ergießt sich in beständigen Hieben auf die Pferde. Sie haben um die Pferde anzutreiben drei Ausdrücke, die in regelmäßiger Gradation auf einander folgen, *March*, in einem gewöhnlichen Ton ist das erste; *m a r c h e d o n c*, etwas

schneller und lauter, das zweite, und, wenn das Pferd so läßig ist dies nicht zu verstehen, so folgt zum dritten dasselbe *marche donc* in einem durchdringenden freischendenden Tone mit einem von Sternes magischen Worten (*F.....!*) und einem Peitschenhiebe begleitet.

Das erste Posthaus ist 9 Meilen von Quebek, und diese legten wir in Einer Stunde zurück. Der Postmeister kam, sobald er uns ansichtig wurde, mit seiner ganzen Familie heraus, um uns zu bewillkommen. Unser Postillion, ein schlanker Kerl von sechs Fuß, mit einem steifen Zopf, der statt Bandes mit getrockneter Althaut bewickelt war und längs dem Rücken hinunterhing, knallte mit seiner Peitsche, sprang, so wie er vorgefahren war, mit einer wichtigen Miene herunter, machte der Wirthin schon von fern seine Verbeugung, trat dann mit entblößtem Haupte zu ihr heran und küßte sie nach einigen Komplimenten auf beide Backen, die sie ihm sehr herablassend darbot. Mit diesen Begrüßungen vergehen immer einige Minuten und dann erst wird zu Herbeischaffung von frischen Pferden Anstalt gemacht.

Der Weg zwischen Quebek und Montreal geht größtentheils nahe am Ufer des St. Lorenz Stromes durch jene schöne Dörfer, die sich vom Wasser aus so vortheilhaft präsentiren; und hier sind die Prospekte fast noch schöner; besonders sind auf den ersten 30 bis 40 Meilen die Landschaften in einem außerordentlich großen Stil. Auf der einen Seite hat man den majestätischen Strom, der mehr einem zwischen Bergreihen eingezwängten See gleicht, zu seinen Füßen, und von diesen hohen Ufern herab erscheinen die größten Kauffahrteischiffe nur wie Fischerboote. Auf der andern Seite zeigen sich in der Entfernung steile, mit Wald bekränzte Gebirge, und zwischen beiden liegt die reiche Gegend mit ihren weißen Bauernhäusern und schimmernden Thurmspitzen, mit Baumgruppen und an-

gebauten Feldern, die von einer Menge kleiner Bäche durchschnitten sind, ausgebreitet da. Als wir den Weg machten, gaben die verschiedenen Gruppen von Bauern, die mit der noch nicht ganz vollbrachten Ernte beschäftigt waren, dem Ganzen noch ein besonders heiteres und frohes Ansehn. Die französischen Bäuerinnen sind größtentheils, so lange sie jung sind, sehr hübsch, und die Reinlichkeit und Einfachheit ihrer Sommerkleidung, die nur aus einem blauen oder scharlachrothen Leibchen ohne Ärmel, einem Rock von anderer Farbe und einem Strohhut besteht, macht sie überaus reizend. Sie verlieren aber, wie die Indianerinnen, ihre Schönheit sehr zeitig, ohne Zweifel deshalb weil sie viel in freier Luft und zum Theil schwer arbeiten, indem sie bei der Feldwirthschaft so gut als die Männer alles mit angreifen müssen. Die französischen Canadier haben bisher den Landbau sehr schlüssig betrieben: sie düngten den Acker fast nie, pflugten ihn nur ein einzigesmal, und besäeten ihn dann ohne alle weitere Vorbereitung. Mehr als die Hälfte der Acker ist gar nicht eingedünt und also den Verheerungen des Viehes ausgesetzt. Jetzt fangen sie indeß an, eifrigere und bessere Hauswirthe zu werden, welches der immer zunehmenden Nachfrage nach Korn und dem Rathe und den Aufmunterungen der englischen Kaufleute in Quebec und Montreal zuzuschreiben ist. Diese schicken ihre Agenten zu den Landleuten und lassen das Korn aufkaufen; die Verkäufer bringen es an dem übereingekommenen Tage mit ihrem Gespann bis ans Ufer des Stromes, wo die Boote der Kaufleute es bereits erwarten und dorthin schaffen, wo es schnell ausgeschifft werden soll.

Diejenigen Ansiedlungen ausgenommen, welche an den Ufern einiger schiffbaren Nebenflüsse, die sich in den St. Lorenzstrom ergießen, vorhanden sind, liegen fast alle Dörfer und Meiereien in ganz Unter-Canada

sämmtlich an jenem Hauptstrom und keine mehr als 12 Meilen davon entfernt. Die Franzosen bleiben hier, eben wie in den vereinigten Staaten die Deutschen, gern bei den Ihrigen; ja so lange noch eine Theilung des Grundstücks möglich ist, bekommt jeder Sohn, wenn er erwachsen ist, seinen Antheil, und nur im äußersten Nothfall fordern sie ein Stück neues Land vom Grundherrn. Sie sind in dieser Rücksicht ganz der Gegensatz von den Bewohnern der vereinigten Staaten, besonders den Neu-Engländern, die, sobald sie herangewachsen sind, auswandern, und sich, mehrere hundert Meilen weit von ihren Angehörigen, in die Wälder vergraben. Indesß fehlt es deshalb den Canadiern nicht an einem gewissen Unternehmungsgeist; sie befahren die großen, westwärts gelegenen Seen, sind bei den schrecklichsten Stürmen darauf unerschrocken, sind im Rudern unermüdlich, um den reißenden Strömungen der größten Flüsse entgegenzuarbeiten, und klagen dabei über kein Ungemach, welches die Witterung und der oft eintretende Mangel an Lebensmitteln ihnen verursacht. Die Eitelkeit ist ihre Haupttriebfeder; von diesen Reisen in entfernten Gegenden und von den dabei überstandenen Gefahren glebt es etwas zu erzählen; das gewährt ihnen der Ackerbau nicht, und sie sehen ihn deshalb nur als einen Nothbehelf an.

Den Tag nach unserer Abreise erreichten wir Trois-Rivieres, welches beinahe auf dem halben Wege nach Montreal am Lorenzstrom, nahe an der Mündung des Morizflusses liegt, der von 30 Flüßen, die allein an der Nordwestseite zwischen Quebeck und Montreal in den Lorenz fließen, der größte ist. Vor seiner Vereinigung mit dem Strom wird er durch zwei große Inseln in drei Arme getheilt, und daher rührt der Name der Stadt. Für große Schiffe ist der Morizfluß gar nicht, und auch für Schaluppen nur auf

wenige Meilen schiffbar. In Bateaux und Rähnen aber kann man bis fast an die Quelle hinauffahren, von wo, nach Aussage der Indianer, schiffbare Ströme, die sich in die Hudsonsbat ergießen, nicht weit entlegen sind. Sollten also die öden Wüsteneien, welche dieser Fluß jetzt durchströmt, je ein anderes Ansehn bekommen und statt wilder Thiere von menschlichen Wesen bewohnt werden, so würde er einer der wichtigsten Flüsse für den Handel werden. Jetzt findet man, zwischen Trois-Rivieres und den 9 Meilen oberhalb gelegenen Eisenwerken, an beiden Ufern nur einzelne Anlagen: jenseits derselben ist das Land fast allein den Indianern bekannt.

Trois-Rivieres ist eine der ältesten Kolonien im Lande, und man sagt, der Stifter habe darauf gerechnet, daß sie bald eine sehr ansehnliche Stadt werden würde. Dies möchte indessen wohl nicht eher der Fall seyn, als bis das Land um den Morizfluß her angebaut seyn wird; und daran ist wohl auf lange Zeit nicht zu denken. Die Eisen-Erze, auf welche bei jener Vermuthung zunächst gerechnet zu seyn scheint, sind beinahe erschöpft und können nie beträchtlich gewesen seyn, weil sie nur Einen kleinen Schmelz-Ofen und ein Hammerwerk und auch diese nicht einmal ununterbrochen in Gang erhielten. Vom Pelzhandel hat die Stadt auch nicht mehr, als was den Moriz- und die nächstgelegenen nördlichen Nebenflüsse des Lorenz herabkommt, und diese Quantität ist so unbeträchtlich, daß sie der Stadt nicht einmal zu eigner Schifffahrt Anlaß giebt, sondern das Pelzwerk wird in Schiffe geladen, die aus Montreal kommen und im Vorbeifahren deshalb hier anlegen. Auch die Gegend um die Stadt ist nichts weniger als außerordentlich fruchtbar oder angenehm, wie einige französische Reisende sie schildern; es ist ein ebener kahler Landstrich und so sandig, daß man in manchen Straßen der Stadt und außerhalb

derselben bei jedem Schritt bis über die Knöchel in den Sand sinkt. Zum Beweise, wie niedrig und feucht der Ort liegt, dienen die Muskitos, von denen wir, die Gegend um den St. Charles-See ausgenommen in keiner andern bewohnten Gegend von ganz Canada etwas gehört worden sind.

Die Stadt enthält 250 bis 300 Häuser, und ist der Größe nach die dritte in beiden Provinzen; die Straßen sind eng, die Häuser klein und schlecht, und manche darunter von Holz. Sie hat zwei Kirchen, eine englische bischöfliche, und eine katholische Pfarrkirche. Das Jesuiten- und das Franziskaner-Kloster sind bereits eingegangen; das erstere ist in ein Gefängniß verwandelt, das andere, ein großes steinernes Gebäude, steht ganz leer, und da in der Nähe manche Häuser ebenfalls unbewohnt sind, so sieht dieser Theil der Stadt sehr traurig und finster aus. In demselben befindet sich auch das Kloster der Ursulinerinnen, welches jetzt das einzige in der Stadt und überzählig besetzt ist; dicht daneben, unter demselben Dach, ist ein Krankenhaus, das von den Schwestern bedient wird. Wir ließen uns von dem Kaplan des Ordens, einem armen emigrirten Geistlichen, im Kloster herumführen. Die Kapelle, welche Ausgänge nach der Straße hat, ist hoch, aber der Rest der Kirche ist nur klein. Auf jeder Seite des reichverzierten Altars ist ein Gitter, deren eines in ein Zimmer für kranke Schwestern, das andere in das Chor der Kapelle geht. Von dem letztern ward, auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, der Vorhang weggezogen, und wir sahen einen Saal, etwas größer als die Kapelle, rings herum Sitze und hinten einen Altar, an dessen Stufen zwei Schwestern knieend beteten. Die schöne Ursulinerin, die ans Gitter kam, schien eines von den unglücklichen Schlachtopfern des Aberglaubens zu seyn; sie warf einen flüchtigen Blick auf uns und setzte sich dann

im Hintergrunde nieder. Das Hospital, welches an die Kapelle stößt, besteht aus zwei großen luftigen Sälen mit 12 bis 14 reinlichen Betten. Jedes ist einem besondern Heiligen gewidmet, und an dem Fußende des Bettgestelles steht mit großen Buchstaben eine kurze Anrufung an denselben. Ein alter Priester, der dem Tode nahe zu seyn scheint, war jetzt der einzige Pflegling; er saß in einem bequemen Stuhle neben seinem Bett, und war von vielen Schwestern umgeben, die alle mögliche Sorgfalt für ihn trugen. Aus dem Hospital wurden wir durch einen langen Gang in ein angenehmes helles Zimmer geführt, dessen Fenster in den Klostergarten gingen. Es gehörte der Priorin, die auch bald, von einigen Laienschwestern begleitet, erschien; die Unterhaltung wurde lebhaft und angenehm, sie thaten tausend Fragen über unsere bisherige und künftige Reise, und bedauerten daß sie uns nicht in das Innere führen könnten, weil dazu eine besondere Erlaubniß des Bischofs von Quebek erfordert werde. Dann brachten sie uns eine Menge niedlicher Sachen von ihrer Arbeit, von denen Fremde immer etwas zu kaufen pflegen. Was wir ansuchten wurde sehr sorgfältig in kleine Schachteln gepackt, und wir versprachen es zum Andenken an die guten Schwestern aufzubewahren. Sie verfertigten sehr artige Sachen, besonders aus Birkenrinde, zum Beispiel: Taschenbücher, Arbeitskörbchen und Toiletenschachteln, die mit Stickereien von gefärbtem Elendshaar verziert sind. Auch machen sie Modelle von indianischen Kähnen und von Kriegsgeräthschaften.

Fast alle Birkenrinden-Kähne, deren man sich auf dem Lorenz und Utawas bedient, und gewiß die besten, werden in und um Trois-Rivieres von Indianern verfertigt. Zuerst werden die Rippen, die aus dicken kähnen Ruten bestehen, zusammengebunden; dann wird die Rinde in so großen Stücken als möglich darauf

genähet, und die Ränder werden dicht mit Pech bestrichen. Damit die Rinde, von den Ballen, aus welchen die Ladung besteht, nicht leide, und damit der Kahn noch mehr verstärkt werde, wird die innere Seite mit einer doppelten Schicht von dünnen Fichtenspänen in entgegengesetzter Richtung über einander belegt. Diese Kähne sind so leicht, daß zwei Mann sehr bequem einen Kahn, der sechs Personen fassen kann, auf den Schultern tragen. So nett, wie diese Kähne in Trois-Rivieres gearbeitet werden, nehmen sie sich auf dem Wasser sehr hübsch aus. Damit zu fahren erfordert aber viel Geschicklichkeit, weil sie, ihrer Leichtigkeit wegen, bei der geringsten unrichtigen Bewegung aus dem Gleichgewicht kommen und umschlagen. Es ist bewundernswerth, mit welcher Schnelligkeit einige wenige geschickte Leute im Stande sind mit ihren kleinen Schlagrudern diese Kähne zu führen; in wenig Minuten würden sie das beste Kielboot hinter sich lassen. Die Birke wächst zwar nahe um Trois-Rivieres häufig, die Rinde kommt aber meistens aus den nördlichen Gegenden, wo der Baum stärker wird. Sie gleicht gewissermaßen dem Kork, ist aber von noch lockererem Gewebe und weit biegsamer, denn sie läßt sich zusammenrollen wie ein Zeug. Dergleichen Rollen haben die Indianer in ihren Kähnen immer vorräthig, um sich, wenn sie auf die Jagd gehen, Hütten zu bauen.

Den Tag nach unserer Abreise von Trois-Rivieres kamen wir wieder hier an. Die Gegend zwischen beiden Städten ist reichlich mit Dörfern besetzt und sehr angenehm, enthält aber nichts das einer besondern Erwähnung verdiente.

Neun und zwanzigster Brief.

Vorbereitungen zur Reise den Lorengstrom hinauf. — Ueber die Indianer in Unter-Canada. — Reise zu Wasser nach Kingston und Ankunft daselbst.

Kingston, im September.

In Montreal war unsere erste Sorge, zu der Reise den Lorengstrom hinauf, alle erforderliche Anstalten zu treffen. Wir schafften uns Proviant an, der in trocknen Vorräthen, desgleichen in Wein und Branntwein bestand, versahen uns mit allerlei kleinen Geräthschaften, und vor allen Dingen mit einem großen Reisezelt und mit Büffelhäuten. Dergleichen Häute vertreten nemlich auf einer solchen Reise die Stelle eines Bettes; und wir hatten zwei Monate lang Nachts kein anderes Lager, als eine solche Haut und eine Decke. Die Indianer gerben diese Häute mit sammt dem Haar, und wissen sie so biegsam zu machen wie Zeug. Man tödtet den Büffel zu diesem Behufe lieber am Anfange des Winters, weil er dann ein langes glattes Haar hat, beinahe so schwarz, wie der schwarze Bär; im Sommer hingegen ist es kurz und kraus. Als wir völlig ausgerüstet waren, begaben wir uns an Bord eines Bateau, welches mit zwölf andern nach Kingston ging, um aus den verschiedenen Forts an den Seen, welche dem Friedensschuß zufolge den amerikanischen Freistaaten eingeräumt werden sollten, das Geschütz und die Munizion abzuholen und nach Quebel zu bringen.

Auf dem ganzen Wege zwischen Montreal und Kingston, an der östlichen Spitze des Ontario-See, sind, eine

Strecke von 50 Meilen ausgenommen, zerstreute Niederlassungen an der Nordwest-Seite des Stromes, und also auch gebahnte Landstraßen, dennoch macht man, der vorhandenen vielen Schwierigkeiten wegen, diese Reise niemals zu Lande. Schon die vielen tiefen und reißenden Nebenflüsse des Lorenzstroms, über welche man die Pferde schaffen mußte, würden jeden Reisenden davon abschrecken. Ueberhaupt reist man, die einzige Strecke zwischen Quebek und Montreal ausgenommen, durch ganz Canada überall zu Wasser, und mit Recht, weil alle Niederlassungen in der Nähe der Flüsse liegen.

Unmittelbar oberhalb Montreal hat der Strom ein so reißendes Gefälle, daß die Bateaux niemals in der Stadt ihre Ladung einnehmen, sondern man läßt sie leer bis La Chine gehn, die Waaren aber zur Ape dorthin transportiren. Dies Dorf liegt sehr angenehm am Eingange einer kleinen Bucht am untern Ende des Sees St. Louis, welches ein breiter Theil des Lorenzstroms ist. Aus einigen Häusern hat man eine sehr schöne Aussicht auf den See und auf die entgegengesetzten Ufer. Es giebt hier sehr große königliche sowohl als Privat-Magazine; in den ersten werden die aus England alljährlich hieher geschickten Geschenke für die Indianer aufbewahrt, und, ehe sie von hier aus an ihre Bestimmungsorter weiter ins Land hinauf spedirt werden, von dem zu Montreal kommandirenden Officier und von den Kommissarien der Kaufmannschaft revidirt, ob sie auch von reglementmäßiger Qualität sind. La Chine gegenüber steht, auf dem andern Ufer, das schon erwähnte Dorf der Cacheonaga Indianer*), welches etwa 150 Einwohner zählt. Es hat 50 Blockhäuser und eine katholische Kirche, die nach hiesiger Landesart gebaut, und mit Bildern, Lampen und andern Dingen so grell als möglich verziert ist. Der

*) Siehe den 2ten Brief.

äußere Pomp und die vielen Ceremonien der katholischen Kirche behagen den Indianern vorzüglich, und da die Missionarien ihnen das Christenthum eben nicht schwer machen, so bekehren sich ihrer mehr zur katholischen als zu irgend einer andern Kirche. Die *Seuans* finden viel Geschmack am Dienst der Jungfrau Maria und singen ihr zu Ehren die Litanei. An diesen und überhaupt an allen Indianern, die innerhalb den angebauten Gegenden der Provinz wohnen, sieht man augenscheinlich, daß sich die Weißen häufig mit ihnen vermischen haben müssen, und es giebt in diesen Dörfern viele französische Canadier, die indianische Weiber geheirathet haben, und unter den Indianern förmlich naturalisirt sind. Viele von ihnen gleichen an dunkler Farbe der Haut, an den schwarzen Augen und dem langen schwarzen Haar den Indianern so sehr, daß man mit den Zügen der letztern genau bekannt seyn muß, um beide von einander zu unterscheiden. Diese Ähnlichkeit erstreckt sich auch auf die Gemüthsart, auf die Abneigung gegen den Ackerbau und andere regelmäßige Handthierungen, und auf die Vorliebe für ein unstetes Leben. Dieser Uebereinstimmung wegen lieben sich auch beide Völkerschaften gegenseitig und gesellen sich gern zu einander, und hierin liegt wohl mehr als in irgend etwas anderm der Grund von dem großen Einfluß, den die Franzosen, so lange sie im Besitz von Canada waren, auf die Indianer hatten. Die Vorliebe der Indianer gegen die Franzosen dauert noch jetzt fort und zeigt sich namentlich in Ober-Canada auch darin, daß ohnerachtet sie von den dort residirenden Engländern, vermittlest der jährlichen beträchtlichen Geschenke, so großen Genuß haben, und die Engländer auch ihre persönlichen und Eigenthumsrechte aufs äußerste respectiren, sie doch lieber zu dem ärmsten französischen Bauer als zu einem Engländer gehen. Wie überall wo die Weißen sich stark vermeh-

ren, so hat auch in Unter-Canada die Anzahl der Indianer sehr schnell abgenommen. In dem angebäuten Theile giebt es, außer jenem Cacheonagas-Dorf, nur noch vier und zwar noch weit weniger volkreiche Indianer-Dörfer (eines haben die Canasabogas, an der Mündung des Utawas, eines die kleinen Algonquins, bei Trois-Rivieres, eines diesem gegenüber auf der andern Seite des Stromes, die Aberachies, und die Huronen eines bei Quebec) und in der ganzen Provinz schätzt man ihre Anzahl nur noch auf 1200. In der Nähe der großen Städte treiben sich noch immer viele von ihnen herum, um von den Einwohnern Brandtwein zu bekommen und Brod, welches letztere sie jetzt ebenfalls sehr gern essen. Als wir in Quebec waren, hatten sich nicht weniger als 200, die in ihren Kanots sehr weit den Strom herauf gekommen waren, auf Point Louis gelagert. Diese zogen höchst schmutzig und zerlumpt häufenweise durch die Straßen und bettelten; und ein Reisender, der keine andere nordamerikanische Eingeborne sieht, als die welche die Städte in Unter-Canada besuchen, der würde selbst nach den Besten von dieser Klasse nur eine sehr ungünstige Meinung von diesen Nationen bekommen. Je weiter hinauf man aber kommt, und sie also mehr in ihrem ursprünglichen, durch Umgang mit Weißen noch nicht verdorbenen Zustande sieht, desto mehr Achtungswürdiges findet man in ihrem Charakter.

Es war der 28ste August, als wir La Chine erreichten; am folgenden Tage war unsere ganze Brigade von Bateaux vollzählig beisammen, und Nachmittags traten wir die Reise an. Wo der Strom sehr heftig ist, da hält man sich, um ihn zu vermeiden, dem Ufer so nahe als möglich und schiebt die Schiffe mit Grundstangen fort. Alle setzen zu gleicher Zeit an und arbeiten auf derselben Seite, nur der Steuermann wechselt bisweilen, um das Schiff in gleicher Richtung

zu halten. Die Stangen sind 8 Fuß lang, sehr leicht und am untern Ende mit Eisen beschlagen. Kommt man an eine Rucht, so greift die Mannschaft zum Ruder, um wo möglich quer über die Mündung wegzurudern; ist aber hiezu der Strom allzustark, so muß man die Grundstangen beibehalten, und längs dem Ufer ganz um die Rucht herumfahren. Wo der Wind irgend günstig ist, setzt man das Segel bei; aber nur in den obren Gegenden des Stromes, jenseit aller reißenden Stellen, oder auch da, wo der Strom sehr breit, imgleichen auf den so genannten Seen kann man mit Hilfe des Segels allein fortkommen. Für ein unbeladenes Bateau, wie die unstrigen waren, sind drei Mann hinreichend, aber sie müssen sich sowohl beim Ruder als bei der Stange so gewaltig anstrengen, daß sie sehr oft anhalten, um Athem zu schöpfen. Die Plätze dazu sind eigens bestimmt, und da, wo der Strom sehr reißend ist, nur eine halbe Meile, nirgends aber weiter als 4 Meilen weit aus einander. Einen solchen Platz nennen die Bootsleute, die fast alle Franzosen sind, eine Pfeife, weil sie diese dann stopfen. Nirgends, weder am Ruder noch hinter dem Pfluge, weder zu Fuß noch zu Pferde, sieht man diese Canadischen Franzosen ohne Pfeife; ja sie bestimmen nach derselben die Entfernung der Orten: Das ist drei Pfeifen weit, sagen sie, und eine Pfeife in diesem Sinne ist etwa $\frac{1}{2}$ einer englischen Meile gleich. Der See St. Louis, an dessen untern Ende La Chine liegt, ist 12 Meilen lang und 4 Meilen breit. Am oberen Ende nimmt er den Hauptarm des Utawa's und den Lorenzstrom auf. Viele Erdbeschreiber nennen diesen obren südwestlichen Theil des St. Lorenzstromes den Cadaraqui oder Troquois; im Lande selbst aber nennt man, ohne weitem Unterschied, den ganzen Strom vom Ontario bis in den Meerbusen, den St. Lorenz. Jene beiden Flüsse haben an dem obren Ende des Sees große Sandbänke angesetzt, und diese sind ganz mit Schilf

bedeckt, so daß es in einiger Entfernung ausieht als segelten dort die Schiffe auf trockenem Lande. Wir fanden uns hier von ganzen Wolken kleiner Insekten umgeben, von einer mir ganz neuen Art, die ich auch seitdem nirgends wieder gesehen, die aber in verschiedenen Gegenden am Lorenzfluß gewöhnlich seyn sollen. Sie waren etwas größer als eine Mücke, vom reinsten weiß, und so zart, daß sie bei der leichtesten Berührung in Staub zerfielen. Weißfarbige Gegenstände schienen sie besonders anzuziehen; die Blätter eines Buches, welches ich vor mir hatte, waren in wenig Sekunden so dicht damit bedeckt, daß ich keinen Buchstaben unterscheiden konnte, und kaum hatte ich Einen Schwarm abgeschüttelt, so war gleich wieder ein anderer da. Sie haben nach Verhältniß sehr breite Flügel, und flogen so schwer, daß sie sich nur bei sehr ruhiger Luft hervorstrecken können.

Am diesem ersten Reisetage erreichten wir mit Sonnenuntergange die Insel Perot an der Mündung des Utawa's. Sie hat etwa 14 Meilen im Umfange und fruchtbaren Boden, weshalb sie auch gut angebaut ist. Gegen die Mitte zu lagen zwei ansehnliche Dörfer, aber am untern Ende, bei Point St. Claire, wo wir landeten, giebt es nur wenig Niederlassungen. Wir schlugen unser Zelt auf einer Wiese auf, die Boote wurden ans Land gezogen, und die Mannschaft zündete sich ein Feuer an. Bei gutem Wetter dient ihnen der bloße Kasten zur Lagerstatt und statt Deckbettes eine kurze wollene Decke, die kaum bis über die Knie reicht; regnet es, so werden ein paar Stangen schräg in die Erde getrieben, und an der Seite nach welcher der Wind den Regen hinstreift, wird ein Segel oder anderes Tuch ausgespannt, und das ist vor ganzer Schutz gegen die Nässe. Am Ort der Abahrt bekommt jeder für die ganze Dauer der Reise seine

Portion gesalzen Schweinefleisch, Branntwein, Erbsen und Schiffszwieback. Die beiden letztern Artikel verkochen sie mit Etwas von dem Fleisch zu einer Suppe, von der immer ein großes Gefäß voll im Bateau vorräthig seyn muß, um, so oft angehalten wird, gleich zulangen zu können. Sonst essen sie auch das fette Schweinepöckelfleisch kalt mit Gurken. Gurken sind überhaupt ein Lieblingsgericht des französischen gemeinen Volkes in Canada; sie lassen sie aber fast gänzlich reif werden, und essen sie, erst wenn sie völlig gelb sind, ungeschält und mit sammt den Körnern in Stücke geschnitten, mit saurer Sauce zubereitet.

Mit Tagesanbruch fuhren wir über die Mündung des Utawas, um den Einfluß des Lorenzstroms zu erreichen. Das Wasser des Lorenz ist hier schlammig, weil es mehrere Meilen weit über ein Mergelbett gestossen ist; die Gewässer des Utawas hingegen sind sehr klar und hellgrün, so daß man beide, weit in den See hinein, deutlich unterscheiden kann. Am Einflusse des Lorenzstroms bietet sich dem Auge ein furchtbare Anblick dar: beide Ströme kommen über ungeheure Felsen mit solchem Ungeflüm in den See gestürzt, daß man denken sollte, nichts könne ihnen widerstehen. Die Wellen gehen so hoch, als bei frischem Winde im brittischen Kanal, und der Brandungen sind so viele und so gefährlich, daß man nicht begreifen kann, wie ein solches Bateau unzertrümmert dazwischen durchkommt. Auch gehören sehr gewandte und mit dem Ort genau bekannte Leute dazu, um es glücklich durchzubringen. So schrecklich indessen diese Stellen aussehn, so giebt es doch, höher hinauf im Strome, noch andere, die weit gefährlicher sind. Diese hier, welche die Kaskaden oder le Saut du Trou heißen, mit beladenen Bateaux herunter zu fahren, ist nicht schwer, heraufzukommen aber ist, selbst leeren Schiffen, unmöglich. Man hat deshalb einen Schleusenkanal, Weld's Reisen.

der doch etwa nur 150 Fuß lang ist, mit großen Kosten angelegt. Oberhalb derselben ist eine ganze Reihe ähnlicher Fälle; der erste heißt, wegen des Dichtes auf beiden Ufern, le Saut du Buillon. Hier muß man die Bateaux entweder um vieles oder ganz ausladen, und die Ladung anderthalb Meilen weit, bis über alle Fälle hinaus, auf Karren fortschaffen. Die Mannschaft steigt aus, und zieht die Fahrzeuge vom Ufer aus an der Leine, weil es unmöglich ist, sie hier, gegen den Strom, bloß mit Grundstangen fortzubringen. Dieser Theil der Fahrt ist aber so langweilig, daß wir ausstiegen und bis an den Zedernhügel, neun Meilen weiter hinauf, zu Fuß gingen. Wir verloren die einzelnen Häuser, die in der Nachbarschaft der Raskaden vorhanden sind, bald aus dem Gesicht, und kamen in einen öden sehr dichten Wald, dessen feierliches Dunkel mit dem lauten Rauschen des Stromes in der Entfernung und mit dem wilden Ansehen aller Umgebungen uns einen angenehmen Schauer verursachte. Näher an dem Zedernhügel gewann die Gegend ein lieblicheres Ansehen, Felder und reinliche Hütten erschienen wieder, und der Strom glitt in ruhiger Strömung zwischen seinen hohen Ufern fort.

Das Dorf am Zedernhügel besteht aus etwa 30 Häusern, unter denen wir ein sehr gutes Wirthshaus fanden, das einer englischen Frau gehörte. Wir blieben hier bis Nachmittag, und gingen dann wieder zu Fuß weiter, theils um von dem steilen Ufer herab die vielen schönen und großen Aussichten zu genießen, theils um gelegentlich mit den lebhaften französischen Mädchen zu plaudern, die bei dem schönen Wetter gruppenweise vor der Hausthür saßen und spannen. Gegen fünf Uhr holten uns die Boote ein; wir stiegen aber doch zwei Meilen weiter wieder aus, um der langweiligen Fahrt über neue Strudel zu entgehen. Diese heißen die Fälle am Hügel des Ceres Saint Francois;

sie sind mehrere Meilen lang und zwar nicht die gefährlichsten, aber für das Auge bei weitem die fürchterlichsten, mer allen, indem man die weißen Brandungen davon schon auf 4 Meilen weit sehen kann. Einige Reisende haben behauptet, sie wären noch schrecklicher anzusehen als die Niagara-Fälle; das ist aber übertrieben. Mit dem Strome gehen Boote hier 14 bis 15 Meilen in einer Stunde, und es giebt höher hinauf Stellen, wo der Strom noch weit schneller ist. Hinabwärts fährt man in der Mitte des Flusses, zwischen den Brandungen durch, hinaufwärts aber hält man sich an der Nordwest-Küste, wo eine große Inselgruppe die Gewalt des Stromes bricht, und mittelst eines kurzen Schleusenkanals, gelangt man über diese Fälle noch schneller als über die F. laden. Eine von den Inseln hier weiter von der Küste ab als die übrigen, heißt die Gefängniß-Insel, weil im Kriege eine Anzahl amerikanischer Gefangenen dort in Verwahrung gehalten wurden. Die wenigen Gebäude, die damals hier standen, sind ganz verlassen, weil es so sehr schwer ist hier überzusetzen. Ein Offizier, der im Kriege eine Anzahl Canadier überredet hatte, den Uebergang zu einer ungünstigen Zeit zu versuchen, kam mit ihnen allen bis auf einen Einzigen auf der Ueberfahrt um. Der Strom ist hier 2 Meilen breit.

Diesen Abend zogen wir unsere Boote am Fuß des "Hügels am See" aus Land, und schlugen unser Zelt am Rande eines Gehölzes auf. Am Morgen des dritten Tages gingen wir noch zwei Meilen zu Fuß und warteten in einem englischen Wirthshause (höher hinauf findet man überhaupt wenig Franzosen mehr) die Ankunft der Boote ab. Einer von der Mannschaft hatte das Fieber bekommen, und es verging beinahe der halbe Tag, ehe wir einen andern habhaft werden konnten. Nun kamen wir in den See St. Francois, der 25 Meilen lang und 5 breit ist; der Wind war





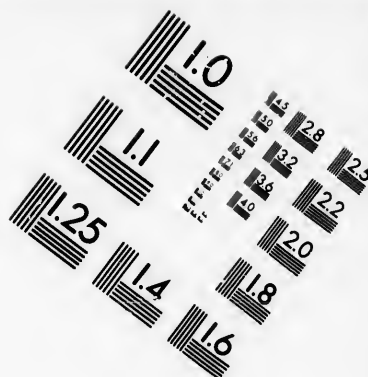
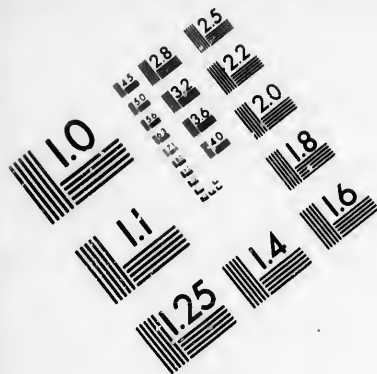
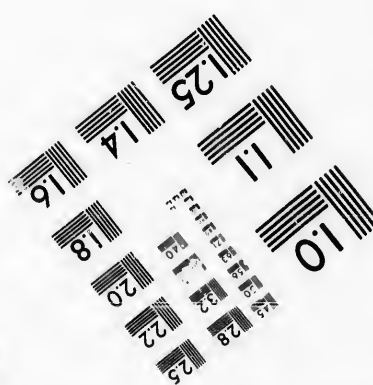
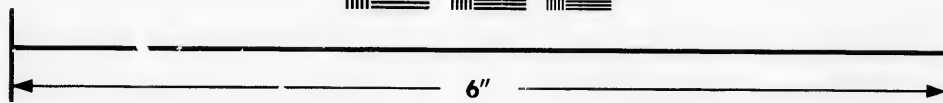
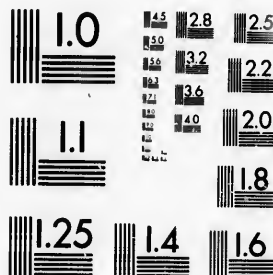


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**



uns aber zuwider, und wir kamen nicht weiter als bis Pointe au haudet, wo die Grenzlinie zwischen Ober- und Unter-Canada anfängt. Bei Südwest-Wind wird die ganze Wassermasse gewaltsam gegen diese Landspitze getrieben, und dann entsteht hier eine Brandung, wie man sie an der Seeküste nur sehen kann. Es giebt hier nur ein einzelnes Haus, in welchem wir ein gutes Abendbrod und gutes Nachtquartier fanden.

Am vierten Tage war der Wind zwar nicht besser, aber weit schwächer, und wir konnten doch längs der Riffe des Sees hinauf fahren. Es war eine mühsame und langweilige Fahrt, wegen der vielen kleinen Buchten, um die wir immer herumfahren mußten, weil uns der Wind nicht quer hinüber ließ; dennoch machten wir diesen Tag 25 Meilen, und landeten Abends an der obern Spitze des Sees an der Trauben-Insel, die von dem vielen wilden Wein, der darauf wächst, ihren Namen hat; die Bäume hingen voll davon und die Bootsleute aßen sie, so wie auch eine Menge Pflaumen, mit großem Appetit. Uns reizte keines von beiden. Die Trauben sind sauer und nur wie eine Erbse groß, und die Pflaumen schmecken wie Schlehen, ohnerachtet sie weit größer sind. In dem engern Theile des Stromes hinter der Trauben-Insel liegen noch mehrere andere, von denen die größte, die St. Regis-Insel, an 10 Meilen lang ist. Viele davon liegen so ganz mitten im Strom, daß es noch unentschieden ist, ob sie zum brittischen oder zum republikanischen Gebiet gehören; gleichwohl ist sehr zu wünschen, daß dies zur rechten Zeit freundschaftlich abgemacht werde, da über einen ähnlichen Fall im Detroit-Fluß schon ernsthaftere Streitigkeiten entstanden sind. Jetzt sind noch alle diese Inseln im Besiz der Indianer, die hier auch das südöstliche, zum Gebiet der vereinigten Staaten gehörige Ufer, dergleichen auch am nördlichen,

oder brittischen Ufer, beträchtliche Strecken besitzen, welche sie sich zur Jagd vorbehalten haben. Die Iroquesen haben ein Dorf auf St. Regis und eines am südlichen Ufer, und sie kamen, als wir hier vorbeifuhren, in ihren Kanots in Menge herbei, um gegen Kolben von noch nicht völlig reifem türkischen Weizen, Brodt einzutauschen; auch brachten sie wilde Enten und Fische, die wir sehr wohlfeil von ihnen kauften. Dergleichen unreife Kolben vom türkischen Weizen gelten hier zu Lande, halb gar gekocht und dann gebraten, für einen großen Leckerbissen. Am Abend lagerten wir uns auf dem festen Lande der Insel gegenüber; die Nacht war ungemeinlich heiter und wir blieben vor unserm Zelt noch spät im Freien; kaum aber hatten wir uns zur Ruhe begeben, als ein schrecklicher Sturm entstand, und bei Tagesanbruch waren schon wir und alles um uns her vom Regen durchnäßt. Es strömte noch immer fort; weder unser Zelt noch der Wald gaben uns Schutz, und da der Wind sehr heftig und grade uns entgegen wehte, so war gar kein Anschein, bald in ein besseres Quartier zu kommen. Endlich kam einer von der Gesellschaft, der auf Kundschaft ausgegangen war, mit der Nachricht zurück, daß er nicht gar weit von hier ein Haus gefunden habe, und daß der Eigenthümer uns einladen lasse, bei ihm einzusprechen. Es war ein ehemaliger Offizier, dem man für seine geleisteten Dienste hier eine Besizung gegeben hatte. Er und seine schönen Töchter bewillkommten uns freundlich, und ließen es an der sorgfältigsten Aufnahme nicht fehlen. Wir freueten uns schon darauf, den ganzen Tag bei diesen lebenswürdigen, gastfreien Leuten zuzubringen; aber plötzlich setzte sich der Wind um, die Sonne brach durch, es wurde Befehl zum Aufbruch gegeben, und in wenigen Minuten saßen wir wieder in unserm Bateau.

Von hier an ist der Strom, 40 Meilen weit sehr bestig, und hat unzählig viel reißende Stellen, die

zwar für das Auge nicht so schrecklich, aber weit gefährlicher und schwieriger sind, als jene bei den Kas-
kaden und bei dem Hügel am See. Doch ist Strom-
abwärts die Fahrt am gefährlichsten; das Wasser ist
seicht, und die Schiffe werden zwischen einer Menge
spiziger Felsen mit solcher Gewalt hindurchgetrieben,
daß sie, wenn sie unglücklicherweise das rechte Fahr-
wasser verfehlen, unvermeidlich zertrümmern müssen.
Die Leute, welche den Strom befahren, sind aber
hier so genau bekannt, daß sich ein solcher Unglücks-
fall kaum jemals zuträgt. Der lange Fall (le long
laut) 30 Meilen oberhalb des St. François-Sees ist
bei weitem der gefährlichste im ganzen Fluß, und wenn
die Fahrt stromaufwärts geht, so braucht an dieser
Stelle jedes Bateau wenigstens 6 Mann, die es am
Ufer an der Leine ziehen müssen. Hier giebt es einen drit-
ten Schleusenkanal bei einer Landspitze, um welche man
sonst gegen den Strom gar nicht würde herumkommen
können. Diese Schleusenkanäle sind auf Kosten der Re-
gierung angelegt, und die Bölle fließen zum öffentlichen
Schap. An diesem Falle, desgleichen bei einigen andern,
giebt es viel Mehl- und Sägemühlen. An diesen be-
schwerlichen Stellen, längs der Fälle, pflegten wir Pas-
sagiere allemal auszustiegen und zu Fuß durch den Wald
zu gehen; heute aber, am fünften Tage der Reise bekam
uns das nicht gut, denn am Morgen hatte es geregnet und
davon tropften die Bäume und das Gebüsch im Walde
noch dermaßen, daß wir jenseits des langen Falles vom
Kopf bis zum Fuß durchnäßt ins Nachtquartier kamen.

Am folgenden sechsten Tage gab es noch viel ähn-
liche Stellen zu passiren, weshalb wir den größten
Theil des Weges wiederum zu Fuße machten. Un-
terwegs schossen wir zum Zeitvertreib wilde Tauben,
von denen uns großezüge begegneten. Diese Tauben
sind den gemeinen englischen Holztauben ähnlich, nur

kleiner, und von sehr wohlschmeckendem Fleisch. In man-
 chen Jahren kommen diese Vögel in unglaublicher Menge
 aus den nördlichen Gegenden gezogen. Einer meiner Be-
 kannten aus Niagara erzählte mir, daß, als er einst über
 den Ontario nach Toronto gereiset, die ganze Strecke von
 40 Meilen weit, ein ununterbrochener Zug solcher wilder
 Tauben in entgegengesetzter Richtung über den See wegge-
 flogen wäre, und daß, als er in Toronto angelangt gewe-
 sen, der nemliche Zug noch immer kein Ende gehabt habe.
 Gesezt also, die Tauben wären auch nicht schneller geflo-
 gen als das Schiff sich bewegte, so müßte der ganze Zug
 doch wenigstens 80 Meilen lang gewesen seyn. Der Mann
 ist so glaubwürdig, daß ich nicht umhin kann; seine
 Erzählung für wahr anzunehmen. Wenn diese Vögel
 in so großer Anzahl reisen, so lassen sie sich oft an den
 Ufern der Ströme und Seen nahe an den Bauerhöfen
 auf die Erde herab, und sind dann so müde, daß man
 sie mit einem kurzen Stock zu hunderten todt schlagen
 kann. Solche Züge stellen sich indeß nur alle sieben
 oder 8 Jahre ein, und dergleichen Jahre nennt man
 Taubenjahre. Eben so giebt es auch Bären-
 jahre und Eichhornsjahre. Dies Jahr war
 ein Bären- und ein Eichhornsjahr zugleich. Die Bä-
 ren kamen ebenfalls von Norden, und waren am zahl-
 reichsten in Gegenden um den Ontario und Erie, und
 an dem obern St. Lorenzstrom. Wenn sie bei der
 Ankunft an Seen und Flüssen das gegenüberliegende
 Ufer sehen können, so machen sie immer den Versuch
 hinüberzuschwimmen. Bei ihrem diesmaligen Ueber-
 gang über den St. Lorenz wurden sie in großer Men-
 ge erlegt, denn zu diesem Behuf halten die Indianer
 an den Ufern dieses Stroms, von St. Regis bis zum
 Ontario hin, eine Menge Jagdlager. Ein sehr großer
 Bär wagte sich fel im Angesicht unserer Vateaux in
 den Fluß, und ward von unsern Leuten auf dem We-

ge nach der nächsten Insel geschossen. Im Walde greifen die Bären selten Menschen an; im Schwimmen aber ist ein einzelner Mann in einem Kanot vor ihnen nicht sicher. Die Eichhörchen kamen dies Jahr aus dem Gebiet der vereinigten Staaten, und wanderten also den Bären gerade entgegen, aus Süden nach Norden. Man rechnete, daß ihrer in zwei oder drei Tagen gegen 50,000 über den Fluß gegangen wären; und sie richteten am jenseitigen Ufer solche Verwüstungen an, daß in einer Gegend die Landleute froh waren, wenn sie von ihrer Ernte nur den dritten Theil übrig behielten. Diese Eichhörchen waren alle von der schwarzen, diesem Welttheil eigenthümlichen Art; sie gleichen den gemeinen grauen Eichhörchen, und wiegen ein bis drittehalb Pfund. Manche Schriftsteller haben behauptet, daß diese Thiere nicht schwimmen könnten, sondern nie anders als auf Stücken Holz oder Rinde über das Wasser setzten, und hiezu guten Wind abwarteten. Ich weiß nicht, ob dies vielleicht bisweilen geschieht; immer aber gewiß nicht. Ich habe selbst sehr viele, indem sie schwammen, geschossen, und kann sagen, daß diese Thiere so gut schwimmen als irgend eins; auch sind sie sich dessen so wohl bewußt, daß, wenn man sie verfolgt, sie gleich das Wasser zu gewinnen suchen. Ihres Schwanzes wissen sie sich sehr geschickt statt des Steuerruders zu bedienen; er ist leicht und buschicht, und hilft also sehr sie über dem Wasser zu halten. Alle solche Wanderungen, es sey nun von Tauben, Eichhörchen oder Bären, sieht man als Zeichen an, daß ein harter Winter bevorstehe, und in diesem Jahre traf es vollkommen zu. Abends hielten wir der Frokese-Spiße gegenüber an, welche so heißt, weil dort in frühern Zeiten eine französische Familie höchst grausam von den Frokesen ermordet worden ist. Das Erdreich war vom Regen noch sehr feucht, und das einzige Haus in der Nähe schon so

voll Menschen, daß wir dort ein Nachtlager zu finden nicht hoffen durften. Zum Glück entdeckten wir in der Nähe eine Scheune, die dem Eigenthümer desselben gehörte, er gab uns den Schlüssel dazu, wir kletterten auf das Stroh, welches in Bansen aufgeschichtet lag, und schliefen herrlich bis uns am Morgen einige Hähne weckten, die über uns auf den Balken gefressen hatten.

Am siebenten Tage machten wir uns zeitig wieder auf, und noch vor Mittag hatten wir den letzten Fall hinter uns, der etwa 3 Meilen unterhalb der Mündung des Oswegatschi befindlich ist. Dieser ist in dem Gebiet der vereinigten Staaten, von den Flüssen, die sich in den Lorenzstrom ergießen, der größte. Er besteht aus drei Armen, welche sich erst 15 Meilen oberhalb der Mündung vereinigen, und von denen einer aus einem kleinen See entspringt, der nur einige Meilen von dem Hudson, oder North-River entfernt ist. Man sagt, daß beide Flüsse bis unweit dieses Ortes für leichte Bateaux schiffbar gemacht werden könnten, und daß der Stellen, an welchen ausgeladen werden müßte, nur wenige seyn würden. Dies scheint jedoch eine bloße Muthmaßung zu seyn, dennoch zur Zeit ist der Oswegatschi nur wenig bekannt, und die umliegende Gegend ganz unbewohnt. Sollte es sich inzwischen so verhalten, und die Sache jemals zu Stande kommen, so würde wahrscheinlich der Handel zwischen Neu-York und den Gegenden am Ontario größtentheils diesen Weg nehmen. Jetzt geht er über Albani aus dem North-River durch den Mohawk, den Wood Creel, den Oneida-See, und den Oswego, der in den Ontario-See fließt. Die Mündung des Oswego ist von Neu-York eben so weit entfernt, als die Mündung des Oswegatschi, und zwar eine Tagesreise näher nach Niagara, dafür aber durch Sandbänke so verstopft, daß nur flache Fahrzeuge ihr nahe

kommen können, dagegen die Mündung des Oswegatschi ansehnlichen Schiffen mit Sicherheit zugänglich ist.

Der Seneca, ein brittisches Schiff von 26 Kanonen, kreuzte sonst immer zwischen Fort Niagara und Fort de la Galette an der Mündung des Oswegatschi. Ist also nur die Fahrt auf einem Flusse so sicher als auf dem andern, so wird der bessere Hafen den Umweg Eines Tages reichlich aufwiegen.

Fort de la Galette ward von den Franzosen zwar erst lange nach Fort Cataraqui oder Frontignac (jetzt Kingston) erbauet, es gilt aber demohnerachtet für den wichtigsten Posten am obern Lorenzoström, weil dort kein Fahrzeug unbemerkt herauf- oder herunterfahren kann; dagegen sie bei Kingston sehr leicht hinter den vielen Inseln ungesehen vorbeischießen können. Seit Beendigung des amerikanischen Krieges hat man Fort de la Galette geschleift, weil es im Gebiet der vereinigten Staaten liegt, und uns weiter keinen Vortheil gewähren konnte. Es war uns immer nur als Handelsposten wichtig, und als solcher ist Kingston in jedem Betracht vorzüglich. Nahe bei la Galette am Oswegatschi liegt ein Dorf der Oswegatschi-Indianer, deren Anzahl hier auf hundert Krieger geschätzt wird.

Obgleich oberhalb des Oswegatschi der Lorenzoström ruhiger strömt als irgendwo zwischen Montreal und dem Ontario, (die sogenannten Seen ausgenommen) so machten wir doch diesen Tag über nicht mehr als 25 Meilen, weil wir mehr zum Vergnügen als aus Noth oftmals anhielten. Der Abend war ungemein schön, und da sich ein frischer Wind erhob, so fand unser Kahnführer für gut ihn zu benutzen, und die ganze Nacht hindurch zu fahren; der Wind hörte zwar um Mitternacht auf, daran lehrte sich indes unser Führer nicht, sondern ließ die Mannschaft zum Rudergreifen, und gab ihr bis Tagesanbruch nur eine einzige Stund Ruhe zum Kochen. Auch hatten sie gar

nichts dagegen einzuwenden, daß sie in dieser gelinden Strömung die ganze Nacht über rudern mußten, sondern sie waren so wacker dabei, als singen sie eben erst an, und sangen die ganze Zeit. Diese Leute haben überhaupt ein gutes musikalisches Gehör, und singen gern, ihr Lieblingsgesang ist ein Ruderlied, wozu das Ruder den Takt angiebt.

Am achten Tage unserer Reise, ohngefähr um 8 Uhr Morgens, kamen wir in den Tausend-Insel-See, den letzten ehe man in den Outario gelangt. Von seinen vielen Inseln sind manche nicht größer als ein Bateau, und nur am obern und am untern Ende fand ich einige, die mehr als 15 englische Morgen Oberfläche haben mochten. Manche liegen keinen Steinwurf weit von einander, und doch ist nicht nur für Bauteaux die Fahrt dazwischen bequem und sicher, sondern oft auch für eine Fregatte das Wasser tief genug. Sie haben alle felsige zum Theil hohe Ufer, bei manchen ragt es gegen 20 Fuß senkrecht über dem Wasser empor. Sie sind ohne Ausnahme mit Holz bewachsen, auf den kleinern steht es freilich mitunter kümmerlich, die größern aber liefern Schiffbauholz so stattlich als es auf dem festen Lande nur zu finden ist. Auf der Fahrt zwischen diesen Inseln hindurch hat man herrliche Prospekte, und diese wechseln in jeder Minute. Jetzt sind Sie durch eine enge Straße gefahren, und befinden sich in einem Becken, das auf allen Seiten von Land umgeben nur durch jene Straße mit dem See zusammenhängen scheint. Sie sehen sich nach einem Ausweg um, und suchen einen ähnlichen schmalen Kanal, auf einmal zeigt sich ein großes Wasserstück, das nur der Horizont begrenzt, nach wenig Minuten sind Sie abermals vom Lande eingeschlossen, und gleich darauf wieder ganz im Freien. Bald öffnen sich eben so unerwartet in einem solchen Becken, zwischen einer Gruppe von Inseln eine Menge verschiedener Straßen,

gleich so viel edlen Strömen, und die Inseln ziehn sich von allen Seiten in regelmäßiger Entfernung zurück, bis sie sich im Hintergrunde ganz aus dem Gesicht verlieren. Auch die zahllosen Jagdlager der Indianer mit dem Rauch ihrer Feuer, der zwischen den Bäumen emporsteigt, verschönern die Aussicht. Dieser See ist 25 Meilen lang und etwa 6 Meilen breit; von seinem obern Ende bis hieher (nach Kingston) hatten wir noch 15 Meilen, und kamen zeitig des Abends an.

Gewöhnlich braucht man zu dieser Reise 7 Tage, und die Beschaffenheit des Windes macht höchstens einen Unterschied von 3 Tagen, weil die Grundstangen doch immer das Beste thun müssen. Herunter kann man in zwei Tagen kommen, und die Strömung ist so heftig, daß auch der widrigste Wind die Reise nur um Einen Tag verlängern kann.

Der Mississippi ist der einzige Strom in Nord-Amerika, der sich mit dem St. Lorenz, vom Ontario bis in den Ozean gerechnet, messen könnte; betrachten wir aber die ganze Wassermasse, welche vom Winnipeg-See durch den Holzsee, den Obern-See und so fort nach dem Ozean fließt, als einen einzigen Strom, und also als eine Fortsetzung des St. Lorenz — und warum sollten wir das nicht, da er ja zwischen dem Ontario und der See ebenfalls durch vier, zwar weit kleinere, aber doch ansehnliche und eben so selbstständige Seen fließt? — so ist der Lorenz dem Mississippi in jeder Rücksicht weit überlegen. Den letztern rühmt man wegen seiner gleichförmigen Strömung, und der so sehr langen und ganz ununterbrochenen Schifffahrt für Schiffe von ziemlich beträchtlicher Ladung; dies abgerechnet muß er aber in mancher anderer Hinsicht dem eigentlich sogenannten St. Lorenz gar sehr nachstehen. Der Mississippi ist an seiner durch viele Inseln getheilten Mündung nicht 20 Meilen breit,

und die Bäume, welche als Treibholz aus den obern Gegenden herunter kommen, und hier, so bald sie nur das geringste Hinderniß finden, im Schlamm stecken bleiben, haben sich an diesen Mündungen so angehäuft, daß ein Schiff von mehr als 12 Fuß Wasser ohne die augenscheinlichste Gefahr darüber weg kommen kann. Jährlich setzt das Treibholz neue Holzdämme dieser Art an, und die alten werden größer, so daß, wenn man nicht Maßregeln dagegen ergreift, die Fahrt in wenig Jahren noch weit schwieriger seyn wird. Denn bekanntlich haben sich seit Entdeckung des Stroms an der Mündung mehrere Inseln und Landspitzen gebildet, und die Fahrwasser haben sich wesentlich verschlimmert. Der St. Lorenz hingegen ist an seiner Mündung nicht weniger als 90 Meilen breit, und bis Quebek, d. h. 400 Meilen weit, sogar für Linienschiffe fahrbar. Auch ist jetzt das Fahrwasser besser als es zur Zeit seiner Entdeckung war, und wird wahrscheinlich noch immer besser werden, da das reine von keinem Schlamm getrübt Wasser vom Ontario zur Zeit der Frühlingsfluthen so ungestüm herabströmt, daß es oft Kiesbänke und lose Steine hinwegnimmt und also das Bett vertieft. Sehen Sie nun überdies aus folgenden Angaben wie breit der Lorenzstrom ist, und was für Schiffe er tragen kann. Bei seiner Mündung, 00 Meilen breit; bei Cap Cat, 140 Meilen weiter h... pf, 30 Meilen breit; am untern Ende der Insel Orleans, 230 Meilen weiter hinauf, 18 Meilen; bei Quebek, 30 Meilen weiter hinauf, 5 Meilen. Bis hierher d. i. 400 Meilen von der Mündung, können Linienschiffe mit Sicherheit gehen. Beim See St. Pierre, 130 Meilen weiter hinauf, 14 Meilen; bei Montreal, 40 Meilen weiter hinauf, 2 bis 4 Meilen. Bis hieher, 560 Meilen weit vom Meere, können Schiffe, die 14 Fuß tief im Wasser gehen, mit Sicherheit fahren. Am See St. Louis, 18 Meilen weiter hin-

auf, 4 Meilen; bis zum See St. François, 25 Meilen weiter hinauf, 2 — 2 Meilen; bis zum Tausend Insel-See, 110 Meilen weiter hinauf, von einer Viertel- bis zu einer vollen Meile, und bis Kingston, 40 Meilen weiter hinauf, 2 — 6 Meilen breit. Für Bateaux und zwei Tonnen Last ist er, während dieses ganzen Laufes von 743 Meilen, überall schiffbar, ausgenommen an den Fällen oberhalb Montreal, am Fall im Dickicht und am langen Fall, wo die Bateaux geleichtert (d. i. zum Theil ausgeladen) werden müssen, wenn sie allzu schwer beladen sind; an diesen Orten können aber in Zukunft Raudle angelegt werden, um das Ausladen gänzlich zu ersparen. Obgleich die Seen mit dem atlantischen Meere unmittelbar nur durch den St. Lorenz verbunden sind, so sind doch drei andere Ströme, die in dieses Meer fließen, andern, welche sich in die Seen ergießen, so nahe, daß auch vermittelt ihrer zwischen den Seen und dem Meere Handel getrieben werden kann. In allem giebt es also vier Wege für diesen Handel, erstlich: den Mississippi und Ohio hinauf, dann in den Wabash-Miami, Muskingum oder Alleghani, und von da, über Trageplätze in irgend einen Fluß, der in den Erie-See fließt; dies ist eine Strecke von 1800 Meilen, auf welcher, je nachdem der Weg ist, den man vom Ohio aus nimmt, 1 — 18 Meilen Landtransport vorkommen; zweitens den Potomak hinauf, durch den Cheat. (Tschit) Monongahela, Alleghany und French-Creek, nach Presque-Isle, ebenfalls am Erie; dieser Weg beträgt von Washington an 450 Meilen, und darunter jetzt noch 80 zu Lande, in Zukunft aber, wenn die Schifffahrt geöffnet seyn wird, nur 50; drittens den Hudson herauf, und dann in den Mohawk, den Wood-Creek, den Oneida-See, und den Oswego, von Neu-York bis, an den Ontario 500 Meilen, worunter die Trageplätze 30 Meilen betragen;

viertens den St. Lorenz hinauf, von Montreal bis in den Ontario 440 Meilen mit 22 Meilen über Land. Hieraus ergibt sich, daß dieser letztere Weg nicht nur der kürzeste, sondern auch, in Rücksicht der Trageplätze, der bequemste ist; auch kann man hier einerlei Fahrzeug und Mannschaft behalten, dahingegen man, sowohl auf dem Wege von Washington als auf dem von Neu-York, auf jedem Fluß umladen oder die Boote selbst auf Waagen transportiren muß. Einen Trageplatz zu vermeiden ist immer viel werth, weil bei jedem Wechsel nicht nur die Transportkosten steigen, sondern auch das Risiko der Veruntreuungen größer wird, wenn die Güter durch mehrere Hände gehen. Doch auch ohne dies alles in Anschlag zu bringen, bleibt dieser Weg auch in einer andern Rücksicht immer noch der beste. Der St. Lorenz, der einen so reichen Zufluß aus dem Ontario hat, wird nemlich nie so seicht, daß nicht beladene Bateaux darauf sollten fahren können; dagegen die kleinen Flüsse, welche den North-River, den Patomak und den Mississippi mit den Seen in Verbindung bringen, im Sommer oft dermaßen austrocknen, daß man sie kaum in Canots passiren kann. So war zum Beispiel der Mohawk im Jahr 1796 vier Monat hindurch so seicht, daß man kaum irgendwo Waaren darauf transportiren konnte, und nachdem die Kaufleute im Hinterlande lange genug auf ihre Güter gewartet hatten, mußten sie sie endlich auf der Reise herbeischaffen. Die Schifffahrt auf dem Mohawk wird überhaupt von Jahr zu Jahr schlechter, und wenn nicht mehrere Kanäle angelegt werden, wird die Kommunikation zwischen Neu-York und den Seen auf die sem Wege bald gänzlich aufhören. Der Alleghany und French-Creek, die den Patomak mit dem Erie-See verbinden, trocknen ebenfalls sehr aus, und nur beim hohen Frühjahrswasser und nach heftigen Regengüssen lassen sich füglich Waaren darauf verschicken.

Montreal hat auch jetzt den Handel mit den Seen fast allein in Händen, denn nicht nur ist der Transport von dort um ein Drittel wohlfeiler als von New-York, sondern man kann auch dort wohlfeiler kaufen, als in den vereinigten Staaten, weil auf raffinierten Zucker, Kaffee, Weine und Brannntwein die Einfuhrzölle in Canada weit geringer sind, und alle andere englische trockene Waaren ganz von allen Abgaben frei eingeht, während sie in den vereinigten Staaten 10 pro Cent bezahlen, und diese doch die Einfuhr fremder Waaren aus Canada mit Abgaben nicht belegen können, weil bei der sehr ausgedehnten Grenze, die Konterbande durchaus nicht zu verhindern seyn würde. Der Handel von Montreal nach den Seen ist jetzt sehr beträchtlich, und nimmt jährlich zu; die brittischen Distschaften an den Küsten des Ontario, nemlich Niagara, Toronto, Canty-Bay und Kingston, enthalten schon an 20000 Einwohner, und auf der Seite der vereinigten Staaten nimmt die Bevölkerung ebenfalls sehr schnell zu. Eben so ist es am Erie-See und am Detroit. Wie wichtig der Handel mit dem Hinterlande ist, habe ich schon weiter oben auseinander gesetzt, und da nun derjenige Theil desselben, mit welchem Montreal zunächst Wassergemeinschaft hat, an Fruchtbarkeit und Größe keinem andern nachsteht, so wird wahrscheinlich Montreal in Zukunft an Wohlstand und Größe mit den ansehnlichsten Städten auf dem festen Lande von Nord-Amerika wetteifern können.

Dreißigster Brief.

Beschreibung von Kingston und dem dortigen Handel. —
Bemerkungen über den Ontario und die Schifffahrt auf
demselben. — Reise auf dem Ontario nach Niagara. —
Ueber dieses Fort und die neuen brittischen Posten.

Niagara, im September.

Kingston liegt an der Mündung einer tiefen Bay, an der nördlichsten Spitze des Ontario. Außer dem Fort und den Kasernen, in denen ein Detaschement gewöhnlich von 60 bis 100 Mann liegt, sind hier, außer einer Kirche von der bischöflichen Konfession, noch etwa 100 Häuser, die am Ende des amerikanischen Krieges größtentheils von Ausgewanderten aus den vereinigten Staaten erbaut wurden. Nur wenige darunter sind von Steinen. Das Fort ist ein Viereck aus Quadersteinen gebauet und hat vier Bastionen. Eine Zeitlang hieß es, nach dem Namen seines Erbauers Frontignac; in der Folge nannte man es nach einem Bach, welcher in die Bay fließt, Kadaraqui, und erst seit einigen Jahren ist ihm der Name Kingston beigelegt worden. Kingston ist ein ansehnlicher Handelsplatz und nimmt sich daher sehr schnell auf. Alle Waaren, welche für das obere Land den Foxenstrom herauf kommen, werden hier in Stapel gelegt, um in die zur Fahrt auf dem See eigens gebauten Schiffe verladen zu werden; auch ist hier der Stapelfort für alles Pelzwerk, das von den verschiedenen Posten an den nächst gelegenen Seen zusammengebracht wird. Was die Indianer, die in der Gegend sind, unmittel-

Weld's Reisen.

teibar zum Verkauf in die Stadt bringen, ist unbedeutend. Die angesehensten Kaufleute hier sind Compagnons von alten Häusern in Montreal und Quebec, und ein Fremder, besonders ein brittischer Unterthan, findet eine sehr freundliche Aufnahme bei ihnen. Im Herbst sind, wegen der niedrigen Lage an einem großen Morast, die Wechselfieber hier sehr gemein.

Die Bay bei Kingston hat guten Untergrund und ist der sicherste und bequemste Hafen am Ontario. Nächst dieser soll an der Südseite dieodus-Bay und die von Toronto an der Nordseite (letztere ist mit Niagara unter gleicher Polhöhe) die besten seyn; sie sind aber am Eingang versandet, und nur für Schiffe, die nicht mehr als 5 bis 6 Fuß Wasser ziehen, ohne Gefahr. Bei Kingston ist ein königliches Schiffswerft, und noch eins, das Privateigenthum ist; die meisten Schiffe, die den Ontario befahren, werden hier gebaut. Als wir über den Ontario fuhren, befanden sich auf demselben drei Schiffe von der königlichen Marine von 200 Tonnen Last, die 8 bis 12 Kanonen führten, desgleichen auch einige Kanonenboote; dem Traktat mit den vereinigten Staaten zufolge sollen sie aber alle bis auf eins abgetakelt werden. Ein Kriegsschiff hat immer vollaus zu thun auf dem See, um die Geschenke für die Indianer, die Vorräthe für die Truppen, und diese selbst, wenn sie einander von den verschiedenen Posten ablösen, zu transportiren. Jeder Offizier der auf den Außenposten Dienste thut, hat bei der Uebereinfahrt dahin auf dem Kriegsschiffe freien Transport für seine Bagage; auch können die Offiziere, wenn der Dienst es erlaubt, von einem Hafen zum andern Fracht, und so auch Passagiere, mitnehmen, welches zu ihren Sporteln gehört. Wo ein Militär-Posten ist, da steht der Schiffsoffizier unter den Befehlen des daselbst kommandirenden Offiziers, und darf ohne dessen Er-

laubniß nicht vom Bord gehen. Die Schiffsofficiere sind fast alle, den Kommodore mit eingeschlossen, französische Canadier und machen ein besonderes Korps aus; ihre Uniform ist blau und weiß mit großen gelben Knöpfen, worauf ein Biber geprägt ist, mit der Umschrift, C a n a d a.

Auf dem Ontario sind immer mehrere verdeckte Rauffarteischiffe, Schooner und Schaluppen von 50 bis 200 Tonnen Last und eine Menge großer Bateaux in Bewegung. Zur Befahrung desselben taugen nur entweder Seeboote oder ganz flach gebaute Fahrzeuge wie Bateaux und Kanois, die ohne Gefahr auf den Strand laufen können. Die Bewohner der vereinigten Staaten haben jetzt bloß Bateaux auf dem See, und da ihre Häfen alle so schlecht sind, so fragt sich, ob sie jemal andere Fahrzeuge dazu brauchen werden. Die großen brittischen Schiffe gehen größtentheils zwischen Kingston und Niagara, und legen selten anderswo als an einem von diesen beiden Orten an.

Auf dem Ontario — und noch mehr auf den entfernten Seen — Schiffe zu bauen und auszurüsten, ist sehr kostbar, weil alles Eisen und Tauwerk aus Großbritannien kommt. Doch wird man ohne Zweifel, wenn das Land erst bevölkert ist, alle diese Bedürfnisse hier an Ort und Stelle haben können, denn in Ober-Canada ist der Boden zum Hanfbau sehr tauglich, und Eisenerze hat man schon an mehreren Orten gefunden. Im Kleinen wird bereits Hanf gebauet, aber Eisengruben, die, wie alle Bergwerke die noch entdeckt werden möchten, ausschließendes Eigenthum der Krone sind, sind noch nicht eröffnet, weil die Regierung es bis jetzt rathsam gefunden hat, die Betriebsamkeit der Einwohner ungetheilt auf den Ackerbau hinzurichten. Auf dem Gebiet der vereinigten Staaten hingegen, deren Bewohner gern alles ergrei-

fen, was Gewinn hoffen läßt, hat man schon Nachforschungen nach Eisenerzen angestellt, welche sehr glücklich ausgefallen sind, und da sie wahrscheinlich die erforderlichen Werke anlegen werden, die dann das Eisen zu weit besseren Preisen würden liefern können, als das Europäische in Unter-Canada verkauft werden kann, so wird man wahrscheinlich auch unsererseits den Bergbau bald begünstigen, um den vereinigten Staaten einen so einträglichen Handelszweig nicht allein zu überlassen. In den entfernten Gegenden von Ober-Canada ist Kupfer häufiger, und da es auch leichter zu gewinnen ist, als alles bis jetzt entdeckte Eisenerz, so wird man sich dessen wohl, wo es irgend die Stelle des Eisens vertreten kann, lieber bedienen. An den Ufern eines Flusses, der an der Süd-West-Seite in den oberen See fällt, so wie auch auf den östlichen Inseln dieses Sees, hat man gediegenes Kupfer in großen Klumpen gefunden. Ich sah in Niagara ein Stück, das mehrere Unzen schwer, und so rein war, als ob es geschmiedet wäre; und dies war auf einer von diesen Inseln nur von einer größeren Masse abgeschlagen, die wenigstens 40 Pf. gewogen haben muß. Fast an allen Felsen auf diesen Inseln sieht man reiche Kupfergänge, und Erz das dem Vitriol gleicht, findet man in tiefen Betten nahe am Wasser. In ein Paar Stunden Zeit, könnte hier ein Bateau seine ganze Ladung Erz einnehmen, und damit in weniger als 3 Tagen bis an die Straße von St. Mary kommen; wenn man es von hier ein Paar Stunden Weges weit zu Lande fortschafft, so kann es hernach in größere Schiffe geladen werden, und ohne weitere Schwierigkeit oder Aufenthalt in 6 Tagen in Niagara seyn.

Indessen ist nicht bloß der Bau und die Ausrüstung der Schiffe auf dem See kostbar, sondern auch ihre Unterhaltung: denn sie nutzen sich weit schneller ab,

als Schiffe auf dem Ozean, welches man der Kälte des Wassers zuschreibt; und dann sind auch Matrosen nicht anders als zu sehr hohem Lohn zu haben, und man muß ihnen, die 5 Monate, da die Schiffe des Eises wegen still liegen, noch dazu für voll bezahlen. Man verschreibt sie größtentheils aus den Seehäfen; weil zu dieser sehr gefährlichen Schifffahrt keine andere als die geschicktesten und erfahrensten Leute taugen.

Der Ontario ist der östlichste von den vier großen Seen, durch welche die Grenzlinie zwischen den vereinigten Staaten und Ober-Canada geht. Er ist von Osten nach Westen 120 Meilen lang, seine größte Breite ist 70 Meilen, und seine Oberfläche ist auf 2,390000 englische Morgen berechnet. Er friert im Winter nur im Angesicht des Landes, die Bayen aber und die Flüsse die sich in ihn ergießen, gehen immer zu. Dieser See ist weit weniger stürmisch als die andern, und nach Verhältnis seiner Größe außerordentlich ruhig. Am ersten Abend unserer Reise, war auch nichts, das einer Welle ähnlich war, zu sehn, und auch in der Folge waren sie nie so hoch, daß sie irgend einem Reisenden den kleinsten Anfall von Seekrankheit verursacht hätten. Das Wasser ist von gutem Geschmack, und man trinkt unterwegs kein anderes. Die Tiefe ist überall beträchtlich, und an einigen Stellen unergründlich. Dies giebt dem Wasser, wenn man über Bord sieht, eine schwärzliche Farbe; es ist aber nicht desto weniger sehr klar, und man kann etwas weißes, das über Bord geworfen wird, mehrere Klafter tief unter der Oberfläche verfolgen. Indes ist er hierinn mit dem Oberen-See nicht zu vergleichen, wo man, nach Herrn Carver's Bericht, bei windstillem Wetter die Gestalt der Steuermassen auf dem Boden unterscheiden kann, und dessen Wasser so rein und durchsichtig ist, daß, wenn man hineinsieht, das Kanot in der Luft zu schweben scheint.

Nicht nur die Indianer, sondern auch viele von den Ältesten Weißen, die an den Küsten des Ontario wohnen, behaupten steif und fest, das Wasser steige und falle abwechselnd alle sieben Jahr, andere leugnen diesen periodischen Wechsel. Nach allem, was man von andern großen inländischen Gewässern weiß, wäre dies eine in ihrer Art beispiellose Erscheinung, so daß ich in Versuchung bin, dies Vorgeben für eine bloße Einbildung zu halten. Ein Mann der nahe bei Kingston, dicht am Ufer des Sees, wohnt, und zu solchen Beobachtungen mehr Muße hat, als die meisten Einwohner, sagte mir ebenfalls, er beobachte nun den See seit beinahe 14 Jahren, und er glaube auch nichts von der Sache. Einige sehr alte Leute in seiner Gegend hätten zwar früh genug vorhergesagt, das Jahr 1795 würde das hohe Jahr seyn, und das Wasser habe wirklich im Sommer eine ungemeine Höhe erreicht. Indes schreibe er dies zufälligen Ursachen zu. Auch hatten dieselbigen Leute damals einstimmig behauptet, das Wasser sey nicht höher als es im hohen Jahre immer zu seyn pflege, und doch habe es eine wenigstens 30 Jahr alte Baumgruppe zerstört, der früher das Wasser nichts angehabt habe, woraus man also sehen könne, wie viel auf ihre Beobachtungen zu gehen sey. Indessen scheint mir dieses Faktum für keine Seite beweisend zu seyn. Herr Carver sagt, die Franzosen hätten an dem Wasser in der Straße Michillimakinak, zwischen den Seen Michigan und Huron, ein eben solches Steigen und Fallen beobachtet, das seine Periode in 15 Jahren vollende, und, fügt er hinzu, die Engländer sind bis ist noch nicht lange genug im Besitz dieses Forts gewesen, um jene Behauptung zu bestätigen oder zu widerlegen. Leider ist auch seitdem nichts näheres darüber bekannt geworden, da Personen, die glaubwürdige Beobachtungen darüber anzustellen im Stande wären, in diesen Gegenden nicht lange genug an einem Orte bleiben. Und so wird auch

wohl, in Beziehung auf den Ontario, nicht eher entschieden werden, wie es sich mit dieser Naturerscheinung verhält, bis bei mehrerer Bevölkerung Leute hier seyn werden, die für Untersuchungen solcher Art mehr Muße und mehr Sinn haben werden, als die izzigen, die bloß an Ackerbau und Handel denken. Es kommt nemlich hiebei auf sehr genaue Beobachtungen an: wie viel Regen gefallen, wie sich die Ausdünstung und der Stand des Windes verhalten, deren Maaß und Richtung auf die Höhe des Wassers in allen diesen Seen einen wesentlichen Einfluß hat. So sah ich selbst bei Fort Erie das Wasser in wenigen Stunden volle 3 Fuß fallen, als der Wind sich plötzlich aus Westen, woher er einige Tage geweht hatte, nach Osten drehte. Auch müßten diese Beobachtungen an mehreren Orten des Ufers zu gleicher Zeit angestellt werden, weil das Wasser aus unbekannten Ursachen an einigen Stellen beträchtlich vorrückt, und an andern zurückweicht. Zwischen dem Steinhause in Fort Niagara und dem See war, als jenes erbaut wurde, ein großer Garten, jetzt beträgt der Zwischenraum gewiß nicht mehr als 90 Fuß. Eine Wasserbatterie, die erst am Anfange des gegenwärtigen Krieges unten am Ufer außerhalb der Mälle erbaut wurde, ist seit zwei Jahren so weggeschwemmt, daß keine Spur davon übrig ist.

Außer diesem siebenjährigen Steigen und Fallen, wollen einige noch ein anderes bemerkt haben, welches in 24 Stunden mehreremal wiederkehre. Mehrere von meinen Gefährten auf dem Schiffe behaupteten, daß dies in der Canty Bay ganz regelmäßig gesehen würde, und daß sie selbst auf einer Mühle am Eingang derselben, das Wasser alle 4 Stunden um 14 Zoll hätten steigen sehen. Da man aber hievon weder in Niagara und Kingston, noch an den offenen Küsten des Sees etwas weiß, so ist es bloß dem großen Einfluß zuzuschreiben, den auch die geringste Veränderung des Windes auf diese

nach oben zu immer enger werdende Bay äußert, und man wird selten finden, daß der Wind in den nächsten zwei Stunden eben so stark ist, als in den vorhergehenden. Ob man, auch bei vollkommener Windstille, wo es sich am deutlichsten zeigen müßte, wenn es eine regelmäßige Ebbe und Fluth wäre, das nemliche beobachtet hat, habe ich nicht erfahren können.

Ich komme nun zur Geschichte unserer Reise zurück. Wir dingten uns schon den Tag nach unserer Ankunft in Kingston auf einen Schooner von 180 Tonnen Last ein, der nur auf guten Wind wartete, um nach Niagara abzugehn. Man bezahlt für die Fahrt über den See in der Kajüte 2 Guineen, und halb so viel, wenn man sich im Steuermanns-Raum behelfen will; dies ist ein leidlicher Preis, weil man dafür zugleich beköstigt wird. Der Kapitäns-Tisch, in der Kajüte, war sehr gut besetzt, wir hatten Porter- und Xeres-Wein, und Brantwein aller Art. Die Fracht für Güter ist verhältnißmäßig theurer. Man zahlt für die Tonne (zweitausend Pfund an Gewicht) 36 Schilling Sterling, das heißt, beinahe eben so viel, als man vor dem jezigen Kriege für die Fracht übers Atlantische Meer bezahlte; indeß ist es nicht zu viel, wenn man alles in Erwägung zieht, was die Schifffahrt hier vertheuert.

Am 7ten September, Nachmittags, ward der Wind günstig, die Passagiere wurden an Bord gefordert, die Anker gelichtet, und in wenig Minuten waren wir auf dem See. Die ersten anderthalb Meilen ist die Aussicht sehr beschränkt, wegen der vielen großen Inseln linker Hand, sobald man aber um eine vorzüglich weit hervorragende Landspitze herumkommt, öffnet sich eine weite Aussicht auf dem See, die an einem hellen stillen Abend, wenn die Sonne hinter den hohen Waldbäumen an der Küste untergeht,

ausnehmend groß und schön ist. Nach wenigen Stunden legte sich der Wind, und wir rückten die Nacht über nur wenig vor; am 8. früh erhob sich eine frische Luft, und vor Mittag hatten wir das Land aus dem Gesichte verlohren. Unsere Reise war nun von einer Seereise gar nicht unterschieden. Das Schiff wurde nach dem Kompaß gesteuert, das Log regelmäßig ausgeworfen, der Weg im Tagebuche verzeichnet, und über alles an Bord Buch geführt. So segelten wir ohne Land zu sehen bis den 9. Abends, da wir die blauen Hügel in der Gegend von Toronto an der nördlichen Küste ansichtig wurden, die uns aber auch bald wieder aus dem Gesichte kamen. Diese Hügel ausgenommen, sind die Ufer überall flach und sandig, daher man das Land immer in wenigen Stunden aus dem Gesicht verliert. Am 10. bei Tagesanbruch, sahen wir Fort und Stadt Niagara zur Linken vor uns, und hofften in wenigen Stunden vor der Stadt zu seyn, als wir aber an die, bei der Mündung des Niagara befindliche Untiefe kamen, drehte sich der Wind plötzlich; vergebens versuchten wir hinüber zu laviren, wir mußten 2 Meilen vom Fort Anker werfen. Dieses zeigt sich vom Wasser aus sehr vorthellhaft, die Stadt aber sieht armselig aus, da sie dem Fluß ganz parallel läuft, und man also nur einige schlechte Häuser sieht die vorn an liegen. Wir frühstückten, kleideten uns an, und wurden mit mehreren Passagieren die an Land gehen wollten, im kleinen Boot bei Mississaguis-Point ausgesetzt, von wo man nach der Stadt einen angenehmen Spaziergang hat, etwa eine Meile lang, und zum Theil durch Wald.

Die Mississaguis-Spiße hat ihren Namen von den Mississaguis-Indianern, die immer in großer Anzahl dort gelagert sind. Dies ist ein sehr zahlreicher Stamm, welcher die Küsten des Outario bewohnt. Man hält sie für die besten Jäger und Fischer, aber,

obgleich die Männer alle sehr stämmig sind, für nicht so kriegerisch als andere Nationen in dieser Gegend. Sie sind dunkler von Farbe als alle Indianer, die ich kennen gelernt, und manche sind fast so schwarz als Neger. Sie sehen überaus schmutzig und unreinlich aus; die Weiber salben Haare, Nacken und Gesicht so reichlich mit Thran und rauchigem Fett, daß man ihnen zumal in warmen Tagen um des unerträglichen Geruchs willen geru auf mehr als drei Schritte weit vom Leibe bleibt. Bei unserer Ankunft in Niagara, fanden wir sie in großer Anzahl truppweise in den Straßen zerstreut, und betrübt über den Verlust eines sehr erfahrenen und beliebten Anführers, Namens Wompakanon. Dieser war bei einer Schlägerei in Toronto oder York, bei welcher Stadt ihr größtes Dorf liegt, dem Vernehmen nach von einem Weißen getödtet worden. Die übrigen Anführer hatten deshalb gleich ihre Krieger versammelt, und waren hieher nach Niagara gekommen, um sich bei dem Gouvernement förmlich zu beschweren. Um sie zu besänftigen, hatte der kommandirende Offizier ganz ansehnliche Geschenke unter sie austheilen lassen, unter andern viel Lebensmittel und nicht wenig Rum; davon hatten sie den Tag vorher, wie gewöhnlich, tapfer geschmauset, schienen aber nun, da der Rum verzehrt und verbraucht war, den Tod ihres armen Wompakanon sehr tief zu fühlen. Aus Besorgniß es mit der Regierung zu verderben, getrauten sie sich freilich nicht sich durch offenbare Thätlichkeit zu rächen; indeß versicherte mich ein Bekannter, der beim Indianischen Departement in Diensten steht, daß so etwas bei ihnen nur durch Blut gebüßt werden könne, und daß sie um den Tod ihres Anführers zu rächen, bei der ersten günstigen Gelegenheit, sollte es auch erst nach 20 Jahren seyn, einen Weißen, und vielleicht einen ganz unschuldigen, umbringen würden.

Die Mississaguia Indianer in Kingston, Niagara und anderen Städten am See reichlich Fische und Wildpret zu Markte, und vertauschen es gegen Rum und Brod. Wir wurden in Kingston einmal mit einer sehr großen vortreflichen Reheule und einem Lachs, der wenigstens 15 Pfund wog, bewirthet, welches beides unser Wirth für eine Flasche Rum und ein Brod gekauft hatte, ein Handel, mit dem der Indianer sehr zufrieden gewesen war. Den Lachsfang treiben sie gewöhnlich bei Nacht. Ihrer zwei setzen sich in ein Kanot, der eine sitzt am Hintertheil und rudert, der andere steht neben einer angezündeten Kiensackel am Vordertheil mit dem Wurffspieß in der Hand. Das Licht lockt die Fische herbei, er wirft nach ihnen und verfehlt sie selten. Der Ontario und alle Flüsse, die sich in diesen See ergießen, haben vortreflichen Lachs im Ueberfluß, dergleichen viele andere Seefische, die den Lorenzstrom heraufkommen; nächst dem giebt es in diesen Gewässern auch so vielerlei Süßwasser-Fische, daß gewiß viele Gattungen noch gar nicht benannt sind. Der Lorenzstrom ist ebenfalls überall sehr fischreich; viele behaupten daher, daß, wenn man die Fischerei, und namentlich den Lachsfang gehörig betriebe, dies für die Provinz eben so einträglich seyn würde, als der Pelzhandel. Man will auf dem Ontario auch große Amphibien, Seewölfe und Seekühe, Thiere, die gewöhnlich ein bis zweitausend Pfund wiegen, gesehen haben. Daß grade diese vorhanden sind, scheint noch zweifelhaft, so viel aber ist gewiß, daß man bisweilen, bei der Fahrt über den See, Thiere von ungeheurer Größe auf dem Wasser spielen sieht. Unter den größern Fischen ist der Stör der gewöhnlichste, und man findet ihn auch in Land-Seen, die keine Gemeinschaft mit dem Meere haben; er ist jedoch nur des Lhranes wegen schätzbar, aber gar nicht wohlschmeckend, wie denn überhaupt nordwärts vom

James Fluß in Virginien der Stör von schlechtem Fleisch und kaum zu genießen ist.

Der Niagara Strom kommt gerade von Süden, und fällt 30 Meilen ostwärts vom westlichen Ende des Ontario in diesen See. Er ist an der Mündung 900 Fuß breit, und bei weitem der größte unter den Flüssen, die sich in den Ontario ergießen. Auf der östlichen Seite liegt das Fort, welches jetzt den vereinigten Staaten gehört, und gegenüber die Stadt, die noch immer Niagara heißt, ob sie gleich erst Lenox, dann Nassau, und nur seit kurzem, auf Anordnung der Legislatur, Newark heißen sollte. Schade daß man die großen vollstündenden Indianischen Namen verdrängen will. Newark, Kingston, York sind ein schlechter Ersatz für Niagara, Catacagui, Toronto. Niagara ist bis jetzt die Hauptstadt von Ober-Canada gewesen, und ist es noch; es war aber bereits vor unserer Ankunft Befehl ergangen, daß der Sitz der Regierung nach York verlegt werden sollte, weil diese Stadt, als weiter von der Grenze der vereinigten Staaten entlegen, sich besser zum Versammlungs-ort für das Gesetzgebende Landes-Kollegium schicke. Mit dieser Maßregel ist man aber nichts weniger als allgemein zufrieden, weil in Niagara für das gesellige Leben schon weit mehr geschehen ist; und da der Gouverneur, der die Sache in Anregung brachte, jetzt abgerufen worden ist, so glaubt man, daß nichts daraus werden wird. Die Verlegung nach Toronto sollte übrigens nur ein vorläufiger Schritt seyn; der eigentliche Plan aber war am Trenche-Fuß, der in den St. Clair fließt, und jetzt die Themse benannt worden ist, eine neue Stadt zu bauen, ihr den Namen London beizulegen, und diese zum Sitz der Regierung zu machen. Das Lokal hat mancherlei Vortheile; die Stadt läge an einem schönen schiffbaren Fluß, in einer gesunden fruchtbaren Gegend, mitten in der Provinz,

und hätte nach allen Seiten hin eine große Wasserkommunikation. Es giebt bereits einige Niederlassungen an den Ufern dieses Flusses und es zieht sich eine Menge neuer Ansiedler nach dieser Gegend hin, so daß vielleicht in Zukunft einmal die Hauptstadt der Provinz dort sehr wohl gelegen seyn würde; aber jetzt gleich den Sitz der Regierung an einen Ort zu verlegen, der noch zur Zeit nichts besser als eine Wüsthübe ist, das würde für das Publikum unzählige Unbequemlichkeiten haben, ohne den geringsten wesentlichen Vortheil zu bringen.

Die Stadt Niagara enthält, außer den unentbehrlichsten öffentlichen Gebäuden, etwa 70 größtentheils hölzerne Häuser; die zunächst nach dem See hin gelegen sind armselig; in der obern Stadt sind einige, worin die vornehmsten Beamten wohnen, gar nicht feibel. Die meisten Personen, welche in Ober-Canada Aemter bekleiden, sind Engländer, und Leute von Erziehung, und das muß die Hauptstadt zu einem angenehmen Aufenthalt machen, sie liege übrigens wo sie wolle. Wenige Orte in Amerika können sich rühmen so schnell als diese kleine Stadt emporgekommen zu seyn; der größte Theil der Häuser ist erst seit fünf Jahren erbauet, und noch immer vergrößert sich der Ort, weil auch der Handel mit dem Hinter-Lande, längs der Küste der obern Seen, der ohne Ausnahme über Niagara geht, immer zunimmt, und die Einwanderung aus dem Gebiete der vereinigten Staaten immer noch fort dauert. Die Menschenzahl vermehrt sich hier in der Gegend immer so schnell, daß Baustellen, Vieh, Lebensmittel und alle Bedürfnisse seit drei Jahren um 50 pro Cent im Preise gestiegen sind.

Die Ufer des Niagara sind steil und hoch, und haben auf beiden Seiten große Ebenen. Die Stadt steht auf dem westlichen Ufer, sie hat eine schöne Aussicht auf den See und die Küsten, und ihre Lage ist

für das Auge sehr angenehm. Da sie so sehr über die Wasserfläche erhaben ist, sollte man meynen sie müsse auch gesund seyn; aber leider verhält sich dies ganz anders. Als wir in die Stadt kamen, mußten wir vor vier verschiedenen Wirthshäusern vorsprechen, ehe wir Quartier fanden, indem die Leute überall so krank am Fieber waren, daß sie uns nicht aufnehmen konnten, und in der ganzen Stadt war kein Haus ohne Kranke dieser Art; in manchem lag die ganze Familie, und im Fort war die ganze Garnison bis auf einen Korporal und neun Mann außer Stande Dienste zu thun. Uns war unter diesen Umständen natürlich sehr bange für uns selbst; man versichert uns aber, es habe jetzt keine Gefahr mehr, die Krankheit sey in ihrer letzten Periode und seit vierzehn Tagen kein Gesunder damit befallen worden. Zur Vorsicht nahmen wir jedoch des Morgens nüchtern ein Glas Brannntwein mit einem Theelöffel voll China, welches man für das beste Präservativ hält. Aber nicht Niagara allein, sondern ganz Ober-Canada und die zu den vereinigten Staaten gehörenden südlichen Küsten der Seen sind eben so ungesund. In der Mitte des Juli fängt die Krankheitszeit an und hört erst zu Anfang Septembers auf, wenn die Nächte anfangen kalt zu werden. Intermittirende Fieber sind die gewöhnlichsten, in einigen Gegenden hat man aber auch anhaltende, und ganz besondere Arten davon, die gewissen Strichen eigenthümlich sind, und deren Natur noch gar nicht gehörig untersucht und bestimmt ist. So giebt es ein besonderes bössartiges Fieber am Genesee, (der von Süden her in den Ontario fließt) welches man nur das Genesee-Fieber nennt, und woran jährlich viele Menschen sterben; ein anderes am Miami, der in den Erie-See fällt. Aerzte sind im Hinterlande von Amerika überall sehr selten, und wenn es auch mehrere gäbe, so sind doch die Ansiedlungen so zerstreut, und so weit aus-

einander, daß sie von keinem großen Nutzen seyn könnten. Ohneachtet solcher Gestalt in Krankheitsfällen auf die Hilfe der Kunst so wenig zu rechnen ist, so nehmen doch die Amerikaner bei der Wahl eines neuen Wohnplatzes selten oder nie Rücksicht darauf, ob die Gegend eine gesunde Lage hat oder nicht. So zieht von dem schönen und gesunden, aber in Absicht auf den Boden etwas dürftigen, Ufer des Susquehannah alljährlich eine Menge Menschen nach dem Genesee, ohne sich daran zu kehren, daß hier im Herbst von Jedem immer Neun von bössartigen Fiebern befallen werden; aber freilich hier ist der Boden so reich, daß ehe er durch den Mais mehrere Jahre hintereinander etwas ausgefogen ist, der Weizen, nach dem Ausdruck der Landleute, ganz in den Halm läuft; der Halm ist oft 14 bis 15 Fuß lang und zwei Drittheile davon lagert sich auf die Erde.

Ungefähr dreiviertel Meilen vor der Stadt steht am Ufer des Flusses ein Gebäude, wo während Winters die Schiffs-Offiziere Quartier nehmen; dicht davor ist ein geräumiger Kai zum Ausladen der Güter, und um im Winter die Schiffe vor vom Eise zu schützen. Längs dieses Kais liegen viele große Magazine, die theils der Krone, theils Privatleuten gehören. Jenes steinerne Gebäude ist jetzt den Truppen eingeräumt, die seit der Uebergabe des Forts einstweilen darin einquartirt sind, bis das Blockhaus, welches oben am Ufer für sie gebaut wird, bezogen werden kann.

Fort-Niagara steht unmittelbar an der Mündung des Flusses auf einer Landspitze, die auf der einen Seite vom Fluß, auf der andern vom Ontario bespült wird. Nach dem Wasser zu ist es pallisadirt, und hinter den Pallisaden ist auf der Flußseite ein großer Erdwall mit Schießarten, und auf der See-seite ein großes steinernes besestigtes Haus. Nach

der Landseite hin sind mehrere Batterien, Redouten und Parallelen, und an den Thoren und einigen andern Plätzen starke Blockhäuser angelegt. Das Fort mit seinen Außenwerken nimmt etwa fünf Morgen Landes ein, und erfordert eine Garnison von 500 Mann und 30 bis 40 Stück schweres Geschütz. Die Garnison, welche die Republik darin unterhält, beträgt aber nur 50 Mann, und in dem ganzen Fort befinden sich nur vier kleine Feldstücke, die an den vier Ecken aufgeschlängt sind. Dieses Fort ist von den Franzosen erbaut worden, und gehörte mit zu der großen Kette befestigter Posten, die längs den Seen und westlichen Gewässern angelegt waren. Sie bauten hier zuerst das vorgedachte steinerne Haus, nachdem sie sich von den Indianern ein förmliches Versprechen hatten geben lassen, daß die Bauleute während der Arbeit nicht gestört werden sollten. Die Indianer bewilligten dies um so eher, als es ihren Begriffen nach höchst ungastfreundlich gewesen seyn würde, einigen Kaufleuten so viel Platz zu versagen, daß sie ein Haus bauen könnten, um sich gegen die Witterung zu schützen: sie waren aber höchlich verwundert, als aus dem Hause ein Gebäude wurde, dergleichen sie zuvor noch nie gesehen hatten. Nun hätten sie die Fremden gern aus ihrer Wohnung vertrieben, es war aber zu spät. Im Fluß des Hauses war ein Brunnen gegraben, und überhaupt war es auf den Fall einer Belagerung mit allem Nöthigen versehen. Nach und nach wurden die andern Werke errichtet, um das Haus zu verstärken, und im Jahr 1759 war der Ort so fest, daß er eine Zeitlang den Truppen unter dem Kommando des Sir William Johnston widerstehen konnte. Seitdem das Fort in brittischen Besiz gekommen ist, sind die Werke noch sehr vermehrt worden. Das steinerne Haus ist ein geräumiges Gebäude, und ist jetzt, wie es auch ehemals war, zum Quartier für die Staats-Offiziere eingerichtet.

gerichtet. Hinten hinaus ist ein großer Saal, der eine herrliche Aussicht auf den See und die fernen Berge bei Toronto hat. Ehedem war dies der Speisesaal der Offiziere, und als solcher immer sehr reinlich und elegant. Die amerikanischen Offiziere aber speisen lieber in einer von den Küchen, und der schöne Saal verfällt ganz. Ueberhaupt sieht es jetzt im ganzen Fort, von einem Ende bis zum andern, überall schmutzig aus, und die Soldaten haben kein bessers Ansehn als ihre Quartiere. Wir besahen das Fort an einem Sonntag Morgen, und obgleich an diesem Tage überall, selbst in den vereinigten Staaten, die Soldaten besser angekleidet zu seyn pflegen, als sonst, so waren sie doch größtentheils so schmutzig, als hätten sie die ganze Woche unausgesetzt in den Transcheen gearbeitet: der Bart bewies, daß das Scheermesser ihm seit mehreren Tagen nicht zu nahe gekommen war, eben so lange schien das Haar nicht gekämmt worden zu seyn, die Wäsche war schmutzig, die Flinten rostig und die Kleider zerrissen. Daß die Kleider und andere Montirungsstücke der gemeinen Soldaten nicht besser sind, wunderte mich in so fern nicht, weil die westliche Armee der Staaten in jeder Rücksicht so schlecht gehalten wird; aber auf die Keinlichkeit sollten doch die Offiziere etwas besser sehen. Alle ihre Grenzgarnisonen haben mehr an Krankheiten gelitten, als die brittischen, und hieran ist gewiß größtentheils Mangel an Keinlichkeit Schuld, denn die Leute sind so stark und so tüchtig, als sonst irgendwo. Die sogenannte westliche Armee der Amerikaner, die vor einiger Zeit gegen die Indianer kommandirt wurde, und deren Anführer zugleich die dortige Grenze berichtigen sollte, ist von Anfang an unverantwortlich vernachlässiget worden. Den General Wayne, der sie als Chef kommandirt hatte, hörte ich selbst in Philadelphia erzählen, daß, kurz nachdem sie ihren Marsch angetreten hätten, mehr als ein Drittheil seiner Mannschaft von der

Kuhr befallen worden wäre, daß die Wundärzte nicht einmal Medizinkassen gehabt, und daß er gewiß den größten Theil seiner Leute eingebüßt haben würde, wenn nicht nach vielen vergeblichen Versuchen ein junger Chirurgus die Rinde von einer Art gelber Pappel als ein gutes Heilmittel ausfindig gemacht hätte. Eben so sagte er, wären seine Leute oft in Gefahr gewesen aus Nachlässigkeit des Kommissariats auf dem Grunde und Boden der Republik Mangel zu leiden. Noch vor kurzem habe es um das Proviantwesen so schlecht ausgesehen, daß, als die brittischen Offiziere dem kommandirenden General der Republik wissen ließen, sie hätten nun Befehl die Posten zu übergeben, sobald er davon würde Besiz nehmen können, dieser ihnen zurücksagen ließ, daß, wenn sie ihm nicht bei seiner Ankunft an den Seen mit Proviant aushelfen könnten, er noch in vielen Wochen nicht daran denken könnte, sich in Marsch zu setzen. Unser Offizier überließ hierauf der amerikanischen Armee 50 Tonnen gesalzenes Fleisch; aber dennoch traf sie erst lange nach dem zur Ueberlieferung bestimmten Tage an Ort und Stelle an. Diese Armee besteht fast ganz aus Irländischen und Deutschen Redemptioners *), welche, so wie sie landeten, enröllirt worden sind, ehe sie noch wissen konnten, wie viel man in Amerika, auch als ein bloßer Tagelöhner, verdienen kann. Die Landskinder, die das wissen, und nur auf Geld denken, hüten sich wohl gemeine Soldaten zu werden, weil auf jede andere Art weit mehr zu erwerben ist. Bis zur Ratifikation des letzten Traktats sind die amerikanischen Pamphlets voll der größten Injurien gegen die brittische Regierung gewesen, daß diese Niagara und die andern Posten an den Seen nach der Unterzeichnung des Friedens noch immer in Besiz be-

*) Was Redemptioners sind, wissen die Leser aus dem neunten Briefe.

hielt. Man überlegte also nicht, daß, wenn nun die brittischen Truppen sich von diesen Posten auf einmal zurückgezogen hätten, die Indianer, in deren Gebiet sie liegen, sie wahrscheinlich zerstört haben würden, ehe die Truppen der Republik, welche erst mehr als hundert Meilen durch eine bloße Wildniß marschiren mußten, davon hätten Besitz nehmen können. Ueber dies waren die vereinigten Staaten gar nicht im Stande gleich nach dem Kriege so starke Besatzungen darin zu halten, als zu ihrer Vertheidigung, so lange sie noch in Feindseligkeiten mit den Indianern lebten, nöthig gewesen wären. Indes behaupte ich freilich nicht, daß die brittische Regierung diese Posten nur deshalb so lange behalten habe, um sie zum Vortheil der Amerikaner gegen die Wilden in Schutz zu nehmen und um ihnen zehn Jahre lang die Unterhaltungskosten davon zu ersparen; sondern es geschah allerdings bloß, um an den Besitz ein Unterpfand für die Erfüllung gewisser Bedingungen zu haben, denen sich einige Staaten nicht gern fügen zu wollen schienen. Im letzten Freundschafts- und Kommerztraktat sind aber alle jene Bedingungen zur Zufriedenheit von Großbritannien gänzlich berichtigt, und also die Posten nunmehr auch übergeben worden. Alle Zeitungen in den vereinigten Staaten rühmten es, wie rechtlich und verbindlich die brittischen Offiziere bei dieser Uebergabe zu Werke gegangen wären: man fand alle Gärten gut unterhalten und in tragendem Zustande, und der abziehende Besitzer hatte nicht das mindeste vernachlässigt.

In den vereinigten Staaten erwartete man von diesen Posten, unmittelbar nach der Besitznahme, außerordentliche Vortheile, und stellte sich vor, daß dadurch die Republikaner nun auf einmal von allem Handel auf den Seen Herr werden, und daß namentlich vom Pelzhandel wenigstens drei Viertel ihnen zufal-

len würden. Jetzt da sie die Posten wirklich inne haben, sehen sie ein, wie nichtig diese Einbildungen gewesen sind. Es sind dieser Posten vier: die Forts Oswego und Niagara an den Mündungen dieser beiden Flüsse, die in den Ontario-See fallen, Fort Detroit an den westlichen Ufern des Detroit-Flusses, und Fort Michillimackinac an der Straße gleiches Namens, zwischen den Seen Michigan und Huron. Von Oswego hatten wir nie den geringsten Vortheil: die Gegend umher ist auf mehrere Meilen ein bloßer Wald, von wenigen Indianern bewohnt, die überdies ihr Pelzwerk nach Kingston brachten, wo es ihnen wegen der Konkurrenz der Käufer, besser bezahlt wird; überdies stand der Fluß schon immer den Bewohnern der vereinigten Staaten offen, und sie trieben von Neu-York aus nach dem Ontario hin Handel darauf. Sie haben also durch die Uebergabe dieses Plazes nichts gewonnen, was sie nicht auch vorher schon gehabt hätten, und die brittische Regierung spart die Kosten einer unnützen Garnison von 50 Mann. In Niagara wird viel Pelzwerk aufgekauft, und der Handel ist nicht unbedeutend, da aber die Stadt, in der er eigentlich seinen Sitz hat, auf der brittischen Seite liegt, so sind auch die wenigen Kaufleute, welche innerhalb des Forts wohnten, so bald von der Uebergabe desselben nur von fern die Rede war, in die Stadt herüber gezogen. Durch den Besitz des Forts haben also die Republikaner nicht das geringste von diesem Handel an sich gezogen, auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sich am Fort Kaufleute von den vereinigten Staaten niederlassen werden, weil die brittischen Kaufleute für die europäischen Waaren, die den Lorenzstrom heraufkommen, bessere Preise geben können; und, was den Ankauf des Pelzwerks betrifft, so werden die Indianer, die den Engländern in eben dem Maasse zugethan sind, als sie gegen den

neuen Staat einen eingewurzelten Haß hegen, gewiß nicht ihre alten Freunde, die noch dazu bessere Preise bezahlen, verlassen, um ihre Waaren ihren Feinden zuzuführen. Detroit ist von allen übergebenen Posten unstreitig der wichtigste: es ist eine Stadt von 1200 Einwohnern. Indessen ist seit der Uebergabe schon eine neue Stadt auf der andern Seite, 18 Meilen tiefer herunter, angelegt, und mehrere Kaufleute haben sich dorthin begeben. Die Meisten sind zwar noch zu Detroit, aber Bürger der vereinigten Staaten ist fast keiner geworden, und sie werden sich auch wohl, wenigstens vor der Hand, schwerlich dazu entschließen. Zu Folge des letzten Traktats, dürfen sie ein Vierteljahr da bleiben, ohne sich überall hierüber zu erklären, und wenn sie dann brittische Unterthanen bleiben wollen, sollen sie nicht im geringsten beunruhigt werden, sondern ihren Handel nach wie vor treiben können. Vom Pelzhandel werden wir also auch durch die Uebergabe dieses Plazes wenig einbüßen. Michillimackinac ist ein kleines passirbares Fort auf einer Insel. Die Agenten der Nord-West-Kompagnie zu Montreal, und noch einige einzelne Kaufleute, wohnten innerhalb desselben, und tauschten daselbst gegen europäische Waaren das Pelzwerk ein, welches die Indianer, die die einzigen Bewohner der umliegenden Gegend sind, hinbrachten. Nun hat man gleich bei Räumung dieses Forts, nicht weit davon, in der Straße St. Mary zwischen dem Obern-See und dem Huron, auf der Insel St. Joseph ein anderes erbaut und eine kleine Garnison hineingelegt. Freilich haben sich in Michillimackinac verschiedene Kaufleute aus den vereinigten Staaten niedergelassen; da aber der neue brittische Posten dem alten so nahe ist, so werden gewiß die Indianer ihren alten Freunden den Vorzug geben. Hieraus ergibt sich: daß die Einwohner der vereinigten Staaten durch den Besitz dieser Posten nur einen kleinen Theil

von einem einzelnen Zweige des Pelzhandels, nemlich den auf den nähern Seen, an sich ziehen können, daß es überspannt ist, von drei Viertheilen desselben zu reden, da der Handel auf dem Utawa, sowohl was die Menge als was den Werth der Waaren betrifft, bei weitem der wichtigste bleibt, und endlich, daß die Republik uns von den Handel auf den Seen überhaupt, eben auch nicht gar viel entziehen wird.

Noch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß in militärischer Hinsicht die neu angelegten brittischen Posten den alten weit überlegen sind. Der Grund des neuen Blockhauses an der brittischen Seite des Niagara, ist 9 Fuß höher als der Gipfel des Steinhauses im amerikanischen Fort, und bestreicht dieses Fort in jedem Punkt. Die Hauptstärke des alten Forts ist an der Landseite: nach dem Wasser zu sind die Werke schwach, und können mit einem einzigen Zwölfpfünder in den Grund geschossen werden. Brittischer Seits denkt man jetzt hier an keine andere Befestigung, als an das Blockhaus, sollte man aber ein ordentliches Fort anlegen wollen, so müßte es auf Mississaguis-Point zu stehen kommen, wo es den Eingang in den Fluß ganz und gar kommandiren würde. Das neue Fort am Detroit bestreicht das Fahrwasser weit wirksamer als das alte in der Stadt; alle Schiffe müssen in einer sehr geringen Entfernung daran vorbei. Auch hatten die Franzosen, als sie zuerst in dieser Gegend vordrangen, diesen Platz gewählt und ihre Werke schon angefangen, als das ganze Kommando von den Indianern abgeschnitten ward. Die Insel St. Joseph endlich kommandirt den Eingang in den Oberen See, da Michillimackinac nur den Eingang in den See Michigan bestrich, der ganz im Gebiet der vereinigten Staaten liegt.

Indeß ist ja zu hoffen, daß Großbritannien und die vereinigten Staaten Freunde bleiben, und daß wie

nicht Gelegenheit haben werden, auf diese Grenzposten einen andern Werth zu legen, als sofern sie gute Handelsplätze sind.

Ein und dreißigster Brief.

Beschreibung des Niagara Stroms, der Wasserfälle und der Gegend an dem schiffbaren Theil des Flusses unterhalb der Fälle.

Fort Chippeway im September.

Nachtzehn Meilen von der Stadt Niagara, oder Newark, sind die merkwürdigen Wasserfälle im Niagara-Strom, die man mit Recht unter die größten Naturerscheinungen in der bekannten Welt rechnet. Die Landstraße vom Ontario nach dem Erie ist nur ein paar hundert Schritte weit davon entfernt. Diese Straße geht längs dem hohen steilen Ufer des Flusses auf der brittischen Seite zum Theil ganz nahe am Rande derselben, und gewährt dem Reisenden eine große Mannigfaltigkeit der schönsten und erhabensten Ausichten. Der Strom wird, je weiter hinaufwärts man kommt, nicht enger, sondern weiter; neun oder zehn Meilen von Niagara wird er eine Meile breit, und hat sehr das Ansehn eines Sees, er scheint auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen zu seyn, und seiner großen Tiefe wegen fließt der Strom so sanft, daß man von dem hohen Ufer herab die Strömung kaum bemerkt. So breit bleibt er ein bis zwei Meilen weit, dann erscheint das Wasser auf einmal zwischen den Bergen zu beiden Seiten eingengt. Von hier bis zu den Fällen hinauf, ist die Strömung sehr ungleich und reißend. Am obern Ende dieses breiten

Theils, fast unten am Fuß des Ufers, liegt ein kleines Dorf Queenstown, welches aber in der Gegend unter dem Namen der Landung bekannter ist. Bis hieher können die Schiffe, welche vom See kommen, ganz sicher fahren, hier laden sie die Waaren aus, die höher hinauf ins Land gehen sollen, und nehmen das Pelzwerk ein, das in den verschiedenen Posten am Huron und Erie aufgekauft worden ist, und das sie nun von hier nach Kingston bringen. Der Landtransport, von hier bis an den nächsten schiffbaren Theil des Niagara oberhalb der Fälle, beträgt 9 Meilen. Auf halbem Wege das Ufer hinan, etwa tausend Schritt von Queenstown, liegt eine lange Reihe hölzerner Baraken, die sich in weniger Entfernung sehr vortheilhaft ausnehmen. Diese Baraken stehen jetzt ganz leer, und werden wohl nicht wieder gebraucht werden, bis etwa das Klima besser wird. Die Truppen, die man hier einquartierte, erkrankten nemlich in wenigen Tagen, starben häufig, und mußten schnell wieder weggenommen werden, damit nicht das ganze Regiment darauf ginge.

Von Niagara bis Queenstown ist die Gegend in der Nähe des Stroms sehr eben; bei Queenstown aber wird es auf einmal bergig, und alle diese nach verschiedenen Richtungen laufenden Anhöhen, sind mit ungeheuren Eichen bewachsen, und die Straße, die sich dazwischen hinzieht, ist so steil, daß ein Reisender nicht im Wagen bleiben kann. Jenseits dieser Berge kommt man wieder in ebenes Land, nur daß der Boden, der vorher ein gelblicher Kies oder Sand war, hier ein schwarzes, fettes, mit Lehm und Steinen vermischtes Erdreich ist. Von der Spitze eines dieser Berge, der gerade über das Dorf Queenstown hinüber hängt, hat man eine der schönsten Ausichten von der Welt. Man sieht etwas links von der Straße zwischen einer Gruppe großer Eichen, und sieht

wenn man hinunterblickt, die Dächer der Häuser zwischen den Ästen der Bäume mit denen der Hügel von oben bis unten bewachsen ist; die Schiffe, die vor dem Dorfe vor Anker liegen, hat man wenigstens 200 Fuß unter sich, und sieht die Massen wie dünne Kutben zwischen dem dicken Laubwerk der Bäume hervorragen. Sieht man hinter sich den Strom hinab, so kann man ihn in allen seinen Krümmungen bis zum Einfluß in den Ontario verfolgen, und dieser begrenzt hier die Aussicht, eine einzige Stelle ausgenommen, wo man am Horizont einen schwachen Umriß von den Berggipfeln bei Toronto gewahrt wird. Das rechte Ufer ist noch ganz in seinem natürlichen Zustande überall mit Wald bedeckt; am linken Ufer aber erblickt man zwischen durch bis dicht an den Rand des Wassers, Aecker und Bauerhäuser. Jenseits der Berge ist das Land weit weniger gelichtet.

Auf den Umstand, daß sich in der Nähe von Queens:own so plötzlich die Gestalt des Landes, und zugleich auch die Breite, Tiefe und Strömung des Flusses auffallend ändert, hat man die Vermuthung gegründet, daß der große Wasserfall ursprünglich an der Stelle gewesen seyn müsse, wo der Strom so plötzlich zwischen den Hügeln eingeengt wird, und dies ist um so wahrscheinlicher, als man sehr bestimmt weiß, daß der Wasserfall, seitdem er zuerst von Europäern besucht wurde, um ein beträchtliches zurückgewichen ist, und noch immer weiter zurückgeht, wie ich bald ausführlicher melden werde.

Es war sehr früh am Tage als wir in Gesellschaft des General-Advokaten und eines brittischen Ingenieur-Offiziers Niagara oder Newark verließen, um dies große Schauspiel zu sehen. Bei jedem Schritte stieg unsere Erwartung, unsere Augen waren unverrückt nach der Gegend gerichtet, wo wir die weiße Nebelsäule erwarteten, die über dem Wasserfall schwebt, und hundertmal glaube ich, liefen wir den Wagen hal-

ten, um zu hören, ob wir nicht den fernen Donner vernahmen: indeß kamen wir bei den Bergen an, ohne etwas zu sehen oder zu hören, und auch nachdem wir sie überstiegen hatten, wurde weder unsern Augen noch Ohren ihr Verlangen gewährt. Dies machte uns mißmüthig, und wir theilten uns unsere Bedenklichkeiten mit, ob nicht die wundervollen Beschreibungen, die uns von diesem Wasserfalle so oft gemacht worden waren, vielleicht darauf berechnet wären, in entfernten Weltgegenden leichtgläubigen Menschen etwas aufzuhängen. Dieser Argwohn wurde beinahe zur Gewißheit, als wir uns dem Ort bis auf eine halbe Meile genähert hatten, und nun nur so eben den aufsteigenden Wasserdunst erkennen konnten, von dem Geräusch aber noch immer nichts vernahmen. Dem ohnerachtet ist es höchst wahrscheinlich wahr, daß man das schreckliche Getöse dieses Katarrakts bisweilen auf 40 Meilen weit ganz deutlich hören kann, und daß die Wolke, die sich aus dem Staubrengen bildet, in noch größerer Entfernung zu sehen ist *); aber die Luft muß rein und der Himmel heiter seyn, welches auch keinesweges etwas seltenes ist, nur wir hatten einen feuchten, trüben Tag getroffen. Die Verbreitung des Schalles hängt ebenfalls vom Zustande der Atmosphäre.

*) Einige Zeit hernach, als wir auf einem königlichen Schiffe den Erie-See befuhren, haben wir selbst die Wolke mit bloßen Augen in einer Entfernung von 54 Meilen gesehen; es war aber ein sehr reiner und windstillter Tag. Als der Kapitain zu uns kam, und uns eine kleine weiße Wolke am Horizont, als die über dem Katarrakt hangende Dampfwolke zeigte, hielten wir dies für eine bloße Vermuthung. Bei genauerer Beobachtung aber sahen wir, wie alle anderen hellen Wolken sich bald in andere Gegenden des Horizonts zerstreuten, nur diese eine blieb unverrückt auf demselben Punkt, und als wir sie durch ein Glas betrachteten, konnten wir deutlich wahrnehmen, wie sie ihre Gestalt mit jedem Augenblick veränderte: wodurch denn die Sache außer Zweifel gesetzt ward.

re ab; am weitesten hört man ihn kurz vor einem heftigen Regen, wenn übrigens der Wind aus der Gegend des Falles herweht. Wir stiegen in einem kleinen Dorf von einem halben Duzend zerstreuter Häuser aus, welches an der Straße nach dem Erie liegt, gerade da, wo sie dem Wasserfall am nächsten ist, und nachdem wir, um uns auf die bevorstehenden Beschwerden einigermaßen zu stärken, eine kleine Mahlzeit zu uns genommen hatten, gingen wir über einige Aecker nach einem tiefen mit hohen Bäumen umgebenen Grunde, aus dem dicke Wolken weißlichen Nebels emporstiegen, wie Rauch von brennenden Reishündeln. Als wir an den Rand dieses Grundes gekommen waren, stiegen wir eine steile Wand von etwa 150 Fuß hinab; dann gingen wir eine Weile über einen feuchten mit dickem Gebüsch bewachsenen Marschboden, und kamen an den von seiner ebenen Oberfläche sogenannten Tafelfelsen. Dieser Felsen liegt ein wenig vor dem großen Fall und ist etwa 40 Fuß höher als die obere Fläche desselben. Die Aussicht von hier ist in der That erhaben, aber ehe ich Ihnen eine Vorstellung davon machen kann, muß ich Sie erst im Allgemeinen mit dem Strom und dem Fall etwas näher bekannt machen.

Der Niagara kommt aus dem östlichen Ende des Erie-Sees und ergießt sich nach einem Laufe von 36 Meilen in den Ontario. Näher nach dem Erie hin ist er etwa 900 Fuß breit, und tief genug für Schiffe, die 9 bis 10 Fuß unter Wasser gehen; aber die Strömung ist reißend und unregelmäßig, und das Fahrwasser wegen der vielen großen Felsen so schwierig, daß nur Bateaux, nicht aber andere Schiffe, sich hierher wagen. Weiter herab erweitert sich der Strom, man sieht keine Felsen mehr, weder an der Seite noch in der Mitte des Flusses, und das Wasser fließt gerade und eben fort, obgleich die Strömung sehr stark ist. So fließt

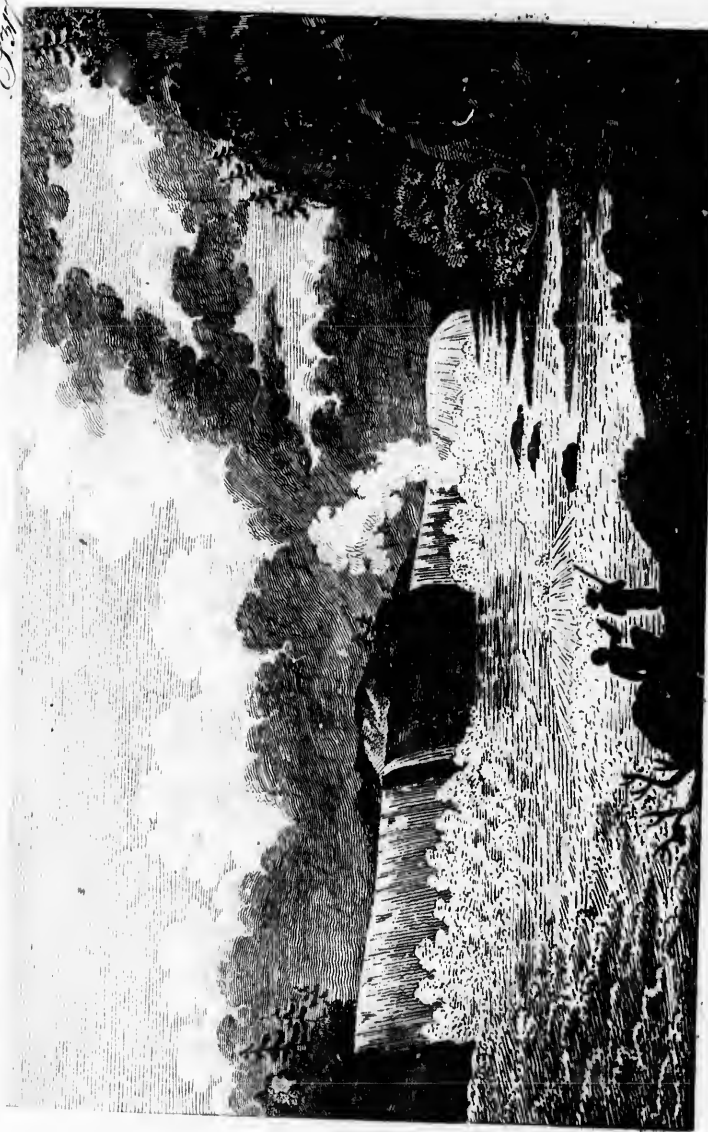
der Strom bis Fort Chippeway, ungefähr drei Meilen oberhalb des Falles; aber hier wird das Bett wieder felsig, und das Wasser, indem es einige Abhänge hinunter rauscht, geräth so gewaltsam in Bewegung, daß wenn ein Boot nur ein wenig über Chippeway, wo sie gewöhnlich anhalten, hinaus käme, es gewiß, noch lange ehe es bis zum Wasserfalle hin käme, zertrümmert seyn würde. Die Wellen schlagen an diesen Stellen mit so erstaunlichem Ungestüm gegen die Felsen, daß man es von der Höhe des Ufers herab nicht ohne Schaudern ansehen kann. Indessen ist das Wasser nur an beiden Seiten so sehr in Bewegung, in der Mitte ist der Strom zwar auch außerordentlich reißend, aber die Brandung ist doch nicht so gefährlich, daß nicht ein Boot, wenn es sehr geschickt geführt würde, bis zu einer Insel herabkommen könnte, welche dicht an dem Katarrakt den Fluß in zwei Arme theilt. Um dahin zu kommen, muß man sich ziemlich weit oberhalb Chippeway einschiffen, wo der Strom noch gelinder ist, und dann auf dem ganzen Wege genau die Mitte des Stroms halten; sobald man auch nur im geringsten zur Rechten oder zur Linken abweicht, wird es gleich unmöglich gegen den Strom zu kämpfen; man würde mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Falle hingerissen werden und unvermeidlich zu Grunde gehn. Noch schwieriger und gefährlicher ist die Rückkehr von dieser Insel: dennoch sind viele Menschen tollkühn genug die Fahrt zu unternehmen, blos um den Katarrakt von dieser Seite zu sehen, oder auch nur um sich rühmen zu können, dort gewesen zu seyn.

Je näher dem Falle desto ungestümmer drängt sich der Strom zwischen den Felsen durch, endlich kommt er an den Rand des furchtbaren Abgrundes, und stürzt senkrecht herunter, ohne irgendwo von Felsen aufgehalten zu werden. Dicht vor dem Falle nimmt der

Meilen
wieder
nge hin-
ng, daß
ay, wo
iß, noch
ertrüm-
Stellen
n, daß
Schaus-
nur an
e ist der
ber die
cht ein
s zu ei-
n dem
dabin
b Chip-
st, und
Stroms.
Rechten
möglich
unwi-
werden
vieriger
: den-
ahrt zu
r Sei-
danen,

gt sich
kommt
stürzt
aufge-
ut der

Just



L. Schaeffer del.

Titel - Ansicht des Nungersbells.

Fluß
so da
sonde
geht.
ein b
dage
nun
größ
len d
laufe
nord
wöhn
ei se
hoch
aber
daß
denn
Stro
niedr
weite
stürzt
Unge
mal
rade
Aus
les s
por,
Falle
Nach
testen
niger
nie d
breit
komu
auf d

Fluß eine beträchtliche Beugung nach der rechten Seite, so daß die Linie des Falles nicht in der kürzesten Richtung, sondern schräge von einem Ufer nach dem andern, herübergeht. Das Flußbette des Stroms ist oben am Fall um ein beträchtliches breiter als unterhalb nach dem Falle; dagegen aber stürzt nicht die ganze Wassermasse in Einem ununterbrochenen Strom herab, sondern die vorerwähnte größere Insel und noch eine sehr kleine, weiter rechts, theilen den Katarraht in drei verschiedene neben einander laufende Fälle. Der erstaunenswürdigste ist der an der nordwestlichen, oder brittischen Seite des Stromes, gewöhnlich der große, oder von seiner Gestalt der Hufeisenfall genannt. Er ist zwar nur 142 Fuß hoch, da die andern eine Höhe von 160 Fuß haben, aber diese geringere Höhe ist wohl eben die Ursache, daß er einen so vorzüglich großen Anblick gewährt: denn da der Abgrund, und also auch das Bette des Stroms über demselben, auf dieser Seite um 18 Fuß niedriger ist als auf der andern, so drängt sich bei weitem der größte Theil des Wassers hieher, und stürzt, der größern Masse wegen, mit viel heftigerem Ungestüm herab, als an den beiden andern Fällen, zumal da die reißenden Ströme oberhalb des Falles gerade auch auf dieser Seite am gewaltigsten sind. Aus der einwärts gekrümmten Mitte des Hufeisenfalles steigt jene bewunderungswürdige Dampfwolke empor, die man so weit sehen kann. Die Größe dieses Falles kann man nur nach dem Augenmaaß bestimmen. Nach der allgemeinen Meinung derer, die ihn am öftesten gesehen haben, ist seine krumme Linie nicht weniger als 1800 Fuß lang; die Insel, welche die Linie des Falles unterbricht, schätzt man 1050 Fuß breit; der zweite Fall ist nur 15 Fuß breit; dann kommt die kleine Insel von etwa 90 Fuß, und hierauf der dritte oder Fort-Schlopers-Fall, der wenig-

stens so breit als die große Insel ist. Die Inseln mit einbegriffen wäre also die ganze Breite des Katarakts 4000 Fuß. Zu groß ist diese Angabe gewiß nicht; einige halten die Linie für länger als eine englische Meile. Die Wassermasse, welche den Fall herabstürzt, ist ungeheuer. Sie läßt sich sehr einfach aus folgenden Angaben berechnen, welche genau sind, da sie von einem sehr kompetenten und mit diesen Gewässern genau bekannten Manne, dem Kommandeur eines der königlichen Schiffe auf dem See Erie, herühren. Wo dieser See an seinem östlichen Ende dritthalb Meilen breit ist, ist das Wasser sechs Fuß tief, und die Strömung in der Stunde zwei Meilen; nun nimmt zwischen jener Gegend des Erie und dem Katarakt der Niagara noch verschiedene breite Bäche auf, folglich muß am Fall die Wassermasse noch größer seyn, als weiter oben; wenn wir also annehmen, daß in jeder Minute 672,000 Tonnen herabstürzen, so werden wir der Sache nicht zu viel thun.

Jetzt führe ich Sie zurück auf den Tafelfelsen an der brittischen Seite, dicht am Rande des Hufeisenfalles. Hier übersieht der Wanderer zuerst die reißenden Stellen im Strome oberhalb des Falles, dann die mit dichter Waldung bewachsenen Ufer, einige Klaster weit unter seinen Füßen den Hufeisenfall, weit zur Linken in der Ferne Fort-Schlopers-Fall, und endlich auch den schrecklichen Abgrund, in welchen er senkrecht hinabsehen kann, wenn er das Herz hat sich dem Rande des Felsens zu nähern. Wie die Größe dieser verschiedenen Gegenstände das Gemüth ergreift, ist nicht zu beschreiben, und wer zum erstenmale hieher kommt, braucht wirklich Zeit, ehe er sich nur so weit sammelt, daß er sich von dem gewaltigen erhabenen Schauspiel einigermaßen eine Vorstellung machen kann. Das Ganze auf einmal zu umfassen ist dem Auge nicht möglich; erst nach und nach muß es sich mit den

einzelnen Theilen bekannt machen, davon schon jeder
 für sich allein ein bewundernswürdiger Gegenstand ist,
 und so viel Großes und Erhabenes in sich enthält, daß
 auch diejenigen, die oft und mit Muße das alles haben
 anschauen können, doch bei jedem Besuche neue Schön-
 heiten und neue Wunder entdecken. Nachdem wir hier
 lange genug verweilt hatten, kehrten wir auf dem Wege,
 den wir gekommen waren, wieder zurück. Der Inge-
 nieur, der mit allen Theilen des Katarakts aufs ge-
 nauenste bekannt und vielleicht der beste Wegweiser ist, den
 man finden kann, sagte uns, man könne zwar vom Ta-
 felfelsen eine ganze Strecke längs dem Rande der Klippen
 fortgehn, es wäre aber des Dickichts und der Ungleichheit
 des Bodens wegen höchst beschwerlich. Er führte uns al-
 so auf einem andern Wege zu einer zweiten Ansicht des
 Falles, gleichfalls von dem Rande einer Felsenklippe
 aus, wo man den Theil von Fort Schlopers-Fall,
 der zunächst an der Insel liegt, gerade vor sich hat.
 Hier hat man die vollständigste Ansicht des ganzen Ka-
 tarakts und kann sich von der Lage des Abgrundes eine
 genauere Vorstellung machen, als irgendwo; der Ausblick
 ist von hier aus schöner, aber wohl weniger groß, als an
 andern Punkten. Unser Führer war von der Ansicht des
 Wasserfalles auf dieser Stelle so hingerissen, daß er,
 um ihn von hieraus mit Genauigkeit zu zeichnen, sich ein
 hölzernes Haus hat bauen und durch Ochsen hieher
 transportiren lassen: dies hat er so lange bewohnt, bis
 verschiedene Zeichnungen des Katarakts beendet wa-
 ren. Er zeigte uns eine davon, die ihn mitten im
 Winter in einem höchst sonderbaren Zustande vorstellte.
 In dieser Jahreszeit häuft sich unten am Boden des
 Kataraktes das Eis und friert in ungeheure Wälle,
 während am obern Rande des Abgrundes nicht min-
 der ungeheure Eiszapfen, so groß als die Säulen ei-
 nes ansehnlichen Gebäudes, herab hängen, und bei-

nahe den Boden berühren. Von hier aus kehrten wir noch einmal durch das Gehölz, welches den Abgrund bekränzt, aufs freie Feld zurück, und kamen durch einen schlängelnden Fußsteig, der beinahe eine Meile lang ist, an eine Stelle, wo man die Klippen herabsteigen und bis an den Boden des Katarakts gelangen kann. Unterhalb des Sturzes besteht das Ufer des Stroms, zu beiden Seiten auf mehrere Meilen, aus schroffen oft senkrechten Erd- und Felsenwänden, und sie herabzusteigen ist nur an zwei Stellen möglich, weil nämlich nur dort, und sonst nirgends, ansehnliche Erd- und Felsenmassen abgebrockelt sind, so daß man von einem solchen Absatz bis zum andern, hat Leitern anlegen können; die nächst von diesen Stellen, vom Hufeisenfalle den Strom hinabwärts gerechnet, heißt die *indianische Leiter*, doch ist es keine eigentliche Leiter, sondern nur lange Fichtenbäume, welche die Indianer gelegt und eingeklebt haben, damit man den Fuß feststellen kann; diese Bäume haben vom Anfange an nicht recht fest liegen können, und jetzt sind sie es noch weit weniger, so daß man dort unmöglich mit Zutrauen hinabsteigen kann. Also stiegen auch wir nicht hier, sondern an einer andern Stelle herab, die weiter hinunter liegt, und *Mistress Simcoes Leiter* heißt, weil die Leitern für die Gemahlin des letztern Gouverneurs Simcoe gelegt worden sind. Dies sind wirkliche und starke Leitern, sie liegen fest, und wegen der vielen Vorsprünge, die der Felsen hier hat, ist keine dieser Leitern so lang, daß nicht selbst eine Dame sie ohne Besorgniß auf und absteigen könnte. Indes ist es immer kein kleines Unternehmen, den ganzen Weg über an rauhen Felsen hinab zu steigen, und wenig Frauenzimmer möchten auch körperliche Kräfte genug haben, um es zu bestehen. Als wir herunter kamen, befanden wir uns zwischen hohen Pfeilern von ungestalten Felsen und zwischen großen Erd-

Erd- und Felsmassen, die aus der Seitenwand hervorragen, und mit Tannen und Cedern bewachsen sind, die auf uns herab zu stürzen drohten. Viele von diesen großen Bäumen stehen nemlich ganz in herabgesenkter Richtung mit der Krone nach der Erde hin, während an einem viel höhern Punkt die Wurzel sich zwischen die Felsen so fest geklammert hat, daß auch, wenn dort Felsenstücke abbröckelten, der Stamm doch noch immer nicht fiel. Der Strom ist hier etwas mehr als eine Viertelmeile breit, und man sieht den Fort-Schloper-Fall gegenüber, etwas zur Rechten, sehr schön; auch das, was man vom Hufeisenfall sehen kann, zeigt sich sehr vorthailhaft, doch verbirgt die hervorragende Felsenwand beinahe die Hälfte desselben. Der Fort-Schloper-Fall ist unten von einem milchweißen Schaum umgeben, der in dichten Massen aus dem Felsengrunde heraufsteigt, er erhebt sich aber nicht, wie es bei dem Hufeisenfalle geschieht, als Rauchwolke über den Katarrakt: doch staubt der Dunst davon weit umher und fällt auf der andern Seite des Stroms bis an Simcoes Läger hin wie Regen herunter. Nachdem wir den Rand des Stroms erreicht hatten, gingen wir längs dem Strande hin nach dem großen Fall. Der Strand besteht hier größtentheils aus einem horizontalen Lager von Kalkstein, welches, angenommen da, wo große Steinmassen von der Seitenwand herabgestürzt sind, mit Kies bedeckt ist. Die Kalkfelsen treten an verschiedenen Stellen ziemlich weit in den Strom hinein; an diesen hervorragenden Felsenspitzen bricht sich die Strömung, und so entstehen längs der Küste hie und da sehr heftige Strudel. Was oberhalb des Katarrakts ungünstlicher Weise in die Strömung geräth, und so in den Abgrund hinunter gestürzt wird, das wirft der Strom hier wieder aus; daher liegen am Ufer große Bäume und Sägeböcke, die von den Schneidemühlen oberhalb des

Weld's Reisen.

X

Falles weggespült worden sind, desgleichen große Fische, Eichhörnchen, Füchse und andere Thiere mehr, umher. Das Ras verbreitet einen schrecklichen Gestank und lockt die Raubvögel herbei, die immer schaarweise über dieser Stelle schweben.

Von den vielen Anekdoten, die hier auf Rechnung des Katarraktes erzählt werden, will ich Ihnen nur die tragische und unbezweifelt wahre Geschichte eines armen Indianers mittheilen. Dieser Unglückliche schlief, wahrscheinlich berauscht, einige Meilen oberhalb des Katarraktes in seinem Kanot, welches am Ufer befestigt war; seine Gattin saß nicht weit davon am Ufer. Zufälligerweise kommt des Weges ein Matrose von einem der Kriegsschiffe auf den Seen, die Indianerin gefällt ihm, und er glaubt, daß sie gar nicht Bedenken tragen werde, sich ihm zu überlassen. Weil sie aber statt dessen nach dem Rahne läuft, vermuthlich um ihren Gatten zu wecken, so schneidet der Matrose, um dies aufs sicherste zu vereiteln, den Strick entzwei, an dem das Kanot befestigt war. Das Kanot treibt nun mit dem Strome fort, und in wenigen Minuten ist es mitten in den reißenden Stellen. Mehrere Personen, die weiter unten, unfern dem Ufer stehen, werden das Kanot gewahr, und wundern sich, es an jener gefährlichen Stelle zu erblicken. Mittlerweile weckt das gewaltige Stoßen der Wellen den Indianer, er richtet sich auf, starrt wild umher, und sobald er die Gefahr inne wird, ergreift er sein kleines Ruder, und versucht unter unglaublichen Anstrengungen das Mögliche, um sich zu retten. Bald aber sieht er, daß alles nicht hinreicht den Ungeßüm des Stromes zu überwältigen, und nun legt er mit großer Mühe sein Ruder bei Seite, hüllt sich in seine Decke, und streckt sich ganz resignirt in seinen Rahm hin. In wenigen Sekunden ist er den Abgrund hinunter, und weder ihn noch sein Kanot hat

man je wieder gesehen. Der Strom wirft überhaupt kaum den dritten Theil von dem wieder aus, was er herabreißt.

Von Simcoes Leiter an kann man eine ganze Strecke sehr bequem am Strande entlang gehen, je mehr man sich aber dem Hufeiseneufalle nähert, desto unebener wird der Weg. Hie und da, wo das hohe Ufer eingestürzt ist, liegen hohe Erdhaufen, Felsen und Bäume, die bis an den Rand des Wassers reichen, im Wege, und ohne einen Führer ist es unmöglich hinüberzukommen; man muß fast bis an den Gipfel hinaufsteigen, und dann durch lange finstere Klüfte auf Händen und Füßen kriechen, um zwischen den herabgestürzten Bäumen und Felsenstücken durchzukommen. Wenn man diese schwierige Stelle hinter sich hat, so muß man dicht an der Felsenwand von einer Felsenklippe auf die andere klettern; denn es ist hier zwischen der Wand und dem Strome wenig Raum, und die Klippen, über die man wegstettert, sind von dem Staubwasser, welches beständig herabfällt, so schlüpfrig, daß man sich außerst in Acht nehmen muß nicht zu fallen. Schon eine Viertelmeile weit vom Katarrakt, hatte uns dies Staubwasser so durchnäßt, als ob wir in den Strom getaucht worden wären. Man wird durch nichts gehindert bis dicht an den Fuß des großen Falls zu gehen, ja man kann sich sogar hinter den Strom stellen, der vom Gipfel des Abgrundes herabfließt; denn das Wasser stürzt von dem Rande eines vorspringenden Felsen herunter. Auch hat unten das gewaltige Aufschlagen des Wassers große Höhlen in demselben ausgearbeitet, die ziemlich weit unter das obere Flußbett in den Felsen hineinragen. Ich blieb etwa zwanzig Fuß weit vom Rande des Sturzes stehen, nahe genug um in die Höhlen dahinter zu sehen, aber der heftige Wirbelwind, der immer am Fuß des Katarraktes tobt, und durch das Anprallen dieser ungeheuern Wassermasse gegen die Felsen verursacht wird, benahm mir den Athem beinahe.

Ich gestehe, ich hatte diesmal keine Lust weiter zu gehen; und auch hernach hat keiner von uns die fürchterliche Einsamkeit dieser Höhlen erforscht, wo der Tod jeden zu erwarten scheint, der kühn genug ist, sich in den drohenden Schlund hineinzuwagen. Worte können von der schauerlichen Größe dieses Schauspiels keine Vorstellung geben. Alle Sinne wurden überwältigt, von dem Anblick des ungeheuren Wasserstroms, der hier, mir so ganz nahe, in den schrecklichen Abgrund herabgestürzt kam, und von dem donnernden Getöse der Wogen, die unten an den felsigen Seitenwänden der Höhlen zerschellen. Von dem schlüpfrigen Felsen, auf dem ich stand, konnte ein einziger Stoß des Wirbelwindes mich fortreißen und in den Abgrund hinunterschleudern, aus dem alle menschliche Macht mich nicht zu retten vermocht hätte! Dieser Gedanke ließ mich die Abhängigkeit des armen hilflosen Sterblichen tief im Innersten fühlen, und mit Ehrfurcht an die Macht dessen gedenken, der dem Wasser gebietet.

Seitdem die Europäer den Katarakt zuerst kennen gelernt haben, hat er sich beträchtlich zurück, den Strom aufwärts gezogen, weil das Wasser selbst den Felsen, an welchem es hinunterstürzt, je länger je mehr zerstört. Durch das unablässige Herabfallen des Wassers, wird nämlich der Felsen zuerst unten mürbe gemacht und weggespült, und dann bricht der Obertheil, der solchergestalt untergraben wird, von dem Gewicht des hinüberstürzenden Wassers ab. Von den jetzigen Bewohnern der Gegend bezeugen mehrere, daß er seit ihren Lebzeiten merklich zurückgegangen ist. Der schon erwähnte Befehlshaber der königlichen Schiffe auf dem Eri-See, der seit 30 Jahren dort angestellt ist, erzählte mir, als er zuerst hieher gekommen, seyen die jungen Leute oft auf die Insel zwischen den Fällen gefahren, und wenn sie dort gespeist, hätten sie sich herausgefordert, in den Strom bis an ge-

wisse große Felsen nicht weit vom Rande des Katarrakts zu gehen, und manche haben sich schon über diese Felsen hinausgewagt. Jetzt ist von diesen Felsen keine Spur mehr übrig, sondern wer sich nur 5 Fuß weit von der Insel in den Strom wagen wollte, würde unvermeidlich von ihm fortgerissen werden. Ich habe schon weiter oben die Vermuthung geduffert, daß der Katarrakt anfänglich bei Queenstown gewesen sey, und je genauer man den Lauf des Flusses von der jetzigen Stelle des Katarraktes an untersucht, desto mehr Spuren findet man, welche diese Meinung bestätigen. Es liegen nemlich vom Falle an bis nahe bei Queenstown hie und da im Strome große Felsenstücke, und die Wände des Ufers sind ausnehmend zackig. Beides beweiset offenbar, daß längs diesem Theile des Stromes eine große Zerstörung vorgegangen seyn muß, und welcher Ursach diese zugeschrieben werden müsse, sieht man aus den deutlichen Spuren der Wirkung des Wassers auf die Wände des Ufers in einer solchen Höhe, zu der sich auch bei dem höchsten Wasserstande der Strom jetzt nicht mehr erheben kann. Unleugbar muß also hier das Bett desselben ehemals weit höher gewesen seyn als jetzt. Unterhalb Queenstown findet man dergleichen Spuren gar nicht, sondern unterhalb der Berge bei Queenstown, wird das Strombett immer tiefer und breiter, ein klarer Beweis, daß das Wasser lange Zeit hindurch von dem Gipfel dieser Anhöhe heruntergestürzt ist, und daß dadurch sich das unterhalb dem Dorfe befindliche weite und tiefe Becken gebildet hat. Ein oder 2 Meilen oberhalb Queenstown ist im Strom ein schrecklicher Wirbel, folglich muß dort eine tiefe Höhle in dem Bett desselben seyn; wahrscheinlich ist also der Katarrakt eine lange Zeit über an dieser Stelle gewesen, bis er sich von den dazwischen liegenden Stellen wegen geringerer Festigkeit der Felsen schneller zurückgezogen hat. Die Tradition behauptet ferner, daß

der große Fall ehemals anstatt einem Hufeisen zu gleichen, die entgegengesetzte Gestalt hatte, und in der Mitte vorsprang. Seit einem Jahrhundert scheint indeß an seiner jetzigen Gestalt sich nichts verändert zu haben, und da das Aufbrausen des Wassers im Mittelpunkt dieses Falles um vieles stärker ist, als an allen andern Stellen, und das Wasser also auch hier die Felsen am stärksten aushöhlen muß, so wird er diese Gestalt wahrscheinlich auch noch lange Zeit behalten.

Unten am großen Fall findet man eine dichte weiße Substanz, die ganz wie versteinertem Schaum aussieht, und die auch an denjenigen Felsen hangend gefunden wird, an welche die Strudel den auf dem Wasser umhertreibenden Schaum am häufigsten anschwemmen. Wahrscheinlicher sind es indeß die erdigen Theile des Wassers, welche, ihrer specifischen Schwere wegen, sich an den Felsen ansetzen, und so jene Masse bilden.

Wir dachten nicht eher daran, das Ufer wieder hinaanzusteigen, bis der Abend stark vorgerückt war, und wäre es möglich gewesen, den Weg hinauf im Dunkeln zu finden, so würden wir, glaube ich, bis Mitternacht unten geblieben seyn. Eben da wir fortgingen, brach die Sonne durch die Wolken, und wir sahen in dem Staubwasser, welches vom Fall aufsteigt, den schönsten und vollkommensten Regenbogen. Nahe beim Fuß der Simcoes-Leiter machten wir Halt, und einer von uns ging, um eine Flasche Brannntwein und ein paar Becher zu holen, die wir unter dem Gestein am Rande des Stromes hatten stehen lassen: Naß vom Kopf bis zum Fuße und sehr ermüdet verlangte wohl keiner von uns nach dem Brannntwein, um den Schutzgöttheiten des Katarraktes eine Libation zu bringen; unsere Frömmigkeit ward aber auch nicht auf die Probe gestellt, denn unser Bote kam mit der traurigen Nachricht zurück, daß Brannntwein und Becher gestohlen wären. Die Diebe durften wir nicht weit suchen. Ganz in der Nähe saßen auf dem Felsen ein Paar Nymphen des

Flusses, stämmige, tropige, alte Herten, die mit aufgeschürzten Unterröcken die Klippe heruntergekrochen waren, und angelien. Ihr lautes Geschnatter zeigte deutlich, daß sie sich den Brandtwein hatten wohl schmecken lassen, und daß wir nicht hoffen durften, ihnen den Raub wieder abzujaßen. Wir löschten also unsern Durst mit einem Trunk aus der heilsamen Fluth, und erreichten, ehe es ganz finster ward, die Häuser, von denen wir ausgegangen waren. Wir fanden einen wohlbesetzten Tisch in der Vorhalle, und nachdem wir unsern Hunger, der nach den Beschwerlichkeiten des Tages nicht gering war, gestillt hatten, lehrten unsere Führer beim Mondschein nach Niagara zurück, nachdem sie uns zu fernerer Besichtigung und Untersuchung des Katarraktes alle nöthige Anweisung gegeben hatten; wir hingegen gingen nach Fort Chippeway, welches wir, so lange wir in der Nähe des Katarraktes bleiben wollten, zu unserm Hauptquartier erwählt hatten, denn hier ist ein leidliches Wirthshaus, dagegen in dem Dorfe nahe am Fall in allen Häusern das Fieber war.

Der Zugang zum Katarrakt ist jetzt weit weniger schwierig, als er vor einiger Zeit gewesen seyn muß. Charlevoix, der im Jahr 1720 hier war, erzehlt, man könne ihn nur von Einer Stelle aus sehen, und auch da nur von der Seite. Hätte er an den Boden hinabsteigen können, so würde er die Höhlen unter dem Abgrund nicht bloß aus dem hohlen Ton des Wassers vermuthet, sondern er würde sie mit Augen gesehen haben; auch hätte er es unmöglich bezweifeln können, daß Fische oft nicht im Stande wären, dem Strom oberhalb zu widerstehen, und daher mit herabstürzen.

Die günstigste Jahreszeit um den Katarrakt zu sehen ist jetzt, das heißt in der Mitte des Septembers, wo das Laub der Wälder in dem bunten Farbengemisch des Herbstes prangt, und man vom Ungeziefer

nicht gekudt wird: denn im Sommer trifft man fast bei jedem Schritte auf Klapperschlangen, und die Muskito's schwärmen in so dichten Haufen in der Luft herum, daß man sie, wie man sich hier ausdrückt, mit dem Messer schneiden kann.

Zwei und dreißigster Brief.

Fußreise nach Fort Erie; Aufenthalt daselbst. Reise über den Erie-See nach Malden.

Malden, im Oktober.

Fort Chippeway, von wo ich meinen letzten Brief an Sie schrieb, ist ein kleines pallisadirtes Fort, am Ufer eines Bachs, der denselben Namen führt, etwa 300 Schritt von Niagara. Besser würde es an diesem Strom selbst liegen, aus dem die Garnison doch täglich ihr Wasser holen muß, weil das Wasser des Bachs nicht trinkbar ist. Das Fort nimmt nur ein Viertel eines Morgen Landes ein, und besteht blos aus einem kleinen Blockhaus mit zwölf Fuß hohen Zedernpfosten pallisadirt, welche die Garnison nur gegen Musketenfeuer schützen können. Um das Fort her stehen sieben oder acht Bauernhäuser und einige große Magazine, wo die von oberhalb und unterhalb herkommenden Waaren bis zum weitem Transport einstweilen aufbewahrt werden. Man hält es für thunlich von hier aus einen Kanal nach Queenstown zu ziehen, um so das beschwerliche und kostspielige Ausladen der Kähne und den Landtransport der Waaren zu vermeiden. Wahrscheinlich wird früher oder später ein solcher Kanal unternommen werden; aber wohl eher auf der

Neu-Yorkischen Seite als hier, theils weil dort der Boden dazu günstiger, theils weil Ober-Canada bei weitem nicht so volkreich ist, auch wohl nicht werden wird, als jener Staat, der also die großen Kosten einer solchen Unternehmung eher tragen kann. Die Garnison von Chippeway besteht aus einem Lieutenant und 15 Mann, die größtentheils gebraucht werden, um die Vorräthe für die Truppen nach dem Oberlande, desgleichen die Geschenke für die Indianer in Kähnen nach Fort Erie zu transportiren.

Nachdem wir dem Katarrakt so viel Zeit gewidmet hatten, als uns irgend möglich war, gab uns der kommandirende Offizier, dem wir empfohlen waren, sehr bereitwillig ein Bateau, um uns nach Fort Erie zu bringen. Meine Gefährten schifften sich mit der Baggage ein; ich aber wollte gern den Katarrakt noch einmal sehen, und beschloß ihnen zu Fuß zu folgen. Ich ging also nach dem Frühstück hinunter nach dem Fall, blieb ein Paar Stunden dort, kehrte dann nach dem Fort zurück, ruhete noch eine Weile aus, und machte mich dann, begleitet von meinem treuen Eduard, auf den Weg nach Fort Erie. Der Tag war einer Fußreise von 15 Meilen eben nicht günstig; es war außerordentlich heiß, und wir mußten bald Jacke, Weste und Halsbinde ablegen, und in einem Bündel auf dem Rücken tragen. Mehrere Indianer, denen ich auf dem Wege nach dem Strom begegnete, gingen ganz nackt.

Die Ufer des Niagara zwischen Chippeway und Fort Erie sind sehr flach und größtentheils mit Strauchwerk bedeckt, unter dessen Schatten der Wanderer hier am kiesbedeckten Strande einen Ruheplatz findet. Auf den ersten Meilen von Chippeway aus, sieht man fast gar keine Häuser; aber ungefähr auf der zweiten Hälfte des Weges liegen sie ziemlich reichlich längs den Ufern hingestreut. Die Häuser sind sehr gut gebaut, und scheinen auch sehr reinlich gehalten zu werden, sie

sind alle fast mit Brettern verschält, und weiß angestrichen. Der Boden ist reich und gut bestellt. Der Mais stand auf den Feldern, und sah sehr üppig aus; auf manchem Acker war kein Halm unter acht Fuß hoch. Zwischen die Reihen steckt man Kürbisse und Melonen, von denen in den bewohnten Gegenden beider Provinzen alle Arten in freier Luft zu großer Vollkommenheit gelangen. Auch Pfirschen reifen hier im Freien, in Unter-Canada aber ist der Sommer für sie zu kurz. Hier, im Ober-Lande, ist der Winter, so lange er währt, sehr strenge, aber selten liegt der Schnee länger als drei Monat. Die Sommer sind ausnehmend heiß: Das Thermometer steigt oft auf 96 und nicht selten über 100° Fährn.

Ich tödtete unterwegs viele große Schlangen von verschiedener Art, die sich in der Sonne hingestreckt hatten. Klapperschlangen waren gar nicht darunter, ob diese gleich sehr häufig hier sind; ja 20 bis 30 Meilen vom Fluß ab ins Land hinein, sollen sie so zahlreich seyn, daß die Landmesser sich bei Aufnahme einer Gegend ganz besonders davor in Acht nehmen müssen. Es ist ein wesentlicher Vorzug von Unter-Canada, daß es dort keine Klapperschlangen giebt; überhaupt findet man sie selten weiter nördlich als 45° N. B.

Fort Erie steht am östlichen Ende des Sees, und ist dem Fort Chippeway sehr ähnlich; und gleich diesem hat es auch einige Bauernhäuser und große Magazine in der Nähe. Meine Gefährten fand ich sehr bald in einem kleinen Blockhause einquartiert, welches nur aus einem einzigen Zimmer bestand; sie saßen bei einem Abendbrot, zu dem ihnen ein Herr vom Indianer-Departement, der sie aus Chippeway hieher begleitet, verholffen hatte. Das Haus gehörte einer alten Frau, die in ihrer Jugend Marketenderin gewesen war, und jetzt davon lebte, daß sie die hier durchreisenden Fremden herbergte. Aber diese Herberge war eine traurige

Wohnung: die knarrige Thür wollte immer aus den Angeln fallen, und in allen drei Fenstern war nicht Eine Scheibe, weil ein junger Herr aus Detroit, der vor kurzem durch widrige Winde hier zurückgehalten ward, sich die Zeit damit vertrieben hatte, mit Pfeilen hindurch zu schießen. Auch konnte dieser Schade sobald nicht reparirt werden; denn näher als Newark (36 Meilen) giebt es keinen Glaser. Hier breiteten wir zum Nachtlager unsere Häute auf den Fußboden, und hüllten uns in unsere Mäntel: der Regen beträufelte uns nicht sparsam, und der Wind sauste uns um die Ohren. Das war aber noch nicht das Aergste: am Morgen hielt es hernach sehr schwer etwas für den Hunger zu bekommen; das Mittagessen war noch schwieriger als das Frühstück, und das Abendbrod schwieriger als das Mittagessen; ja am zweiten Tage schienen die Lebensmittel noch seltener zu seyn als am ersten. Endlich ward uns bange zu verhungern, wenn wir uns noch länger unserer alten Mutter Palmer überließen, wir gingen also lieber an Bord des Kriegsschiffes, in welchem wir über den See fahren wollten. Hier wurden wir zwar von widrigen Winden tüchtig herumgeworfen, aber wir hatten doch gute Betten und alle Tage reichlich zu essen. Die Schiffe liegen bei Fort Erie etwa 300 Fuß von der Küste und sind den heftigen Westwinden ganz ausgesetzt, aber der Ankergrund ist gut und sicher. Drei Kriegsschiffe von acht bis zwölf Kanonen und etwa 200 Tonnen Last, und zwei oder drei Kauffahrteischiffe lagen während unseres Hierseyns, des Windes halber, hier vor Anker. Das kleine Fort mit den umstehenden Häusern auf der felsigen Küste, die Schiffe vor Anker davor, die schönen Wälder, die fernen Hügel auf der andern Seite des Sees; und der große See selbst, der sich hinzieht, soweit der Horizont nur reicht, das alles machte einen mahlerischen Anblick,

So lange wir hier liegen bleiben mußten, gingen wir regelmäßig nach dem Frühstück in den Wald spazieren; oft jagten wir Eichhörnchen, die man in der Nähe des Forts unter Sträuchern und jungen Bäumen an den Ufern des Sees zu Tausenden findet. Durch das Bellen der Hunde aufgeschreckt springen sie mit wunderbarer Behendigkeit von einem Baume zum andern, und führen den Jäger oft Viertelmellen weit und weiter herum. Man muß sie aber unausgesetzt verfolgen und durch Schütteln an den Bäumen und Schlagen an die Zweige weiter treiben, früher oder später machen sie einen Fehlsprung, fallen auf die Erde und werden von den Hunden, welche genau aufpassen, gefaßt; aber bisweilen entschlüpfen sie ihnen auch, und klettern, ehe man sich umsieht, einen andern Baum hinauf: beim Fall beschädigen sie sich selten.

Auf dergleichen Spaziergängen stießen wir häufig auf Seneka-Indianer, die von der andern Seite des Sees hieher kamen um Eichhörnchen zu schießen. Dies thun sie gemeiniglich mit Bogen und mit Blaseröhren, durch welche sie mit dem bloßen Athem kurze dünne Pfeile hindurch treiben. Die Pfeile sind nicht dicker als eine bespannene Violin-Saite, am vordern Ende mit einem kleinen dreieckigen zinnernen Stifte versehen, am hintern Ende mit der wollichten Substanz, die sich an den Distelköpfen findet, etwa zwei Zoll breit bewickelt, so daß der Pfeil hier so dick ist, daß er kaum in das Rohr geht. Sie stecken ihn nun in das Ende des Blaserohrs hinein, welches sie an den Mund setzen, die Distelwolle fängt die Luft auf, und wenn tüchtig geblasen wird, fliegt der Pfeil gegen 150 Fuß weit. Ich habe junge Seneka-Indianer auf dieser Jagd Stunden lang begleitet, und sie in der Entfernung von 30 bis 50 Fuß niemals fehlen sehen, ob sie gleich nach den kleinen rothen Eichhörnchen schossen, die nur halb so groß sind als eine Rabe; und

sie
mit
woll
steck
den
wird
das
sten
denn
in der
den se
men
am B
de, v
gießt.
um si
Kinde
der F
nen ei
her, v
kehrte
ist ein
keinem
siren i
dem v
hinübe
auf de
und a
dung
und di
Sande
ren zu
mande
das S
hinüber

sie trieben die Pfeile zu dem sechs Fuß langen Blaserohre mit einer solchen Gewalt heraus, daß sie bis an die Dinstrolle im Kopfe der größten schwarzen Eichhörchen fest steckten. Die Wirkung dieses Schießgewehrs scheint auf den ersten Anblick eine Art Zauber zu seyn: das Rohr wird an den Mund gesetzt, und in einem Augenblick liegt das Thier leblos auf der Erde, ohne daß man den geringsten Knall hört und ohne daß man den Pfeil fliegen sieht, denn er fliegt viel zu schnell, sondern man entdeckt ihn erst in dem Körper des Thieres. Die Seneka's sind eine von den sechs Nationen, die ehemals den gemeinschaftlichen Namen der Irokesen führten. Ihr vornehmstes Dorf liegt am Buffalo-Creek (Büffelsbach), der sich am östlichen Ende, von der Neu-Yorkischen Seite her, in den Erie ergießt. Wir fuhren eines Morgens im Schiffsboot hin um sie zu besuchen; aber alle, Männer, Weiber und Kinder, zusammen 600 Personen, waren schon ganz in der Frühe nach Fort Niagara gegangen, wo man ihnen ein Fest gab. Wir gingen in der Gegend umher, verzehrten auf dem Grase unsere kalte Küche, und kehrten erst am Abend zurück. Vor dem Büffelsbach ist eine sehr gefährliche Sandbank, die bisweilen in keinem andern Fahrzeuge als in einem Bateau zu passieren ist. Schon auf dem Hinwege kamen wir mit dem vierruderigen Langboote des Schiffes mit Mühe hinüber in den Fluß; aber noch weit schieber ging es auf dem Rückwege. Der Wind, der von Westen kam, und also das Wasser des Sees mit Gewalt in die Mündung des Baches hintrieb, hatte sehr zugenommen, und die Wellen brachen mit solcher Wuth gegen die Sandbank, daß wir bei dem Gedanken, hindurch fahren zu müssen, nicht wenig erschrocken: allein der Kommandeur der königlichen Schiffe auf dem See, der selbst das Steuerruder führte, bestand darauf, noch die Nacht hinüber zu fahren. Er befahl, daß sich jedermann am

Bord ganz still verhalten sollte, damit die Mannschaft das Kommando hören könne, und so fuhren wir kühn mitten in die Brandung hinein. Das Boot schwankte auf die fürchterlichste Weise, bald stieg es auf dem Rücken der gewaltigen Wellen in die Luft, dann stieg es wieder mit der größten Heftigkeit gegen die Sandbank; endlich saß es fest im Sande; weder Ruder noch Steuer waren vom geringsten Nutzen, und einen Augenblick lang hielten wir uns für verlohren; die Wellen, die auf uns zukamen, brachen sich auf allen Seiten mit einem donnergleichen Getöse, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß das Boot von einer würde zerschellt werden, als zum Glück eine große Welle, die ein wenig weiter als die andern rollte, ohne in Schaum zu zerfließen, uns wieder flott machte; in dem nemlichen Augenblick thaten die Ruderer ihr möglichstes, und so kamen wir wieder ins tiefe Wasser; doch dauerte es noch einige Minuten, ehe wir vor der fürchterlichen Brandung ganz in Sicherheit waren. Ein zweirudriges Boot, welches gewagt hat, uns zu folgen, war in einem Augenblick von einer Welle, die darüber brach, versenkt worden; wir durften gar nicht daran denken den Leuten einigen Beistand zu leisten, und mußten den peinlichen Gedanken ertragen, daß sie vielleicht ein paar Schritte weit von uns mit dem Tode rängen; ehe wir aber die Küste aus dem Gesicht verloren, sahen wir sie alle zu unserer großen Freude am Ufer stehn, wohin sie sich durch Schwimmen gerettet hatten.

Nachdem wir sieben Tage im Fort Erie aufgehalten worden waren, drehte sich der Wind endlich, das Zeichen ward gegeben, und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang waren wir unter Segel. Es war eben ein solcher Abend wie bei unserer Abreise von Kingston; der große See, nur vom Horizont begrenzt, glänzte, in den reichen glühenden Farben des vom

Aber
zurück
an
wie
Win
am
len
lang
an
fa
Sch
nun
mach
Fort
einer
durch
ließen
etwa

die i
jeder
fergr
aus e
Wass
einzie
können
digen
geschw
dürfte
gen ge
Idchert
zum I
Strau
aller
scheln

Abend gerötheten Himmels, die von seiner Oberfläche zurückstrahlten, und die Gipfel der schlanken Wälder an den Küsten schienen von der untergehenden Sonne wie mit Gold gesäumt. Anfangs hatten wir wenig Wind, hernach erhob sich aber eine frische Luft, und am andern Morgen um 10 Uhr hatten wir 40 Meilen zurückgelegt; der gute Wind währte jedoch nicht lange, der Himmel bezog sich und die Wellen fingen an so fürchterlich zu toben, daß der Kapitän rathsam fand, gegen den bevorstehenden Sturm an der Küste Schutz zu suchen; mit möglichster Eile machten wir nun den Weg zurück, den wir uns so sehr freuten gemacht zu haben. Wir kehrten aber nicht ganz nach Fort Erie zurück, sondern gingen 10 Meilen davon in einer kleinen Bay auf derselben Seite des Sees, die durch Point Abineau beschützt wird, vor Anker, und ließen uns in dem Langboot ans Land setzen, welches etwa zwei Meilen von dem Ankerplatz entfernt war.

Point Abineau ist eine lange schmale Landzunge, die in südlicher Richtung in den See vorspringt, auf jeder Seite derselben ist eine große Bay mit gutem Ankergrund. Das äußerste Ende der Landzunge besteht aus einer horizontal liegenden Felsenschicht, die mit dem Wasser in gleicher Höhe sich ziemlich weit in den See hineinzieht, so daß nur an wenigen Stellen Boote landen können. An den Küsten hingegen hat die Bay einen sandigen Strand, doch glaube ich, daß der Sand nur aufgeschwemmt ist, und daß man nur wenige Fuß graben dürfte, um dieselben schieferfarbenen mit einem schmutzigen gelb durchstreiften und hie und da lavenartig durchlöcherten Felsen zu finden, aus welchen die Spitze und zum Theil auch die Nord-Küste des Sees besteht. Der Strand an der Westseite von Point Abineau gleicht in aller Hinsicht dem Meeresstrande: es liegen große Muscheln von verschiedenen Gattungen darauf umher, Mo-

wen schweben darüber hin, und wenn der Wind aus Westen stürmt, bricht sich die Fluth mit so schrecklichem Wogengange daran, als an unserer englischen Küste nur irgendwo. Die Sanddünen auf Point Abineau erregen Erstaunen. Zunächst dem See, wo sie erst neuerlich angespült sind, ist von Vegetazion noch keine Spur zu sehen; eine zweite Reihe aber, die hinter jenen gegen die Mitte der Landzunge liegt, scheint mit dem festen Lande von gleichem Alter zu seyn, denn sie ist von oben bis unten mit den stärksten Eichen bewachsen. Diese Dünen haben größtentheils eine unregelmäßige Gestalt, aber an einigen und zwar an den höchsten Stellen sind sie so gerade und eben, daß man sie für alte Werke einer Festung halten könnte. So ziehen sie sich, wie ein regelmäßiger Wall, von Norden nach Süden; woraus abzunehmen ist, daß wie jezt, so auch schon in den frühesten Zeiten der Westwind hier der herrschende gewesen seyn muß. Einige von diesen Anhöhen schienen mir hundert Fuß über die Fläche des Sees erhaben zu seyn. An der Ostseite ist der Boden weder so sandig noch so uneben, und hier fanden wir zwei Bauernhäuser, zu deren jedem etwa dreißig Morgen bestellten Landes gehörten. Wir kauften ein Paar Schafe, einige Hühner und viele Kartoffeln, um bei der Aussicht auf eine langwierige Fahrt nicht Mangel zu leiden. Unterdeß die Männer die Kartoffeln herbeiholten, setzte uns die alte Frau das Beste vor was sie hatte, grobes flaches Brod, geröstete Kartoffeln und gepökelte Bärenfleisch; welches letztere wir gar nicht übel fanden. Eine junge Bärenkeule ist ein sehr beliebtes Gericht, und wir fanden es im Oberlande oft auf guten Tiseln; es ist sehr saftig und fett, und soll dennoch den Magen nicht beschweren.

Den andern Morgen ging ich schon mit Tagesanbruch wieder ans Land, um eine Bärenjagd mitzumachen. Jäger und Hunde erwarteten mich schon,
wir

wir
auf
behl
und
gezo
die
schie
einen
Sta
jagd
ne W
den
vorz
wün
deß
Bär
schen
in d
Jung
sobal
zu w
könn
sie a
sie e
schre
zahl
Lage
jager
inder
selte
mach
war
vier
fer u
W

wir luden also gleich unsere Gewehre, und machten uns auf den Weg. Die Jagd ist hier im Oberlande eben so beliebt als in dem Hinterlande der vereinigten Staaten, und die Leute sind sehr geübt darinn. Die Jagdgewehre sind gezogene Büchsen von englischer Fabrik, und man hat die am liebsten, die große Kugeln von 30 auf's Pfund schießen, weil das Wild selten entkommt, wenn es mit einer solchen Kugel verwundet wird; in den vereinigten Staaten zieht man kleinere Kugeln vor. Zur Bärenjagd hat man sehr große Hunde: die besten scheinen eine Mittulgattung zwischen Bullenbeißern und Spürhunden zu seyn. Sie nehmen die Spur, und dienen dann vorzüglich dazu, den Bären festzuhalten, wenn er verwundet ist, oder ihm zu folgen, wenn er sich etwa, indeß der Jäger wieder ladet, davon machen will. Der Bär greift so lange er entkommen kann, weder Menschen noch Hunde an; ist er aber einmal verwundet, oder in die Enge getrieben, so wehrt er sich wüthend. Die Zungen suchen gewöhnlich auf einen Baum zu kommen, sobald sie einen Hund sehen; die alten hingegen scheinen zu wissen, daß sie es mit einem Hunde wohl aufnehmen können, und daß sie unvermeidlich verlohren sind, wenn sie auf einen Baum klettern; sie thun dies also nur wenn sie einen Jäger zu Pferde sehen, wovon sie gewaltig erschrecken. Die Indianer gehen gewöhnlich in großer Anzahl zusammen auf die Bärenjagd; wenn sie an das Lager der Bären kommen, schließen sie, wie beim Treibjagen, einen weiten Kreis, und suchen sie aufzuschrecken indem sie vorrücken. Die Weißen sind hier zu Lande selten zahlreich genug, um nach dieser Methode Jagd machen zu können; und da dies auch mit uns der Fall war, so gingen wir nach Point Abineau, wo drei bis vier Mann hinreichen, einen Bären zwischen dem Wasser und dem festen Lande einzusperren. Auf der Land-

Wald's Reisen.

spitze war dies Jahr sehr gute Jagd, denn da die Bären südlich wandern, und immer bis an die äußerste Landspitze zu gehen pflegen, um die Strecke wo sie durchschwimmen wollen, so kurz als möglich zu machen, so war hier für den Jäger ein vortheilhafter Anstand, auf welchem fast jeden Morgen ein paar Bären anzutreffen waren. Ein erfahrener Jäger kann sogleich die Spur eines Bären, Rothwildes oder andern großen Thieres im Walde unterscheiden, und mit ziemlicher Genauigkeit angeben, zu welcher Zeit das Thier des Weges gegangen ist. Als wir in ein langes Thal zwischen zwei Sandhügeln kamen, wo die Bären gewöhnlich ihren Weg nach dem Wasser zu nehmen pflegen, wußten die Jäger, welche ich begleitete, augenblicklich anzugeben, wie viel Bären letzte Nacht aus dem Oberlande heruntergekommen wären, und wie viel Junge sich darunter befänden. Wer kein Weidmann ist, für den ist die Fährte (die Fußstapfen des Wildes) unter dem Laube ganz unkenntlich. Ich konnte sie oft selbst, nachdem man sie mir gezeigt hatte, kaum wahrnehmen. Sobald ein Bär erlegt ist, ist das erste Geschäft der Jäger ihn abzugiehn; dies ist in wenig Minuten gethan, weil sie besondere Messer dazu immer bei sich führen; dann wird er zerlegt, wobei der Tomahawk sehr gute Dienste thut. Die besten Stücke werden ausgesucht und mitgenommen, das Uebrige bleibt im Walde liegen. Bei den Indianern gelten die Lagen für den größten Leckerbissen, und werden bei allen großen Festen aufgetragen. Bei den Landleuten hat die Haut den meisten Werth, und wird auf sehr vielerlei Art benutzt. Man breitet sie über eine Mauer oder zwischen zwei Bäumen in der Sonne aus, und schabt sie in dieser Lage täglich mit einem Messer, wodurch eine Menge Fett oder Del ausschwigt. Eben so verfährt man mit den Waschbär- und mit den Hirschhäuten. Die Indianer haben noch eine besondere Art

diese
bieg
ist,
riebe
und
Gese
einen

finste
und
nen
nie
schlo
ließ
öflic
steile
unfer
und
in d
Bäu
gen
bedar
ten.
gehal
dreh
Sch
fen n
vorn
Wass
liche
hatte
zu st
seiner
wesen
mich

diese Häute mit den Haaren zu bereiten, und sie so biegsam wie Zeug zu machen; die Hauptsache dabei ist, daß sie im Rauch eines Feuers mit den Händen gerieben werden. Gegen Mittag war die Jagd vorbei, und ich fand in den Häusern auf der Landzunge meine Gefährten, die eben gelandet waren. Wir machten noch einen Spaziergang und lehrten dann an Bord zurück.

Diesen ganzen Tag über war der Himmel sehr finster gewesen, dies wurde gegen Abend immer ärger, und die Matrosen sagten vorher, daß wir morgen einen schrecklichen Sturm haben würden. Ich, der ich nie ein Freund des nassen Elements gewesen bin, beschloß sogleich die Nacht am Lande zuzubringen, und ließ mich mit meinem Bedienten am Eingang der östlichen Bay aussetzen. Unter dem Schuß eines der steilen Sandhügel schlugen wir hier, bei Mondschein unser Zelt auf, zündeten ein großes Feuer davor an, und wurden durch das hohle Säusen des Windes, der in dem nahegelegenen Walde die Gipfel der schlanken Bäume bewegte, bald in Schlaf gewiegt. Am Morgen besuchten mich meine Gefährten sehr zeitig, und bedauerten bitterlich, daß sie mich nicht begleitet hatten. Sie hatten die ganze Nacht eine schreckliche See gehabt, der Wind hatte sich etwas nach Süden zu gedreht, Point Abineau hatte also dem Schiffe wenig Schuß gegeben, und es war jämmerlich herumgeworfen worden. Ueberdies hatte eine von den Stützen vorn am Bug nachgegeben, und dadurch war das Wasser eingeströmt wie durch eine Pumpe, eine schreckliche Verwirrung war entstanden, und die Matrosen hatten die ganze Nacht arbeiten müssen, um das Lek zu stopfen. Das Schiff war alt, gebrechlich, und auf seiner letzten Reise; man war also ernstlich besorgt gewesen, daß sich vor morgens noch etwas ärgeres ereignen möchte, und niemand hatte sich ruhig gefühlt bis der

Tag anbrach und der Sturm sich legte. Auf unserer heutigen Wanderung sahen wir sehr viel Möwen und vielerlei Raubvögel, auch große Völker von der sogenannten Sandlerche, einem Vogel, der an Farbe, Gang und Art dem grauen Kiebitz gleicht, nur daß er nicht viel größer ist als ein Sperling; auch sahen wir heute zum erstenmale ein Volk Rebhühner, oder, wie man sie hier zu Lande auch nennt, Fasanen. Sie gleichen dem europäischen Rebhuhn, sind aber größer, und ihr Fleisch ist an Geschmack vom Fasan wenig verschieden. Mit dem Rebhuhn und Fasan in Maryland und den mittlern Staaten sind sie nicht zu verwechseln. Sie sind so zahm oder vielmehr dumm, daß ich, ehe sie aufflogen, drei Stück einzeln von einem Baum schoß, und wenn ich recht gewußt hätte, wie man es anfangen muß, hätte ich sie alle, eins nach dem andern herunter geschossen. Man muß nur immer den untersten zuerst schießen, damit die andern nicht aufgeschreckt werden, wenn der getödtete zwischen den Nesten vor ihnen herunter fällt. Als wir an das Ufer zurück kamen, fanden wir auf einmal den Wind sehr günstig, hörten auch bald den Signal-Schuß, und das Boot kam, uns an Bord zu holen. Wir gingen jedoch erst um Mitternacht unter Segel, weil bis dahin noch immer der See zu hoch war. Des Morgens befanden wir uns an der steilen Süd-Küste des Sees, das Wasser war ruhig, der Himmel heiter, und an diesem Tage sahen wir die Wolke über dem Niagara-Fall in der großen Entfernung von 54 Meilen.

Der Erie-See ist von ovaler Gestalt, 300 Meilen lang, und seine größte Breite beträgt 90 Meilen. Das Wasser ist nicht über 20 Klafter tief, und man kann bei ruhigem Wetter überall sicher Anker werfen; beim Sturm aber ist es in den offenen Gegenden des Sees nicht sicher, weil der Sand auf dem Grunde nicht fest ist. Daher wird auch das Wasser bei einem

Windstoß gleich trübe; sonst aber ist es klar, und von dunkelgrünlicher Farbe. Die nördliche Küste ist sehr felsig, so auch die Insel-Gruppen am West-Ende, am südlichen Ufer hingegen ist ein guter Kiesgrund. Die Küsten des Sees sind von sehr verschiedener Höhe, an einigen Orten hebt sich das Land beinahe unmittelbar vom Wasser aus in steilen Bergen empor; an andern ist das Ufer so flach, daß, wenn ein Windstoß das Wasser etwas höher als gewöhnlich hinantreibt, das Land Meilen weit überschwemmt wird. Nicht lange vor unserer Anwesenheit, ertrank ein junger Mann, der mit Depeschen in einem Bateau über den See geschickt ward, mit vielen von seiner Gesellschaft in einer solchen Ueberschwemmung. Man hält sich in einem Bateau immer so nahe als möglich am Lande, und wenn Gefahr von einem Sturm droht, treibt man das Schiff auf den Strand. Dies geschah auch damals; aber es muß ein Versehen dabei vorgegangen seyn, denn das Bateau legte sich auf eine Seite. Die Wellen fingen schon an mit schrecklichem Ungestüm gegen das Ufer zu brechen, jede neue Welle rollte weiter als die vorige; der Gesellschaft ward bange, und anstatt das möglichste zu thun um das Bateau wieder aufzurichten, nahmen sie nur das Nothwendigste heraus, und wollten sich mit der Flucht retten; das Wasser kam aber, weil der Sturm immer noch zunahm, so schnell hinter ihnen drein geschossen, daß sie alle weggeschwemmt wurden, ehe sie einen sichern Platz erreichen konnten; zwei ausgenommen, die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit genug hatten, einen hohen Baum hinaufzuklimmen. Dieser großen Ungleichheit der Ufer an beiden Seiten des Sees schreibt man es zu, daß hier so häufig Stürme herrschen, und umgekehrt den niedrigen und ebenen Ufern am Ontario, daß die Gewässer desselben immer so ruhig sind. Dem Erie fehlt es sehr an guten Häfen. An der Nord-

Seite sind nur zwei Plätze, welche Schiffen von 7 Fuß Wasser, Schutz geben können, nämlich Long Point und Point Abineau, und auch hier liegen sie, wenn der Wind sich nach Süden dreht, nicht sicher. An der südlichen Küste ist Presqu'isle der nächste Hafen von Port Erie aus, und etwa 60 Meilen weit davon entlegen; er ist sicher, aber der Eingang schwierig. Weiter hin giebt es noch zwei Häfen für kleine Schiffe, einen an der Mündung des Cayahela, und einen an der Mündung des Sandusky: britische Schiffe laufen aber dort niemals ein. Ihr Handel geht nur zwischen Fort Erie und Detroit, und wenn unterwegs widriger Wind einfällt, dem sie nicht entgegen arbeiten können, so kehren sie, hinwärts nach Detroit, lieber nach Fort Erie zurück, oder gehen, wenn sie herwärts nach Fort Erie fahren, in einer von den Bayen zwischen den Insel-Gruppen, am westlichen Ende des Sees vor Anker. Wenn man den See hinauf fährt, so ereignet es sich nicht selten, daß Schiffe, wenn sie schon bis dicht an diese Inseln gekommen sind, (von denen die nächste nicht weniger als 240 Meilen entfernt ist) durch Stürme den ganzen Weg bis zu diesem Fort zurückgetrieben werden. Eben da wir unter Middle-Inland, einer der nächsten, Anker werfen wollten, erhob sich plötzlich ein Windstoß, und wir konnten uns nur mit Mühe auf unserer Station erhalten, ja der Kapitän sagte hernach, er habe eine Weile gefürchtet, daß wir wieder nach Fort Erie würden zurückgetrieben werden. Es war den dritten Tag nach unserer Abreise von Point Abineau, als wir Middle-Inland erreichten. Wir blieben vor Anker bis den nächsten Morgen, da der Wind sich um einige Striche zu unserm Vortheil drehte, so daß wir wenigstens einige Meilen weiter gehen, und einen sichern Platz erreichen konnten, wo das Schiff von allen Seiten durch Inseln gegen den Wind geschützt war.

Es ist ein seltner Fall daß Schiffe von Fort Erie nach irgend einem Ort am Detroit hingelangen, ohne unterwegs bei diesen Inseln anlegen zu müssen; denn mit demselben Wind, der sie von Osten nach Westen über den See führt, können sie nicht in den Fluß einlaufen, weil er von Nordost nach Südwest und dermaßen stark strömt, daß man nur mit einem sehr frischen und fast vollen Winde aufwärts kommen kann. Wegen dieser großen Unsicherheit der Schifffahrt auf dem Erie muß man nicht nur doppelt so viel für die Ueberfahrt bezahlen als auf dem Ontario, sondern jeder Kajütenpassagier giebt für jeden Tag, da das Schiff des Windes halber vor Anker liegen muß, noch besonders drei Dollars Ankergeld.

Die Inseln am westlichen Ende des Sees liegen sehr dicht bei einander, und sind von sehr verschiedener Größe; auch die größte zwar hat nicht über 14 Meilen im Umfang, manche aber möchten nicht halb so viel Klaftern messen. Alle, auch die kleinsten, sind mit Holz bewachsen, und die größern tragen sehr schöne Eichen, Wallnußbäume und rothe Cedern; letztere werden hier vorzüglich groß, so daß man sie auf 40 Meilen weit nach den brittischen Niederlassungen am Detroit holen läßt. Alle diese Inseln sind sehr flach, und auf den größern findet man in den innern Gegenden auch große Teiche oder Sümpfe; daß aber dem unerachtet der Boden ungemein fruchtbar seyn müsse, beweiset das schöne Bauholz zur Genüge. In den Wäldern findet man das ganze Jahr über Waschbären und Eichörnchen in großer Anzahl; im Winter, wenn der See zwischen den Inseln und dem festen Lande gefroren ist, auch bisweilen Bären. Von Schlangen werden diese Inseln sehr heimgesucht, und auf einigen sind die Klapperschlangen so zahlreich, daß es im hohen Sommer gefährlich ist zu landen. Jetzt war es schon spät im September, und doch waren wir kaum drei Minuten auf Bass-Island gewesen,

als schon mehrere unter den Büschen zum Vorschein kamen, von denen die Matrosen zwei sehr große tödteten. Es giebt hier zwei verschiedene Arten von diesen Schlangen, die eine ist dunkelbraun und gelb gefleckt, und selten mehr als drittehalb Fuß lang; sie hält sich in morastigen Gegenden, und auf niedrigen Wiesen, und thut viel Schaden unter dem Vieh, welches sie wenn es grasset in die Lippen beißt; die andere ist grünlich gelb und braun gefleckt, und wird wohl noch einmal so groß als jene, und so dick als das Handgelenk eines starken Mannes. Die Klapperschlange ist, nach Verhältniß ihrer Länge, dicker als irgend eine andere Schlange und am dicksten in der Mitte des Leibes, wo sie beinahe dreieckig aussieht, indem der Bauch flach ist, und das Rückenbein höher heraus steht. Die Klapper ist am Ende des Schwanzes und gewöhnlich einen Viertelzoll dick, einen halben Zoll breit, und jedes Glied eben so lang. Jedes Glied besteht aus mehreren sehr lose in einander gefügten kleinen Scheiden von einer trocknen hornartigen Substanz, und das Geräusch entsteht daraus, daß diese trocknen und harten Häute gegen einander schlagen; nicht nur die äußerste Scheide jedes Gliedes ist mit der äußersten des nächsten, sondern jede einzelne, auch die allerkleinste innerhalb, ist mit der ihr entsprechenden des nächsten Gliedes verbunden. Ich zweifle daran, daß, wie man wohl sagt, die Schlange jedes Jahr ein neues Glied der Klapper ansetze, denn bei denen die ich sah, stand die Anzahl der Glieder niemals mit der Größe des Thieres in demselben Verhältnisse. Die Haut der Klapperschlange nimmt, wenn das Thier verwundet oder sonst gereizt ist, eine Mannigfaltigkeit schöner Farben an, die man sonst nicht an ihr sieht. Ihren Feind verwundet sie nicht mit den Zähnen, deren sie sich gewöhnlich bedient, sondern mit zwei langen einwärts gekrümmten Fangezäh-

nen oder Hauern, die in der obern Kinnlade sitzen. Um sich derselben zu bedienen, muß sich das Thier so hoch als möglich aufrichten, den Kopf rückwärts werfen und die untere Kinnlade abwärts biegen. Wenn sie sich heben will, vollst sie sich erst in einer Spirallinie auf, in deren Mittelpunkt sich der Kopf befindet, klammert sich gleichsam mit dem Schwanz in die Erde, treckt so den ganzen Obertheil des Körpers in die Höhe und haut mit den Fangzähnen nach dem, den sie verwunden will; springen kann sie nicht weiter, als die Hälfte ihrer eigenen Länge. Ihr Fleisch ist so weiß, als der zarteste Fisch, und wird von denen, die das Vorurtheil überwunden haben, als sehr wohlgeschmeckend gerühmt; auch die Brühe davon soll von sehr gutem Geschmack und sehr nahrhaft seyn. Auf meinen Spaziergängen auf den Inseln fand ich häufig die Bälge dieser Schlangen; die Landleute hier in Ober-Canada halten sie für ein kräftiges Mittel gegen Rheumatismen, wenn man sie auf den leidenden Theil festbinder. Gegen eben diese Krankheit nehmen sie auch wohl ein Stück von der Schlange selbst, über dem Feuer zu Kohle gebrannt, und dann zu Pulver zerstoßen, dreimal des Tages in einem Spitzglas voll Brannntwein ein. Am ersten Tage wirkt das Mittel nur wie bloßer Brannntwein; am Ende des zweiten Tages aber verfällt der Kranke in einen kalten Schweiß, alle Gelenke schmerzen ihm und er wird so matt, daß er kaum auf den Füßen stehen kann; dies wird ein oder zwei Tage lang immer ärger; bei fortgesetztem Gebrauche aber verliert er nach wenigen Tagen alle Schmerzen, und erlangt seine vorigen Kräfte wieder. Es giebt auf diesen Inseln mehrere Arten von Schlangen; ich tödtete viele, die ich zuvor noch nirgends gesehen hatte, und von einer darunter sagte man mir, daß sie im höchsten Grade giftig wäre; sie war etwas mehr als drei Fuß lang, auf dem Rücken ganz schwarz,

am Bauch orangegeleht. Ich fand sie unter den Felsen vom Middle-Island, und da sie in den Schwanz verwundet war, drehte sie sich mit unbeschreiblicher Wuth hin und her, um sich zu vertheidigen. Herr Carver erwähnt in seinen Reisen mehrere Schlangen, die auf diesen Inseln einheimisch seyn sollen, unter andern einer, die er die zifhernde Schlange nennt; er behauptet, daß der Athem, den sie beim Zischen ausstößt, vergiften soll. Ich habe mich bei Einheimischen und bei Fremden, die sich lange hier aufgehalten haben, nach dieser Schlange genau erkundigt, aber Niemand wollte das mindeste davon gehört haben. Vermuthlich also ist das eins von den tausend und einem Märchen, die man hier zu Lande von Schlangen erzählt, z. B. von Schlangen, die mit ihrem Schwanz das Vieh auf der Weide wie mit einer Peitsche schlagen, und, nebenher laufend, zu schlagen immer fortfahren, bis es vor Mattigkeit hinfällt, und so der Schlange zur Beute wird. Item, von Schlangen, die den Schwanz ins Maul nehmen und so aufgerollt wie ein Rad ihren Feind verfolgen! Auf den Zeichen und Sümpfen in diesen Inseln, giebt es Enten und anderes wildes Geflügel in großer Menge, und in den Waldungen halten sich allerhand kleine Vögel auf, die sich jedoch weder durch Gesang noch Gefieder auszeichnen.

Am letzten September mit Sonnenuntergang verließen wir die Inseln und kamen am nächsten Morgen in den Detroit. Dieser Fluß ist an der Mündung und ziemlich weit oberhalb derselben 5 Meilen breit. Die Rüssen sind mäßig hoch und dick bewaldet, die Aussicht hat aber bis auf 4 oder 5 Meilen von dem neuen brittischen Posten nichts besonders interessantes. Hier machten die Läger und Dörfer der Indianer und dahinter die brittische Niederlassung eine sehr gute Wirkung. Der Fluß war voll Bateaux und indianischer

Kan
Gan
gege
gan
Krie
Erie
alle
hina
schen
Ges
seits
Dep
vor
sein
Dan

Mat

M
Seit
halb
dieses
stehen
Fluß
Käun
kleine
hält
ehem
begeb

Kanots, und einige Kaufleute und Offiziere von der Garnison waren in ihren Gondeln unserm Schiffe entgegen gefahren, und kreuzten auf und ab. Am Eingang in den Fluß holten uns auch die beiden andern Kriegsschiffe und die Kauffahrteischiffe, die wir bei Fort Erie zurückgelassen hatten, wieder ein, und wir fuhren alle zusammen mit aufgespannten Segeln den Strom hinaus. Die andern Schiffe fuhren nach dem brittischen Posten hinaus, das unsrige aber, welches die Geschenke für die Indianer geladen hatte, ging diesseits bei der Wohnung eines Herrn vom Indianer-Departement, die noch in dem Distrikt Malden liegt, vor Anker. Er bot uns während unsers Hierseyns sein Haus zur Wohnung an; dies nahmen wir mit Dank an, und gingen mit ihm ans Land.

Drei und dreißigster Brief.

Malden. — Blockhäuser. — Beschreibung von Detroit und der Gegend umher.

Malden, im Oktober.

Malden ist ein ansehnlicher Distrikt auf der östlichen Seite des Detroit-Stromes, etwa 18 Meilen unterhalb der Stadt dieses Namens. In dem untern Theile dieses Distrikts giebt es nur wenig Häuser, und sie stehen sehr weit auseinander; höher hinauf aber am Fluß, zunächst dem brittischen Posten, der seit der Räumung von Detroit angelegt ist, bildet sich eine kleine Stadt, die schon jetzt mehr als 20 Häuser enthält und sehr schnell zunimmt, weil mehrere von den ehemals in Detroit wohnhaften Kaufleuten sich hierher begeben haben. Weder die Stadt noch der Posten selbst

hat bis jetzt einen besondern Namen; man nennt sie nur den neuen Posten und die Stadt bei Bois Blanc; dies ist eine zwei Meilen lange Insel im Strome, Malden gegenüber.

Sobald von der Räumung von Detroit die Rede war, dachte man darauf, auf dieser Insel, die dazu sehr vortheilhaft gelegen ist, einen neuen Posten anzulegen, und es ward Befehl erteilt, sie von den Indianern zu kaufen und im Namen des Königs von Großbritannien Besitz davon zu nehmen. Zu dem Ende ward von Detroit aus ein Kommando hieher geschickt, welches am nördlichen Ende der Insel ein kleines Blockhaus errichtete, und eine Wache zur Vertheidigung desselben zurückließ. Bald nachher wurden Anstalten gemacht hier ein förmliches Fort zu erbauen: hiergegen aber protestirte die Regierung der vereinigten Staaten, und behauptete, daß die Insel nicht innerhalb des brittischen Gebiets läge. Da man nun fand, daß an der Sache etwas Streitiges war, was nicht so bald beigelegt werden würde, so verschob man vor der Hand die Ausführung des Plans, ein Fort anzulegen. Das Blockhaus auf der Insel aber ist noch immer besetzt, und wird wohl so lange im Besitz der Engländer bleiben, bis, zufolge des letzten Traktats, durch eine dazu ernannte Kommission die Grenzen der brittischen Besitzungen in diesem Theile von Amerika genau ausgemittelt seyn werden, da sie in dem Definitiv-Traktat zwischen den vereinigten Staaten und Großbritannien nicht deutlich genug bestimmt sind. Der ganze Streit entsteht hier aus der verschiedenen Deutung gewisser Worte in dem Traktat. Sie heißen: die Grenzlinie soll mitten durch den Erie-See laufen, bis zur Kommunikation desselben mit dem Huron-See, und von da längs der Mitte dieser genannten Wasserkommunikation. Die vereinigten Staaten nun verstehen hierunter die Mitte des besten und befahrensten Fahrwassers im Fluß. Wir, im Gegentheil, verstehen darunter die wahre Mitte des

Flusses, vorausgesetzt, daß zu beiden Seiten derselben ein gutes Fahrwasser ist. Nun liegt die Insel Bois Blanc ganz bestimmt zwischen dieser Mitte des Flusses und dem brittischen Ufer; aber das tiefste und beste Fahrwasser für Lastschiffe geht ebenfalls zwischen der Insel und dem brittischen Ufer. Wie also England die Worte deutet, so gehört die Insel ohne allem Zweifel ihm; nach der Deutung der vereinigten Staaten hingegen gehört sie diesen. Mir scheint es allerdings, als hätte England in diesem Falle das Recht auf seiner Seite, denn obschon das beste und bequemste Fahrwasser auf der englischen Seite geht, so ist doch auch das auf der entgegengesetzten Seite der Insel so tief, daß die größten Schiffe, welche jetzt die Seen befahren, und die größte die man je zu dieser Schifffahrt wird brauchen können, sich dessen mit vollkommener Sicherheit bedienen können.

Es sind bereits Zeichnungen zu einem Fort auf dem festen Lande und zu einem auf der Insel angefertigt; da aber nur das eine angelegt werden soll, so ist der Bau verschoben bis ausgemacht seyn wird, wem die Insel gehört; im Fall sie England behält, wird das Fort auf der Insel selbst erbaut werden, weil sie eine vortheilhaftere Lage dazu hat, als das feste Land darbietet. Vor der Hand ist indeß auf dem festen Lande ein Blockhaus errichtet, das mehr als 100 Mann recht bequem fassen kann, und 4 daneben liegende Morgen Landes sind der Krone vorbehalten, im Fall das Fort nicht auf der Insel erbaut werden sollte.

Die Wände solcher militärischen Blockhäuser bestehen aus starken viereckigen Balken; gewöhnlich sind sie zwei Stock hoch; in solchem Fall steht das obere Stockwerk zwei bis drei Fuß über das untere hervor, und im Fußboden dieses Vorsprunges sind Schießlöcher eingeschnitten, um, im Fall das Haus gestürmt werden sollte, den Angreifenden senkrecht auf den Kopf schießen zu

können. Auch in den Seitenwänden sind dergleichen Schießlöcher, und zum Theil von so weiter Oeffnung, daß zum Beispiel hier in dem neuen Blockhause zu Malden, eine kleine Kanone dadurch abgefeuert werden kann; im Winter, wenn kein Ueberfall zu befürchten ist, werden diese Schießlöcher mit großen hölzernen Stöpseln oder Keilen zugemacht, und die Fugen, wie beim Schiffbau geschieht, dicht kalfateret. Nach der neuesten vortheilhaftesten Bauart muß ein solches Blockhaus so angelegt seyn, daß, wenn auch die eine Hälfte ganz weggeschossen ist, die andere noch immer fest steht. Zu dem Ende muß jeder Balken, sowohl in den Wänden als im Dach, dergestalt verbunden werden, daß er von dem nächsten völlig unabhängig ist; eben so muß auch jede Wand unabhängig von der andern und größtentheils auch das Dach von den Wänden isolirt seyn, so daß wenn eine Bombe darauf geworfen wird, sie nur das eine Stück Holz mit fortreißen kann, welches sie unmittelbar trifft. Gegen das stärkste Musketenfeuer sind alle Blockhäuser fest. Da nun überall Holz im Ueberfluß vorhanden ist, und diese Häuser sehr schnell gebaut werden können, so findet man deren fast auf jedem Vorposten in Nordamerika, ja fast in jeder Festung im Lande. In Quebek giebt es deren mehrere.

Im untern Theil des Maldenschen Distrikts, giebt es unter den zerstreut umher liegenden Häusern einige sehr ansehnliche, und die dazu gehörigen Meiereien sind beträchtlich; unter andern besteht die, welche unserm Freunde dem Kapitän E. . . gehört, unter dessen Dache wir jetzt hausen, aus nicht weniger als zweitausend Morgen Landes. Ein großer Theil davon ist gelichtet und vorzüglich gut angebauet. Sein Haus, das beste im ganzen Distrikt, hat eine gar angenehme Lage, ungefähr 300 Schritte weit vom Fluß. Aus den Fenstern des Salons hat man eine angenehme

Aus
best
Blau
zum
an d
nisch
haus
halte
dian
zum
gen
zum
genfe
und
nen g
gekon
denn
billig
re Ze
eine g
glaube

dann
aus C
Flusse
zu ein
flach,
einigen
ins La
me nie
lerische
schön:
nige b
seln in
Manni

Aussicht auf den Fluß, auf welchem indianische Kanots beständig hin und her fahren, und auf die Insel Bois-Blanc. Vor dem Hause ist ein kleiner niedlicher eingezäunter Rasenplatz mit Gruppen von Bäumen verziert, an dessen Grenze nach dem Fluß hin ein großes indianisches Wigwam (Hütte) steht, welches man das Rathhaus nennt, weil dort die Indianer ihre Versammlung halten, wenn zwischen ihnen und den Herren vom Indianer-Departement Geschäfte von einigem Belang abzumachen sind. Auf der Insel Bois-Blanc wohnen gegen 500 Indianer-Familien, von denen täglich mehrere zum Besuch zu uns herüber kommen, so wie auch gegenseitig wir oft nach der Insel gehen, um ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Unser Freund hat ihnen gesagt, daß wir über den großen See (Weltmeer) gekommen wären, um sie zu sehen; das hat ihnen denn eine sehr gute Meinung von uns beigebracht; sie billigten das Unternehmen, und meinten wir hätten unsere Zeit gut angewandt. Kein Volk auf Erden hat wohl eine größere Meinung von sich als diese Menschen; sie glauben sich wirklich über alle Andere erhaben.

Wir blieben nur kurze Zeit in Malden, und gingen dann in einem kleinen Lustschiff, das uns ein Kaufmann aus Gefälligkeit lieh, nach Detroit. Die Breite des Flusses wechselt zwischen beiden Orten von zwei Meilen zu einer halben ab. Die Ufer sind meistens sehr flach, aber reich mit schönen Holzarten bewachsen; an einigen Stellen sind sumpfige Niederungen, die sich tief ins Land hineinstrecken. An diesen Stellen wo die Bäume nicht ganz so dicht stehen, aber dafür sich desto mehr ausbreiten können, ist die Waldgegend sehr schön: zwischen jenen Niederungen macht der Fluß einige beträchtliche Beugungen, und mehrere große Inseln in demselben geben der Aussicht hier eine reizende Mannigfaltigkeit.

Ueber Malben hinaus ist zu beiden Seiten des Flusses kein von Weißen bewohntes Haus, sondern nur armselige Indianer-Dörfer zu sehen. Erst vier Meilen vor Detroit trifft man zu beiden Seiten wieder, vorzüglich aber auf der englischen, viele Pflanzungen an. Diese Gegend ist sehr reich an Baumgärten, wo Pfirsichen, Äpfel und Kirschen sehr reichlich zutragen. Als wir hier waren, hingen namentlich die Zweige der Äpfelbäume mit den schönsten Früchten belastet fast bis in den Fluß hinab. Man hat hier verschiedene Arten vortreflicher Äpfel; der vorzüglichste aber ist der sogenannte Pomme-Caille. Er ist außerordentlich groß und durch und durch dunkelroth. Ich erinnere mich nicht diesen Apfel sonst irgendwo gesehen zu haben, und dennoch ist er gewiß dieser Gegend nicht eigenthümlich. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, an dem ersten dieser Obstgärten anzuhalten, und für wenige Pence erlaubte man uns so viel Obst zu pflücken, als wir nur immer in unserm Boote fortbringen konnten. Die Pfirschen-Zeit war zwar fast vorbei, die wenigen aber die ich kostete, waren von sehr guter Art, wohlgeschmeckender, größer und saftiger als man sie in den mittlern Staaten gewöhnlich findet.

Die Häuser in dieser Gegend sind alle gerade von derselben Bauart als in Unter-Canada, auch die Einteilung und Bearbeitung des Aekers, und die Sitten der Einwohner sind sich in beiden Provinzen gänzlich gleich. Französisch ist die herrschende Sprache, und der Reisende kann sich auf einen Augenblick einbilden, daß er durch einen Zauber plötzlich wieder in die Gegend von Montreal oder Trois-Rivieres versetzt worden sey. Alle Hauptposten in der westlichen Gegend, längs den Seen am Ohio, Illinois u. s. w. sind zwar auch von den Franzosen angelegt; sie haben sich aber, nur Detroit und die nächst umliegende Gegend

aus-

ausgenommen, mit der ungleich größern Anzahl der Ansiedler, welche englisch sprechen, dermaßen vermehrt, daß ihre Sprache überall, nur allein in Detroit nicht, ausgestorben ist.

Detroit enthält ungefähr 300 Häuser, und ist die größte Stadt in der westlichen Gegend. Es liegt nahe am Fluß oben auf dem Ufer, das hier über 20 Fuß hoch ist. Unterhalb sind, zur Bequemlichkeit der Schifffahrt, große hölzerne Anfuhrten, fast wie in den Seehäfen am atlantischen Meer. Die Stadt besteht aus mehreren Straßen, die mit dem Fluß in gleicher Richtung laufen, und von andern in rechten Winkeln durchschnitten werden; sie sind eng, schlecht gepflastert, und wenn es geregnet hat, äußerst schmutzig. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger sind jedoch in den meisten Fußsteige von viereckigen Klöbern gemacht. Die Stadt ist mit starken Pallisaden umgeben, und hat vier Thore; zwei gehen nach den Anfuhrten, und die zwei andern sind an der Nord- und an der Südseite der Stadt. An den Thoren sind starke Blockhäuser, und auf der Westseite der Stadt ein kleines viereckiges Fort, mit Bastionen an den Ecken. In jeder Bastion ist ein kleines Feldstück aufgepflanzt, und dies ist alles Geschütz, das sich gegenwärtig hier befindet. Die Engländer hatten sonst eine große Menge Artillerie hier, aber gegen einen regelmäßigen Angriff hätte sich der Ort nie lange halten können, und die Werke scheinen wohl nur zur Vertheidigung gegen die Indianer angelegt zu seyn.

Detroit ist jetzt das Hauptquartier der westlichen Armee der vereinigten Staaten; die Garnison besteht aus 300 Mann, die in Kasernen einquartiert sind. Die Offiziere achten so wenig auf den kleinen Dienst, daß die Mannschaft, so gut sie sich auch im Kriege benommen, auf der Parade doch sehr armselig aussieht. Die Damen in der Stadt sind noch immer

auffer sich, über den Abzug der brittischen Truppen, ob schon 3 Monat seitdem verfloßen sind, und ungeachtet die amerikanischen Offiziere sie immer versichern, daß sie sie, bei näherer Bekanntschaft, liebenswürdiger und angenehmer finden würden als die Engländer. Dies ist eine sonderbare Art sich einzuführen, die aber den amerikanischen Offizieren ganz ähnlich sieht. Von ihrer Rohheit, Ungeschliffenheit und Unverträglichkeit können Sie schon aus dem einzigen Umst. beurtheilen, daß nicht einmal so viel Uebereinstimmung unter ihnen herrscht, um gemeinschaftlich zu speisen. Bei ihrer Ankunft in Detroit ist eine solche Anstalt eingerichtet worden, ihre beständigen Bänkereien aber haben derselben bald ein Ende gemacht. Während sie in Grenville in Kantonnirung lagen, fielen so viel Duelle vor, daß damals ein Renommist und ein Offizier von der amerikanischen West-Armee ganz gleichbedeutende Worte waren.

Der dritte Theil der Einwohner von Detroit, und der größte Theil derer, welche sich ober- und unterhalb der Stadt längs dem Flusse angebaut haben, sind von französischer Abkunft. Die ersten treiben größtentheils Handel, und scheinen alle in ziemlich gleichen Vermögensumständen zu seyn.

Detroit ist ein ansehnlicher Handelsplatz, der nicht weniger als 12 eigene Kauffahrteischiffe hat, welches Zweimaster, Brigs, Schaluppen und Schooner von 50 bis 100 Tonnen Last sind. Die Schifffahrt nach dem Hinterlande ist von hieraus sehr ausgedehnt, denn auf der einen Seite kann man den Erie = See, der 300 Meilen lang ist, und auf der andern den Michigan = und den Huron = See befahren, von denen der erste 200 Meilen lang und 60 breit ist, der andere an 1000 Meilen im Umkreis hat, hiezu kommt ferner noch der St. Clair = See und der Detroit = Fluß, welche die zuersgenannten Seen mit einander verbin-

den, desgleichen viele andere große Flüsse, welche sich in jene ergießen.

Die hiesigen Waarenlager und Magazine sind sehr wohl versehen, und feines Tuch, Leinwand und alle Artikel die man zur Kleidung gebraucht, sind hier eben so gut und beinahe um eben den Preis wie in New-York und in Philadelphia zu bekommen.

Die Fische, die in den benachbarten Seen und Flüssen gefangen werden, sind vorzüglich wohlschmeckend; unter andern eine sehr köstliche Art großer Forellen, die der Michillimalinalische Weißfisch genannt wird, weil er meistens in jener Straße gefangen wird. An Salz leiden die Einwohner oft großen Mangel, und es ist noch nicht lange her, daß sie kein anderes hatten, als was ihnen aus Europa zugeführt wurde, jetzt sind aber an verschiedenen Orten im Lande Salzquellen entdeckt worden, und man fängt an diesen Artikel selbst zu gewinnen. Die besten und ergiebigsten Quellen sind in den Händen der Regierung, und der Gewinn vom Salzverkauf wird in den Schatz der Provinz abgeliefert. Die ganze westliche Gegend der vereinigten Staaten erhält ihren Bedarf an Salz aus Quellen, von denen einige so ergiebig sind, daß sie in Zeit von einer Woche viele 100 Scheffel liefern. Auf der einen Seite der Stadt ist eine große katholische Kirche, auf der andern die sogenannte Huronen-Kirche, die wirklich für diese Indianer bestimmt ist. Die Straßen sind gewöhnlich voll Indianer von verschiedenen Stämmen, und unter ihnen eine große Menge alter Squaws, die ihre Töchter umherführen, immer bereit sie auf eine Zeitlang dem Weißbietenden zu überlassen. Des Nachts werden alle Indianer, diejenigen ausgenommen, welche einer oder der andern von den Einwohnern bei sich aufnimmt, zur Stadt hinaus gebracht und die Thore hinter ihnen verschlossen.

Die amerikanischen Offiziere hier thun ihr möglichstes, um den Indianern ihre Vorzüge vor den Engländern einleuchtend zu machen, da sie aber eben nicht sehr freigebig mit G. sind, so achten diese nicht auf das, was sie .. Den General Wayne, der ihnen beständig Geschenke versprach, und es immer aufschob, sie ihnen zu geben, wenn sie ihn darum mahnten, nannten sie General Wabang (morgen).

Das Land um Detroit selbst, und eine ziemliche Strecke oberhalb der Stadt, ist sehr gelichtet, und eben so auch das auf der englischen Seite des Flusses. Die Pflanzungen reichen fast bis an den Huron-See; aber jenseits des la Trenche, der sich in den St. Claire ergießt, liegen sie nur sehr einzeln. Die Bevölkerung an den Ufern des la Trenche, oder der Themse, wie dieser Fluß jetzt genannt wird, nimmt durch die Auswanderungen aus der Gegend von Niagara und aus Detroit, seitdem die Engländer es geräumt haben, sehr schnell zu. Wir machten einen Morgen eine Ausflucht in einem kleinen Boot bis zum St. Clair-See, es stieß uns aber, weder die Einwohner noch das Land selbst betreffend, etwas merkwürdiges auf. Die Gegend um Detroit ist ungemein flach, und von allen hier vorhandenen Flüssen hat nicht ein einziger so viel Gefäll als nöthig ist um eine Mühle zu treiben. In Detroit ist der Strom noch am stärksten, und ein Franzose besetzte eine Schiffsmühle von seiner Erfindung, mit Ketten mitten im Flusse, wo er glaubte, daß die Strömung stark genug seyn würde, um das Rad zu treiben, der Versuch entsprach aber der Erwartung nicht, ungeachtet er den Einwohnern vieles Geld gelöstet hatte. Sie mahlen ihr Korn in Windmühlen, die ich in keiner andern Gegend von Nordamerika gesehen zu haben mich erinnere.

fett,
Klin
doch
lich.
oft b
der
besti
nehm
zu g
schla
ande
Eine
verei
irgen
gieße
dem
Wass
dann
bis
der
hinur
gehn
ersten
ren l
Muni
die W
terwe
Mieth
hätten
nem s
nicht
wieder
in die

Der Boden am Detroit-Flusse ist gut, obschon nicht fett, und giebt reichliche Mais- und Weizenerndten. Das Klima ist viel gesunder als in der Gegend des Niagara; doch sind auch hier intermittirende Fieber nicht ungewöhnlich. Die Hitze ist außerordentlich, das Thermometer steigt oft bis 100° Fahrn.; selten aber vergeht ein Winter, wo der Schnee nicht 2 bis 3 Monate lang liegen bleibt.

Während wir in Detroit waren, mußten wir uns bestimmen, was wir für einen Rückweg nach dem Ozean nehmen wollten. Wieder über den See nach Fort Erie zu gehn, dazu hatte keiner von uns Lust; dieser Vorschlag ward also gleich verworfen. Nun waren noch zwei andere Wege, die in Betrachtung kommen konnten, der Eine zu Lande von Detroit durch das westliche Gebiet der vereinigten Staaten bis an die obern schiffbaren Stellen irgend eines von den Flüssen, welche sich in den Ohio ergießen, und auf diesen dann auf- oder abwärts, nachdem es uns thunlich scheinen würde. Der Andere zu Wasser bis Presqu-Isle auf der Südseite des Erie, dann den French Creek und den Alleghany hinunter bis Pittsburg am Ohio; dort hätten wir dann wieder die Wahl, ob wir den Ohio und den Mississippi hinunter, oder durch Pennsylvanien, nach Philadelphia gehn wollten. Wir hatten am meisten Lust zu dem erstern, mußten aber bald alle Gedanken daran fahren lassen, denn wir hätten zu Pferde abreisen, uns Mundvorrath auf eine 200 Meilen lange Reise durch die Wälder mitnehmen, und unsere Pferde hätten unterwegs mit bloßem Grase sich begnügen müssen. Miethspferde waren in Detroit nicht zu haben, und hätten wir auch welche kaufen wollen, was nur zu einem sehr hohen Preise möglich war, so hätten wir doch nicht gewußt, wie wir sie am Ende unserer Landreise wieder los werden sollten, wenn wir sie nicht geradezu in die Wälder hineinjagen wollten, was sich mit un-

fern Finanzen nicht gut vertragen hätte. Dies alles aber abgerechnet, war die größte Schwierigkeit die, einen Führer zu bekommen. Die Indianer waren eben im Begriff ihre Jagdreisen anzutreten, und man sagte uns, daß wenn wir uns auch wirklich einen Trupp zur Eskorte geschafft hätten, wir doch Gefahr liefen, noch vor Erreichung unsers Ziels von ihnen verlassen zu werden. Wenn sie zum Beispiel auf einen Trupp stießen, der glücklich auf der Jagd gewesen wäre, oder wenn sie an einen Ort kämen, wo sich viel Wildpret sehen ließe, oder wir uns vielleicht nicht ganz nach ihren Einfällen richten wollten; so könnte es leicht kommen, daß sie, ohne sich um den bedingeneu Lohn zu kümmern, in einer Anwandlung von Laune uns unserm Schicksal überließe. Wir hatten eben keine Lust uns dieser Gefahr aussetzen, und beschloßen daher über Presqu-Isle zu gehn. Wie nun aber dahin kommen? Es ereignete sich eben der seltne Fall, daß gerade ein kleines Schiff dahin absegeln wollte, es war aber schon so voll von Passagieren, daß wir gar keinen Platz mehr bekommen konnten; und überdem wollten wir diesen Distrikt auch nicht so schnell verlassen. Einer der größten Kaufleute in Detroit, an den wir Empfehlungsschreiben hatten, fand zu unser aller Befriedigung einen Ausweg; er versprach, dem Steuermann eines von den Schiffen auf dem See, wovon er zum Theil Eigenthümer war, Ordre zu geben, daß er uns bei Presqu-Isle aussetzen solle. In 14 Tagen sollte das Schiff von hier absegeln, und uns in Malden abholen; hieher machten wir uns nun mit unserem Schifflein wieder auf den Weg, und kamen in wenigen Stunden an.

Vier und dreißigster Brief.

Geschenke der brittischen Regierung an die Indianer. —
Kurze Nachricht vom Kriege der Amerikaner mit den
Indianern. — Friede. — Ceremonien bei einem Friede-
denschluß mit den Indianern.

Malden im Oktober.

Wart an das Haus unseres Freundes hier stößt eine Reihe von Magazinen, worin die Geschenke aufbewahrt werden, welche die Regierung alljährlich unter die Indianer in diesem Distrikt austheilen läßt. Zu Besorgung dieses Geschäftes residiren hier beständig einige Kommissarien. Wir waren noch nicht lange hier, als sich schon Gelegenheit fand, eine solche Geschenkevertheilung zu sehen.

Die Verhandlung hob damit an, daß die Häupter der verschiedenen Stämmen bei ihrer Ankunft in Malden sich bei unserm Freunde, der in diesem Distrikt der Erste im Indianer-Departement ist, meldeten, und jeder ihm ein Bündel kleiner Stäbchen von Zedernholz eingehändigte. Diese Stäbchen von verschiedener Länge und von der Dicke einer gewöhnlichen Bleifeder, zeigten die Anzahl der Individuen in jedem Stamme an, welche Theil an der Güte ihres großen Vaters — wie sie den König von England nennen — zu haben hofften. Die längsten Stäbchen bezeichneten die Anzahl der Krieger in jedem Stamme, die kürzern die Frauen, und die kürzesten die Kinder. Unser Freund übergab hierauf die Stäbchen den Unterbedienten des Departements, um die Anzahl derselben und die Ueberbringer zu notizen, und die nöthigen Geschenke in Bereitschaft zu setzen.

Die Vertheilung derselben geschah unter freiem Himmel, an einem schönen heitern Tage, auf folgende Weise. Auf einem Rasenplatz wurden an verschiedenen Stellen große Pfähle aufgestellt, an denen die Namen der Stämme, und die Anzahl ihrer Individuen verzeichnet waren. Dann brachte man aus den Magazinen große Ballen von Decken, blau, roth und braunes Tuch, groben bunten Rattun, Taback in Rollen, Flinten, Pulver, Kugeln, Schrot, Messer, Kämme von Elfenbein und von Horn, Spiegel, Beile, Scheeren, Nadeln, rothe Farbe in Säcken, kupferne und eiserne Löpfe und Kessel; das Ganze ungefähr 500 Pfund Sterling an Werth. Hierauf wurden die Ballen geöffnet, die Zeuge in Stücken geschnitten, jedes aber groß genug um einen Mantel, ein Hemd, Beinkleider oder sonst ein Kleidungsstück daraus zu machen; die Geschenke für jeden Stamm wurden alsdann auf einen Haufen an den mit seinem Namen bezeichneten Pfahl gelegt. Dies Geschäft erforderte mehrere Stunden, da nicht weniger als 400 Indianer zu beschenken waren. Liqueur oder silberner Schmuck wird den Indianern nie gegeben, so sehr sie beides auch lieben; doch pflegt man es den angesehensten von ihren Anführern und die gut gegen uns gesinnt sind, insgeheim zuzustecken. Den Indianern die Geschenke der Regierung abzukaufen, oder gegen Rum abzutauschen, ist den Kaufleuten bei harter Strafe verboten.

Als zur Austheilung alles bereitet war, sagte man den Anführern der Stämme, daß sie nun ihre Krieger, welche außerhalb des Rasenplatzes neugierig umher schlichen, herbeirufen sollten. In wenigen Minuten waren sie alle versammelt, stellten sich in einen Kreis, und mein Freund hielt, indem er ihnen die Geschenke übergab, eine kleine Rede, ohne welche nach Sitte der Indianer kein Geschäft verhandelt werden kann. Er sagte ihnen: daß ihr großer und guter Vater, der jenseits des großen Sees

wohne, sehr aufmerksam auf das Glück seines treuen Volkes sey, und daß er ihnen, seinen guten indianischen Kindern, diese Geschenke, die hier vor ihnen lagen geschickt habe. Die Flinten, Ammunition und Beile, habe er den jungen Leuten, das Zeug zu den Kleidern den Greisen, Frauen und Kindern bestimmt. Er hoffe, daß die jungen Leute ihre Waffen nur zur Jagd gebrauchen, und nicht Gelegenheit haben würden sie gegen einen Feind anzuwenden. Sie sollten die Alten ehren, und freundlich mit ihnen theilen, was sie bei der Jagd aufbringen. Er hege das Zutrauen zu dem großen Geiste, daß er ihnen helle Sonne, klaren Himmel und günstiges Wetter zur Jagd verleihen werde, und wenn sie im nächsten Jahre so gute Kinder blieben, würde er gewiß seine Wohlthaten erneuern und ihnen noch mehr Geschenke über den großen See schicken.

Diese kleine Rede ward in englischer Sprache gehalten, die anwesenden Dolmetscher aber übersetzten sie jedem Stamme in seine eigenthümliche Sprache, Periode vor Periode, und die Indianer bezeugten am Ende einer jeden ihre Zufriedenheit durch ein starkes lautes Hoah! Hoah! Nach Beendigung der Rede wurden die Anführer hervorgerufen, die Geschenke wurden ihnen angewiesen und übergeben. Sie empfingen sie mit Dank, winkten einigen von ihren Kriegern, und in weniger als drei Minuten war der Plaz leer und alles an Bord der Kanots gebracht, die es nach der Insel und den anliegenden Dörfern brachten. Die Indianer beobachteten bei dieser Gelegenheit den größten Anstand und Ordnung; kein Streit entstand, kein Stamm schien über das, was der andere empfangen hatte, im geringsten neidisch zu seyn, jeder nahm den Haufen der ihm gehörte, und zog stillschweigend ab.

Nächst den eben erwähnten Geschenken wurde diesesmal auch unter einige Indianer-Stämme, welche mit den vereinigten Staaten Krieg geführt hatten,

und auf Bois Blanc kampirten, Provision ausgetheilt. Ihre Dörfer, Kornfelder und Vorräthe waren während des Krieges vom General Wayne völlig zerstört worden; sie konnten sich nun nicht mehr erhalten, und kamen gleich nach dem Frieden zu ihren guten Freunden, den Engländern, und baten um Unterstützung an Lebensmitteln. „Unsere Feinde, sagten sie, haben unsere Dörfer und Vorrathshäuser zerstört, unsere Frauen und Kinder haben nichts zu essen; ihr nennt euch unsere Freunde, zeigt es uns nun, daß ihr es wirklich seyd, und speiset uns so lange, bis unser Korn reif und das Wetter zur Jagd günstig ist.“ Dies ward ihnen sogleich zugestanden, die Regierung ließ auf der Insel augenblicklich ein Proviantmagazin errichten, aus welchem ihnen zwei Tage in der Woche, jedesmal drei Tonnen Pöckelfleisch, eben so viel Mehl, Bohnen oder Erbsen, Mais und zwei Stück geschlachtete Ochsen gereicht wurden. Für eine Unterstützung dieser Art sind die Indianer weit weniger dankbar als für die andern Geschenke; sie halten es nemlich für bloße Schuldigkeit, daß eine Nation einer andern, mit der sie in Frieden lebt, in der Noth beistehen müsse; und in der That würden auch sie mit ihren weißen Brüdern, den Engländern, gern ihren letzten Vorrath theilen, wenn diese je in ähnliche Umstände kommen sollten.

Die Geschenke, welche den Indianern gegeben werden, und die Gehalte für das Indianer-Departement, kosten der Krone, wie ich schon oben gesagt, an 100,000 Pfund Sterling jährlich. Als wir Canada in Besiz nahmen, betrugen die Geschenke noch weit mehr als jetzt; denn erstlich war die Anzahl der Indianer um vieles größer, und dann mußte man jedem Einzelnen mehr geben, um ihnen die üble Meinung zu benehmen, welche ihnen die Franzosen von uns beigebracht hatten. Da jene Vorurtheile jetzt glücklich gehoben sind, und die vollkommenste Harmonie zwischen

ihnen und unserer Nation Statt findet, so würden zur Erhaltung des guten Vernehmens vielleicht noch geringere Geschenke hinreichen; da es aber doch möglich wäre, daß die Verminderung unserer Freigebigkeit auch ihre Zuneigung gegen uns verminderte, so würde die Sparsamkeit hier sehr übel angebracht seyn. Und in der That, wenn man bedenkt, welch ein äußerst zahlreiches und glückliches Volk die Indianer waren, ehe die Europäer sich in das Gebiet eindrängten, das von der Natur ihnen zugetheilt war; wenn man bedenkt, wie viele Tausende von ihnen in den Kriegen umgekommen sind, die unser Durst nach Land und Herrschaft angezettelt hat, und wie viel mehr noch durch das verderbliche Getränk weggerafft worden sind, das wir ihnen zugeführt haben; wenn man bedenkt, wie viel erkünstelte Bedürfnisse die wenigen noch übrigen Stämme durch uns kennen gelernt haben, und wie verderbt sie durch den Umgang mit uns geworden sind; wenn man endlich bedenkt, daß auf dem ganzen ausgebreiteten Gebiet zwischen dem Mississippi und dem Ozean in funfzig Jahren vielleicht keine Spur mehr vor jenem tugendhaften, liebenswürdigen Volke zu finden seyn wird: so sollte man wohl eher darauf bedacht seyn, noch mehr zu ihrer Zufriedenheit und zu ihrem Glück beizutragen, als ihnen etwas an den Kleinigkeiten zu schuldern, die ihnen in ihrer jetzigen Lage einige Freude gewähren. Durch Geschenke kann man allerdings die Zuneigung unkultivirter Nationen gewinnen, und sie sind daher auch auf die Gemüther der Indianer von großem Einfluß; aber dennoch ist dadurch allein ihre herzliche Zuneigung nicht zu erlangen: man muß zeigen, daß man an allem Theil nimmt, was sie angeht; man muß sich mit ihnen verbinden, sie wie seinesgleichen behandeln, und einigermaßen ihre Sitten annehmen. Durch ein solches Benehmen ist es den Franzosen gelungen, als sie Canada im Besitz hatten

sich die Gunst der Indianer in vorzüglichem Grade zu erwerben und sehr großen Einfluß über sie zu gewinnen. Die alten Indianer sagen noch immer, daß sie nie glücklicher waren als unter der Herrschaft der Franzosen; und diese alte Vorliebe äußert sich noch jetzt auf eine sehr bemerkenswerthe Art; wenn einem Indianer irgend etwas zustößt, um dessen willen er bei einem Weißen Hilfe suchen muß, z. B. wenn er krank wird, wenn zufällig sein Mundvorrath ausgegangen ist, oder wenn er bei Sturm und Regen ein Obdach sucht, so wird er in allen diesen Fällen sich allemal lieber an die alten französischen Kolonisten wenden, als an die englischen Einwohner. Diese sehn wohl ein, wie nöthig es ist, die Indianer mit Achtung und Freundlichkeit zu behandeln, sie können aber nicht so wie die Franzosen, den Gedanken gänzlich fahren lassen, daß die Indianer doch immer nur eine untergeordnete Menschenrace seyen; dies fühlen die Indianer allerdings, und darum ist ihnen der Franzose lieber als der Engländer; dennoch leben sie auch mit diesen auf einem freundschaftlichen Fuße, und viele Engländer, welche an den Grenzen wohnen, haben mich versichert, daß, wenn sie unter sich nur halb so ehrlich und gut mit einander umgiengen, als die Indianer mit ihnen, ihr geselliges Leben alsdann wirklich beneidenswerth seyn würde.

Von Seiten der vereinigten Staaten hat sich die Regierung bis jetzt um die Zuneigung der Indianer eben noch nicht beworben, und die Grenzbewohner selbst scheinen gar keinen Werth darauf zu setzen; ja sie haben oft, statt die Indianer als eine benachbarte unabhängige Nation zu behandeln, sich unerhörte Eingriffe in die Rechte derselben erlaubt; dafür aber auch alles von ihnen erdulden müssen, was ein rachsüchtiger grausamer Feind nur thun kann, nächtlichen Ueberfall, Raubereien und Mordbrennerei. Oft haben die Grenzbe-

wohner sich aus ihren Wohnungen nicht heraus wagen dürfen, und sind gendthigt gewesen, zur Nachtzeit bewaffnete Wachen auszustellen. Unbewaffnet hat selbst am Tage Niemand seinen nächsten Nachbarn besuchen, geschweige denn noch so eine kleine Reise machen dürfen. Barbaren dieser Art, welche die Indianer verübt haben, machen in den amerikanischen Zeitungen gleichsam eigen stehenden Artikel aus, und ganze Bände würden nicht hinreichen die schrecklichen Erzählungen alle zu fassen.

In den vereinigten Staaten giebt man den Engländern Schuld, daß sie es sind, welche die Indianer zu diesen Feindseligkeiten aufheizen, und schmäht auf unsere Regierung, daß sie ihnen Flinten, Tomahawks und andere Waffen zukommen läßt. Während des Krieges haben wir freilich durch Geschenke und andere Mittel die Indianer vermocht, gegen die Kolonisten zu sechten; daß wir dies aber jetzt nach geschlossenem Frieden noch thun sollten, ist ein eben so ungegründetes als boshaftes Vorgehen. Das Volk in den vereinigten Staaten hat es sich lediglich allein zuzuschreiben, daß nach Unterzeichnung des Definitivfriedensstratsats die Feindseligkeiten der Indianer noch immer fort dauern. Statt die Gelegenheit wahrzunehmen, diese durch Geschenke und gütliche Begegnung zu gewinnen, behandeln die Amerikaner sie immer noch als wilde Thiere, die ausgerottet werden müssen. Unerfättlicher Geiz, ewige Unzufriedenheit und Unruhe des Gemüths verleiten die Bürger der vereinigten Staaten oft zu Gränzbeeinträchtigungen, und sie bauen sich ohne Bewilligung der Eigenthümer auf dem Gebiete der Indianer an, indeß in den vereinigten Staaten selbst noch Millionen Morgen Landes ungenutzt da liegen, die man aber freilich nicht unentgeltlich bekommen kann. Die Indianer, die strenger als vielleicht irgend ein Volk auf Erden, das im Verhältniß mit seiner Anzahl ein

so sehr ausgebreitetes Gebiet besigt, auf ihr Grenzrecht halten, machen sich eben kein Gewissen daraus, diese ungebetenen Gäste anzufallen, zu plündern und selbst todt zu schlagen, wenn sich eine günstige Gelegenheit darbietet. Die Weißen wehren sich nach Möglichkeit, sie schießen jene wie Bären und Wölfe nieder, und treiben sie oft mit großem Verluste zurück; allein ein solcher mißlungener Angriff verdoppelt nur ihre Wuth, und bei ihrer rachsüchtigen Gemüthsart, die für vergossenes Blut immer wieder Blut fordert, begnügen sie sich oft nicht damit, die ganze Familie dessen, der einen von ihren Anführern oder Kriegern getödtet hat, zu morden, sondern sie fallen in das Gebiet des Feindes ein, und richten, um die Manen ihrer Gefährten zu besänftigen, unter den friedlichen Landbewohnern die schrecklichsten Verheerungen an, gleichviel ob diese an jenen ersten Feindseligkeiten Theil genommen haben oder nicht. Werden sie auch hier zurückgetrieben, oder verlieren sie bei diesem Angriff einen von den ihrigen, so sinnern sie von neuem auf Rache, und so geht die Fehde, und das Morden gleichsam ins Unendliche. Diese traurige Lage der Grenzbewohner erregte endlich die Aufmerksamkeit der Regierung, und das Resultat war, daß der Kongreß verordnete, es solle auf Unkosten der vereinigten Staaten eine Armee errichtet werden, um den Feind abzuhalten.

Dies geschah ungefähr ums Jahr 1790 und das Kommando derselben ward dem General St. Clair anvertraut. Sie bestand aus 1500 Mann; diese Leute waren aber nicht gewohnt gegen Indianer zu sechten, und was Viele voraussahen, und der Erfolg bewies, auch der General war nicht dazu gemacht, in einem Feldzuge dieser Art zu kommandiren, obgleich er ein erfahrener Offizier war, und gegen reguläre Truppen recht gut gefochten haben würde.

St. Clair rückte mit seiner Armee ins indianische Gebiet, es gab eigentlich keine Scharmügel, die Indianer aber waren immer vor ihm zurück, als ob sie einer so überlegenen Macht gar nicht Widerstand zu leisten wagten. Ohne zu bedenken, daß er es mit einem großen Feinde zu thun hatte, verfolgte er ihn kühn, bis er zuletzt, tief genug ins feindliche Gebiet hineingelockt, an einem geeigneten Orte von allen Seiten von den Indianern umringt ward. Seine Armee kam in Verwirrung, vergeblich bemühte er sich sie wieder in Ordnung zu bringen. Die Indianer wurden nun dreist, stürzten mit ihren Tamahawks und Stalpiermessern in die Lücken, und es erfolgte eine schreckliche Niedertage. Der größte Theil der Armee blieb auf dem Schlachtfelde, und die dem Tode entrannen, wurden meistens zu Gefangenen gemacht. Alle Kanonen, Ammunition, Bagage und Pferde fielen den Indianern in die Hände.

Eine große Menge junger Canadier, vorzüglich viele, deren Mütter Indianerinnen waren, fochten bei dieser Gelegenheit auf indianischer Seite; ein Umstand, der die Bewohner der vereinigten Staaten noch mehr in der vorschnell gefaßten Meinung bestärkte, als wären die Indianer von den Engländern aufgehetzt. Ich habe aber mit mehreren von jenen jungen Leuten, die gegen St. Clair fochten, gesprochen, und kann ihrer eigenen Aussage nach versichern, daß sie ohne Vorwissen der Regierung und bloß deshalb mit den Indianern gemeinschaftliche Sache gemacht haben, weil sie glaubten, daß diese das Recht auf ihrer Seite hätten, und weil sie gegen die Amerikaner, seit der Rebellion her, einen unauslöschlichen Haß haben.

Da die Niederlage des General St. Clair für die Indianer eine vollkommene Genugthuung war, so hätte man jetzt wahrscheinlich unter sehr billigen Bedingungen Frieden machen können; und hätten die Republikaner die



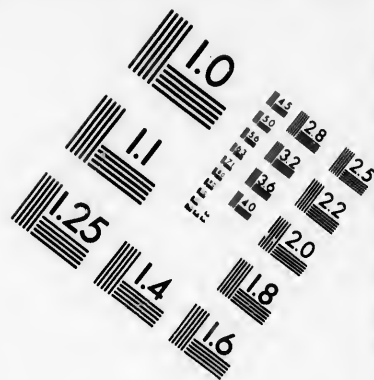
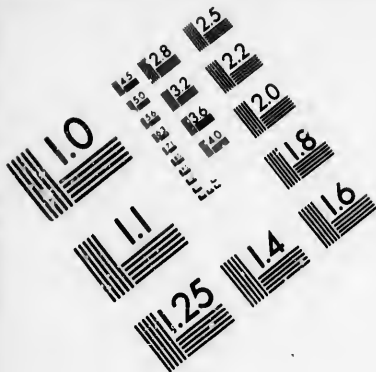
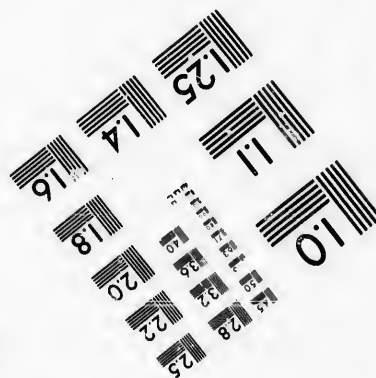
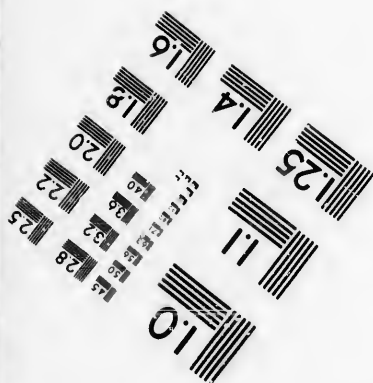
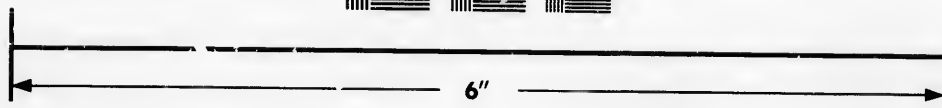
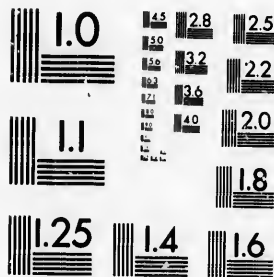


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

0
m
F F F F F F
F 28
F 32
F 25
F 22
F 20
F 18
6

11
11
01
00
00
00

alsdann festgesetzte Grenzlinie unverbrüchlich respektirt, so würde der Friede auch dauerhaft gewesen seyn. Die allgemeine Meinung aber war, daß zu einem guten Frieden zuerst ein Sieg über die Indianer erfordert würde, und deshalb beschloß man eine andere zahlreichere Armee zu errichten: der Kongreß bewilligte zu diesem Behuf große Summen und bald waren 3000 Mann auf den Beinen.

Man suchte vorzüglich Leute aus Kentucky und aus andern Gegenden von der Grenze anzuwerben, weil diese mit der Kriegsart der Indianer bekannt sind. Aus diesen Leuten ward ein zahlreiches Regiment Scharfschützen errichtet, und das Kommando der Armee dem jetzt verstorbenen General Wayne übertragen. Dieser führte zuerst eine strenge Mannszucht unter seinen Truppen ein, hielt sie dann an den Grenzen beständig in Bewegung, machte aber keinen Versuch weit ins indianische Gebiet einzudringen, und nahm überhaupt fürs erste gar keine offensive Maßregel gegen den Feind. Durch diesen Aufschub hoffte er den doppelten Vortheil zu erlangen, daß nemlich der Eindruck, den die Niederlage der vorigen Armee gemacht hatte, unterdeß allmählich verlöschen, und daß sein Korps nach und nach mit der indianischen Art Krieg zu führen bekannter werden würde, denn er sah wohl, daß sich mit den Indianern nicht anders als auf ihre eigene Weise sechten lasse.

Als die Armee geübt genug war, rückte der General mit äußerster Vorsicht und nur Schritt vor Schritt vorwärts. Selten machte er an einem Tage mehr als zwölf Meilen; um Mittag wurde Halt gemacht, und der Nachmittag dazu angewandt, starke Verschanzungen ums Lager zu machen, damit die Armee stets vor einem Ueberfall gesichert sey. Dergleichen Verschanzungen wurden dann nicht eher wieder verlassen, als bis die nächste Lagerstelle wiederum befestigt war; eben so wurden auch in einem Umkreise von 40 Meilen

starke

starke Posten ausgesetzt, um nöthigenfalls den Rückzug der Armee zu decken. Während des ganzen Marsches schickte der General Detaschemente aus, die alle in der Nachbarschaft belegenen Indianer-Dörfer in Brand stecken mußten, und bei Expeditionen dieser Art blieb keine Kriegslift unbenutzt. Zuweilen mußte die Mannschaft sich nackt anfleiden, und den Körper bunt bemahlen, so daß sie völlig den Indianern glichen; sie näherten sich den Dörfern dann als Freunde, und richteten schreckliche Niederlagen an. Oft fielen während des Marsches Scharmügel vor, der Sieg war bald auf der einen bald auf der andern, mehrentheils aber doch auf der Amerikaner Seite, weil sie die Kenntniß und Disciplin von regulären Truppen mit der List ihrer Gegner zu verbinden wußten.

Diese ganze Zeit hindurch zogen sich die Indianer, wie sie es vorher mit St. Clair gemacht, immer weiter zurück, und ohne daß Wayne im Stande gewesen wäre, es zu einem entscheidenden Treffen zu bringen, drang er vor bis zum *Miami von den Seen*, ein Fluß der so genannt wird, um ihn von einem andern Miami, der sich in den Ohio ergießt, zu unterscheiden. Hier entstand die bekannte Unterhandlung wegen des Forts Miami, die der Hauptsache nach fast in allen englischen und amerikanischen Blättern eingerückt ward, und um derenwillen General Wayne von vielen seiner eigenen Landsleute getadelt ward; General Campbell hingegen, der damals noch als Oberst, in diesem Fort kommandirte, eine öffentliche Dankagung von der Londner Kaufmannschaft erhielt. Fort Miami wurde im Jahre 1793 am Fluß gleiches Namens von den Engländern errichtet. Man hatte zu der Zeit allerdings Grund zu glauben, daß der Streit zwischen Großbritannien und den vereinigten Staaten nicht ganz so freundschaftlich beigelegt werden würde, als es nachher geschah, und daß die brittische Regierung eben derselben Meinung war, sieht

Wald's Reisen.

A a

man daraus, daß auf ihre Ordre das Fort innerhalb der Grenzlinie der vereinigten Staaten erbauet ward, worüber die Amerikauer ungehalten zu seyn allerdings Ursach hatten.

General Wayne hatte allem Anscheine nach keine bestimmte Ordre von seiner Regierung sich des Forts zu bemächtigern; er dachte aber, daß wenn er sich dessen durch einen coup de main, ohne viel zu wagen, bemächtigen könnte, es ihm als ein sehr wesentlicher Dienst angerechnet und allgemein gebilligt werden würde. Seine Eitelkeit verleitete ihn also alles zu versuchen, um Herr des Forts zu werden. Oberst Campbell aber bewies dem amerikanischen General durch seine muthige und männliche Antwort auf die Aufforderung das Fort zu übergeben, weil es innerhalb der Grenzen der vereinigten Staaten läge, daß so wenig seine Vorstellungen als seine Drohungen etwas über ihn vermöchten, und daß seine 200 Mann, woraus die Garnison bestand, Muth genug hätten, dem Angriffe seiner gesammten Armee zu widerstehen, wenn er allenfalls Gewalt brauchen sollte. Das Hauptkorps der Armee stand zu der Zeit vier Meilen weit vom Fort, ein kleines Detaschement aber lag unweit desselben in den Wäldern versteckt, um auf den ersten Wink des Generals bei der Hand zu seyn. Er setzte nemlich die Würde eines Soldaten, und den Rang eines Generals so sehr aus den Augen, daß er nach dem Fort ritt, und sich gegen die dienstthuenden Soldaten die größten Schimpfreden erlaubte. Wahrscheinlich wollte er dadurch die Garnison reizen auf ihn zu feuern, um einen Vorwand zu haben Sturm zu laufen.

Da aber glücklicherweise Campbell seinen Soldaten und Offizieren die strengsten Befehle gegeben hatte, auf keine etwa erfolgende Anreizung im mindesten zu antworten, sondern nur dann erst zu feuern, wenn der Ort thätlich angegriffen würde; so ward

Waynes Plan vereitelt, viel Blutvergießen gespart, und wahrscheinlich ein zweiter Krieg zwischen England und Amerika abgewandt.

Durch dies Betragen gewann nun freilich General Wayne für seine Person eben nicht viel Ehre; doch gereichte die Mäßigung, welche der Oberst Campbell bei dieser Gelegenheit bewies, dem General Wayne auf einer andern Seite zum Vortheil. Die jungen Canadier nemlich, die bei den Indianern waren, hatten diesen versichert, daß wenn die amerikanische Armee sich vor dem Fort würde sehen lassen, unfehlbar auf sie gefeuert werden würde; denn diese jungen Leute konnten nicht anders vermuthen, als daß die Amerikaner sich mit offensiver Absicht dem Fort nähern, und daß dieses dann unfehlbar Widerstand leisten würde. Als nun aber die Indianer sahen, daß vom Fort aus nicht auf General Wayne gefeuert wurde, beschwerten sie sich bitterlich, daß sie betrogen worden wären, und waren sehr niedergeschlagen, daß sie keinen Beistand von den Engländern zu hoffen hatten; dennoch ließen sie den Muth nicht sinken, sondern machten schnell Halt, und erwarteten nun, an einer wohlgewählten Stelle die Ankunft des General Wayne, der ihnen ziemlich nahe folgte.

Den Tag vor einer großen Schlacht fasten die Indianer sehr strenge, und die Enthaltung von aller Nahrung mindert ihre Kräfte im Schlachtfelde nicht; denn von ihrer frühen Jugend an, gewöhnten sie sich an lange periodische Fasten. Am Vorabend des Tages, an welchem sie den Angriff des Generals Wayne erwarteten, fasteten sie also auch jetzt, und legten sich dann im Walde in Hinterhalt. Der Angriff erfolgte aber nicht an diesem Tage, wie sie nach den Nachrichten ihrer Spione erwartet hatten; er sey, hieß es, auf den folgenden Tag verschoben; also rührten sie sich nicht aus dem Hinterhalt hervor. Auch der

zweite Tag verstrich; nun meinten sie, daß er am dritten unfehlbar vor sich gehen würde, und wichen deshalb nicht von der Stelle. Der dritte Tag war reg-nicht und stürmisch, die ausgeschiedten Kundschafter versicherten, daß, nach der Bewegung des General Wayne keine Wahrscheinlichkeit wäre, daß es heute zum Treffen kommen würde; nun verließen endlich die Indianer, des dreitägigen Fastens müde, ihren Hinterhalt, ahneten keinen Ueberfall und setzten sich ruhig zu ihrer Mahlzeit.

Sie hatten sich vorher in drei Divisionen getheilt, um nach einer andern Gegend zu marschieren, wo sie die Armee der vereinigten Staaten zu überfallen gedachten; statt dessen aber wurden sie selbst vom General Wayne bei der Mahlzeit überfallen. Er hatte von seinen Spionen, die jetzt schon eben so listig als die Indianer waren, genaue Kundschaft von ihrem Plan erhalten; er machte daher einige Bewegungen als ob er nach einer ganz entgegengesetzten Gegend marschieren wolle, wendete sich aber schnell und ließ seine leichte Kavallerie über sie herfallen als sie sich dessen am wenigsten versahen. Die Indianer geriethen in große Verwirrung; ein Umstand, der die Niederlage nur noch vergrößerte; sie leisteten nur schwachen Widerstand und ergriffen bald die Flucht.

Ich ward dem General Wayne bei seiner Ankunft in Philadelphia im Jahr 1796 vorgestellt, und hatte Gelegenheit die Plane von seinen Campagnen gegen die Indianer zu sehen. So wie die Sache auf diesen Planen vorgestellt war, und die Erzählung davon lautete, so verdient sie allerdings auch bei erfahrenen Offizieren Bewunderung. Es hieß nemlich die Indianer hätten drei Reihen formirt, eine hinter der andern, und nachdem sie den ersten Schock der amerikanischen Armee mit Standhaftigkeit ausgehalten und mit Kunst und Geschicklichkeit versucht hät-

ten ihr in die Flanke zu fallen, wären sie von den Kentuckischen Scharfschützen und der leichten Kavallerie überflügelt und so in die Flucht gejagt worden. Man schloß aus der Regelmäßigkeit, mit welcher die indianischen Truppen bei dieser Gelegenheit gefochten haben, daß sie von geschickten und erfahrenen englischen Offizieren wären angeführt worden. Indes ist das eine Unwahrheit, die sich aus der eigenen Aussage des General Wayne und seiner Adjutanten hinlänglich widerlegt; sie haben es nemlich gar keinen Hehl, daß die amerikanische Armee während der ganzen Aktion nicht 50 Indianer auf einem Fleck zu sehen bekommen hat. Auch weiß jeder, der nur das geringste über die Indianer gelesen hat, daß sie nie in Reihe und Glied fechten, sondern wie ein Jäger auf dem Anstand sich allemal hinter Bäumen und Gebüsch versteckt positioniren; so viel Mühe sich auch die Franzosen und Engländer gegeben haben, ihnen eine andere Art von Kriegskunst beizubringen. Bei dieser Gelegenheit hatten sie denn eben auf diese Weise gefochten, wie mir mehrere erzählt haben, die dabei zugegen gewesen, und nur dadurch, daß General Wayne ebenfalls kleine Trupps Kavallerie in den Wald schickte, um sie aus ihrem Hinterhalt zu treiben, bezwang er sie. Hätte er die Armee in der regelmäßigen Ordnung gegen die Indianer vorrücken lassen, wie sie im Plan beschrieben ist, so hätte sie gewiß das nemliche Schicksal gehabt, was St. Clair und vor ihm General Braddock erfahren haben.

Dreißig bis vierzig Indianer, die, während sie von einem Baum zum andern liefen, erschossen oder erstochen worden waren, fand die amerikanische Armee todt auf dem Schlachtfelde; wahrscheinlich sind wohl mehr geblieben, die Indianer haben aber über diesen Punkt ein so tiefes Stillschweigen beobachtet, daß man nichts genaueres davon erfahren hat; was liegt auch

daran, genug daß dieser Vorfall die Indianer bald dahin brachte um Frieden zu bitten. Es wurden von Seiten der Regierung der vereinigten Staaten Deputirte abgeschickt, um mit den Anführern der Indianer zu verhandeln; die Präliminarien waren bald in Ordnung gebracht, und es kam ein Traktat zu Stande, vermittelt dessen die Indianer einen ansehnlichen Theil ihres Gebiets, der an die vereinigten Staaten grenzte, abtraten.

Die letzte und wichtigste Ceremonie, welche die Indianer bei einem Friedensschluß beobachten, ist: das Vergraben des Beils. Als diese Ceremonie Statt haben sollte, trat einer von den Anführern aus dem Haufen hervor, und beklagte, daß der letzte Friede zwischen ihnen und den vereinigten Staaten von so kurzer Dauer gewesen wäre, er hoffe und wünsche, der gegenwärtige möge dauerhafter seyn, und schlage deshalb vor, eine große Eiche, die nicht weit davon stand, mit der Wurzel aufzuheben, um das Beil darunter zu vergraben; wo es dann auf ewig ruhen müsse. Hierauf sagte ein anderer: der Baum könne vom Sturm ausgerissen werden, oder würde früher oder später gewiß absterben, und da sie alle einen dauernden Frieden wünschten, sollte man das Beil lieber unter dem großen Berge hinter dem Walde vergraben. Ein dritter wandte sich hierauf mit folgenden Worten an die Versammlung: „Ich bin nur ein Mensch und kann nicht, wie der große Geist, Bäume mit sammt der Wurzel aus dem Boden heben oder Berge aus ihrer Stelle bewegen; also schlage ich vor, daß man statt dessen das Beil lieber in den tiefen See versenke, wo kein Sterblicher es je finden, und es auf immer vergraben bleiben wird.“ Dieser Vorschlag wurde von der ganzen Versammlung mit Freuden angenommen, und das Beil mit vieler Feierlichkeit ins Wasser geworfen. Jetzt sagen die Indianer in ihrer bildlichen

Sprache, es müsse nun Friede auf ewig seyn; „denn, so drückten sie sich aus, wenn ehemals das Beil vergraben wurde, so ward es nur mit ein wenig Erde und einigen Blättern bedeckt, und da es ein unruhiges verderbliches Wesen ist, mußte es bald wieder zum Vorschein zu kommen, wo es dann immer zwischen uns und unsern weißen Brüdern große Verwirrung anrichtete, und manchen guten Menschen auf den Kopf schlug; jetzt aber, da es tief in dem See versenkt ist, wird es nie wieder Unheil anrichten, indem es weder von selbst wieder heraufkommen, noch jemand es aus seiner Tiefe hervorholen kann.“ Ich zweifle keinen Augenblick, daß es ein dauernder Friede seyn wird, wenn nemlich die vereinigten Staaten die Friedensartikel eben so unverbrüchlich halten als die Indianer; es bedarf aber eben nicht viel Scharfsinn um vorher zu sehen, daß das nicht der Fall seyn, sondern daß das Beil wieder hervorgeholt werden wird. Kurz vorher ehe wir nach Malden kamen, waren wirklich von den südlichen Indianern schon Abgeordnete da, um zu erforschen, ob die nahe am See wohnenden wohl geneigt seyn möchten sich in einen neuen Krieg einzulassen? Die Veranlassung dazu konnte man sich aus dem Bericht der Kommissarien erklären, die von der Regierung nach dem neuen Staate Lenessi geschickt worden waren, um dort die Grenze dem Friedensschlusse gemäß zu reguliren. Diese meldeten nemlich, daß an 5000 Personen, ganz gegen den mit den Indianern kürzlich geschlossenen Traktat, sich eines Theils des indischen Gebiets bemächtigt, und sich dort niedergelassen hätten; daß man sie auf keine Weise bewegen könne, wieder zurückzugehn, und daß dieß auch mit Gewalt nicht füglich würde durchgesetzt werden können.

Die Kolonisten an der westlichen Grenze der vereinigten Staaten sind, wie mir durchgehends versichert worden ist, größtentheils viel wilder als die In-

dianer selbst. Unter andern soll es gar nichts ungewöhnliches bei ihnen seyn, über dem Kamin oder an der Hausthür die Schedeln von Indianern, die sie umgebracht haben, angenagelt zu finden, so wie der Jäger die Raubvögel die er erlegt hat, an den Thorweg seines Gehäuses anzunageln pflegt: und wie oft habe ich nicht in Amerika in öffentlichen Zeitungen gelesen, daß die Kolonisten an der Grenze Indianer geschunden und die Haut wie das Fell eines wilden Thieres gebraucht hatten. Sie sehen die Indianer durchaus wie wilde Thiere ohne Vernunft und Seele an, die man niederschleßen könne, wo sie sich blicken ließen; und selbst die bessern Bewohner der westlichen Gegenden hegen die größten Vorurtheile gegen diese unglücklichen Menschen, und behaupten freilich mit eben so unstatthaften als lieblosen Gründen, daß man sie unbedenklich von ihren Wohnsitzen vertreiben, und wenn sie Widerstand leisten, gar austrotten dürfe. Der Indianer, sagen sie, hat oder will keinen Begriff vom Ackerbau haben, er braucht zum Unterhalt seiner Familie 1000 Morgen Landes, jedem von uns genügen 100 Morgen, wozu sollten nun diese Heiden, die keine Idee von Künsten und Manufakturen haben, nichts von Wissenschaften kennen, und nie etwas zum Nutzen der Menschen erfunden haben, wozu sollten diese auf Erden leben? Amlay sagt, indem er von dem wahrscheinlichen Schicksal der südwestlichen Indianer spricht: „Die Niederlassungen im obern Theil von Georgia, in dem schönen Lande am Ockonek und Okemulhee werden ihnen Trost bieten, die Niederlassungen von French Broad, durch Holston unterstützt, haben nichts von ihnen zu befürchten, und Cumberland ist zu mächtig, als daß es in Gefahr gerathen sollte. Die Spanier sind im Besiz der Floridas (wie lange noch, das wird freilich von ihrer Mäßigung und klugen Benehmen abhängen) und ihre Nie-

derlassungen am Machez und oberhalb desselben erstrecken sich bald bis an die Grenzen von Cumberland; auf diese Weise werden die Indianer in wenigen Jahren ganz umringt seyn, und solchergestalt von den Spaniern und den vereinigten Staaten auf drei Seiten gedrängt, entweder ein häusliches Leben gleich dem unseren zu führen, oder auf die andere Seite des Mississippi zu flüchten genöthigt seyn“.

Man muß das Betragen der Bewohner der vereinigten Staaten gegen die Indianer um desto unbilliger und tadelswerther finden, wenn man bedenkt wie schnell ihre Anzahl von selbst abnimmt, und daß nach dem natürlichen Lauf der Dinge, zu der Zeit wann einst die Anzahl der weißen Einwohner dieser Gegend so hoch gestiegen seyn wird, als jetzt zehn Meilen um Philadelphia und Neu-York, alsdann in den westlichen Gegenden, wahrscheinlich nicht ein einziger indianischer Stamm mehr vorhanden seyn wird. Selbst in Canada, wo die Indianer viel menschlicher behandelt werden, nimmt ihre Anzahl gewaltig ab, und es ist sehr zu vermuthen, daß man nach Verlauf von 50 Jahren zwischen Quebek und Detroit nicht Einen Indianer mehr sehen wird, einige wenige vielleicht ausgenommen, die sich zu einem steten islichen Leben bequemt haben, wie man deren schon jetzt eine geringe Anzahl im Dorfe Lorette, nahe bei Quebek, und an einigen Orten in Untercanada findet.

Es ist bekannt, daß, auch ehe die Europäer festen Fuß in Nordamerika saßten, die Eingeborenen sich nicht schnell vermehrten, und daß dies noch jetzt auch bei denen der Fall ist, die mit den Weißen in gar keiner Verbindung stehn. Man hat mehrere Ursachen davon angegeben, und unter andern behauptet, daß die Indianer erstlich viel kältern Temperaments als die Weißen, und daß zweitens ihre Geschlechtstheile nicht gut or-

ganisirt wären. Zum Theil mögen diese Behauptungen wohl gegründet seyn, denn die Indianer werden wirklich wegen ihrer Keuschheit zum Sprichwort, wenn sie nach Philadelphia oder sonst einer großen Stadt kommen, obschon sie die weißen Frauen lieben, und hier ihre Neigung sehr bequem befriedigen könnten. Auch habe ich nie gehört, daß sie gegen Frauen, die sie im Kriege von den Niederlassungen an der Grenze oft als Gefangene mit sich fortschleppen, je Gewalt gebraucht hätten. Daß sie aber mit dem Vermögen sich fortzupflanzen nur karglich ausgestattet seyen, wäre allem entgegen, was wir in der Thier- und Pflanzenwelt bis jetzt gesehen haben. Die mindere Fruchtbarkeit der Indianerinnen liegt meines Erachtens nicht sowohl in ihrer Organisation als in ihrer Lebensweise. Durch den unerhörte früh eintretenden vertraulichen Umgang beider Geschlechter werden die Säfte vergendet und verdorben; dazu kommt noch, daß sie die wenigen Kinder, die sie bekommen, mehrere Jahre lang säugen, (bei den meisten Stämmen wenigstens); während dieser Zeit enthalten sie sich des Umgangs mit ihren Männern, und da sie es überdies sehr beschwerlich finden, während ihrer Schwangerschaft den Männern in der Jagdzeit von einem Lager zum andern zu folgen, so beschuldigt man sie, daß sie sich gewisser ihnen wohlbekannter Kräuter bedienen, um zu abortiren.

Wenn eine oder mehrere von den eben angeführten Ursachen der wirkliche Grund der geringen Bevölkerung und Abnahme der Indianer war, ehe die Europäer nach Amerika kamen, so sind doch die durch sie eingeführten starken Getränke, welche Männer und Frauen bis zur Ausweisung lieben, gewiß ein neuer Grund dazu. Ob an den intermittirenden Fiebern und andern Krankheiten, welche in den letzten Jahren viel von

ihne
rod
ver
den
her
viel
hun
sich
heit
Pul
ber

Bec
Ges
dies
Rea
nich
viell
woh
Sie
es
von
lass
hab
voll
Pat
die

ihnen weggerafft haben, jene Getränke oder das Ausroden der Wälder, (welches das Klima allerdings verändert) Schuld seyn mögen, lasse ich unentschieden. Es wäre sehr unnütz, Ihnen alle die Ursachen herzugählen, die man für ihre Abnahme angiebt; so viel ist aber unleugbar, daß sie schon seit zwei Jahrhunderten in dem Maaße abnahmen, als die Weißen sich vermehren, und da sie zu fest an alten Gewohnheiten hängen, als daß sie je in einem wesentlichen Punkt davon abweichen sollten, so ist ihre immer größere Abnahme unvermeidlich.

In meinem nächsten Briefe will ich Ihnen einige Beobachtungen über Charakter, Sitten, Gebräuche und Gestalt der Indianer mittheilen; zwar ist so viel über diesen Gegenstand geschrieben worden, daß ich mit Recht fürchte Ihnen nichts sagen zu können, was sie nicht schon wüßten; ich denke aber, daß es Ihnen vielleicht nicht unlieb seyn wird, das was Sie anderswoher wissen von mir bestätigt zu hören, und stoßen Sie hie und da doch auf etwas Neues, nun so hat es diesen Reiz noch obenein. Es wäre sehr anmaßend von mir, mich in ein Detail über die Indianer einzulassen, da ich nur wenige Wochen unter ihnen gelebt habe; wenn Sie etwas Ausführliches darüber lesen wollen, so verweise ich Sie auf den Pater Charlevoix, Pater Hennipin, auf Le Hontan, Carver und andere, die jeder ganze Bände davon haben drucken lassen.

Fünf und dreißigster Brief.

Kurze Nachrichten von den Sitten, Gebräuchen, Charaktern, Körper- und Geisteskräften der Indianer — Anekdoten. —

Malden.

Das Erste was uns bei den Indianern auffällt, ist ihre Farbe, die den wesentlichen körperlichen Unterschied zwischen ihnen und uns ausmacht. Im Allgemeinen sind sie kupferfarbig, aber doch von so verschiedenen Nuancen, daß einige, in deren Adern gewiß rein indianisches Blut fließt, nicht eben dunkler sind, als die Bewohner des südlichen Frankreichs oder Spaniens, indeß andere beinahe so schwarz wie Neger sind. Viele Leute, und besonders sehr schätzbare französische Missionarien, deren langer Aufenthalt unter den Indianern sie allerdings zu kompetenten Richtern gemacht haben kann, behaupteten, daß ihre natürliche Farbe von der unsern nicht verschieden sey, sondern nur dadurch dunkel würde, daß sie sich die Haut mit verschiedenen fetigen Substanzen einschmieren, und dann sich dem Feuer und den brennenden Sonnenstrahlen aussetzen. Es ist wohl wahr, daß sie die schwarze Farbe für schön halten, und sich von früher Jugend an viel Mühe geben eine schwärzere Haut zu bekommen, welches ihnen oft recht gut gelingt; auch ist es gewiß, daß bei der Geburt ihre Farbe wenig von der unsern verschieden ist; allein es scheint mir dennoch ausgemacht, daß die meisten von ihnen die Farbe ihrer Haut der Natur verdanken. Ich schließe dies daraus, weil Kinder, die

von
liche
die f
toma
mit i
be ei
bild
wenn
weiß
ben r
und
auch
den,
Luft
schwa
zenrei
vom
merkt
Dntar
als an
so gla
mehr
thüml
ich Le
waren
lichen
und in
sehen
den ei
ausdri
die In
und In
nicht e
finden,

von schwärzeren Eltern gebohren sind, völlig die nemliche Farbe wie diese zu haben pflegen. Nelig, oder die kleine Otter, ein angesehenes Oberhaupt der Ottoways, dessen Dorf am Detroit-Flusse liegt, und mit dem wir sehr gut bekannt waren, hat fast die Farbe eines Negers; seine kleinen Söhne, ganz das Ebenbild des Vaters, sind eben so schwarz als er; und wenn die Indianer-Kinder wirklich bei ihrer Geburt weiß sind, so folgt daraus noch nicht, daß sie es bleiben würden, wenn ihre Mütter sie auch nicht mit Fett und Kräutern beschmierten. Es ist ja bekannt, daß auch die Negerkinder nicht völlig schwarz geboren werden, und erst nach mehreren Monaten, wenn sie der Luft und Sonne ausgesetzt werden, ganz allmählich ihre schwarze Farbe bekommen; gerade so wie im Pflanzenreich der zarte Keim, wenn er aus dem Boden kommt vom weißlich blauen Grün allmählich dunkler wird.

Obgleich ich in einem meiner vorigen Briefe bemerkt habe, daß die Mississaguis, die in der Gegend des Ontario-Sees wohnen, von viel dunklerer Farbe sind, als andere Indianer-Stämme, die ich gesehen habe, so glaube ich dennoch, daß die Miancen in der Farbe, mehr einzelnen Familien als ganzen Stämmen eigen thümlich sind; denn selbst unter den Mississaguis sah ich Leute, die verhältnißmäßig von sehr heller Farbe waren. Nach den Creeks, Cherokees und andern südlichen Indianern zu urtheilen, die ich in Philadelphia und in andern Städten in den vereinigten Staaten gesehen habe, schienen mir die aus den südlichen Gegenden eine röthliche Miance, und wenn ich mich so ausdrücken darf, ein wärmeres Kolorit zu haben, als die Indianer aus der Gegend der Seen (im Westen und Nordwesten): auch scheint mir unter den letztern nicht eine so große Verschiedenheit der Farbe Statt zu finden, als unter den ersteren.

Unter den Frauen ist dieser Unterschied weit geringer als unter den Männern; ich erinnere mich nicht eine einzige gesehen zu haben, die dunkler gewesen wäre als was man schmutzig kupferfarben nennt.

Die Indianer haben durchgängig langes, schlichtes, schwarzes, grobes Haar, und kleine schwarze Augen, gewöhnlich hervorstehende Backenknochen, kleine spizige Nasen, gute Zähne und reinen Athem; die Männer sind meistens gut gebaut, und es ist etwas sehr seltenes einen verwachsenen Menschen unter ihnen zu sehen; sie sind sehr gerade, haben eine gewölbte Brust, einen festen ungewungenen Gang, und einen wirklich edlen Anstand. Wenige sind unter der mittleren Größe, und keiner wird fett: man findet wohl hier und da einen robusten Menschen von gedrängtem Wuchs, im Ganzen aber sind sie alle schlank. Ihre Arme, Hände und Füße sind außerordentlich schön gestaltet, und viele von ihnen würden in der ganzen Welt für schöne Männer gelten.

Die Frauen hingegen sind meistens unter mittlerer Größe, sie haben hervorstehendere Backenknochen, und rundere Gesichter als die Männer, sehr ungraziöse Manieren, einen wackelnden Gang mit den Füßen einwärts gekehrt, und werden je älter je dicker.

Ich habe niemals eine Indianerin von 30 Jahren gesehen, die nicht eingefallene Augen, eine runzlichte Stirn und welke Haut gehabt hätte, und deren ganze Person überhaupt nicht höchst widrig gewesen wäre; dennoch haben sie angenehme, ja oft reizende Gesichter, wenn sie jung sind. Es ist kaum glaublich, daß wenige Jahre die Gestalt eines Menschen so durchaus verändern können, als dies bei den Indianerinnen der Fall ist; und dieses kann von nichts anderem herrühren, als von der schweren Arbeit, welche ihnen, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, die Männer auflegen, imgleichen von dem Einfluß der Son-

nenhige, dem Rauche, in welchem sie beständig sitzen, und der durchgängig eingeführten allzufrühen Vermischung mit dem andern Geschlecht.

Ob schon die Indianer starkes Haupthaar haben, so ist doch auf dem ganzen übrigen Körper keine Spur davon, bei alten Männern ausgenommen, wo man zuweilen einige am Kinn stehen sieht. Einige haben behauptet, daß dieser Mangel natürlich sey; Andere im Gegentheil sagen, daß die Natur eben so freigebig gegen sie, als gegen uns gewesen, daß sie das Haar aber mit der Wurzel ausgerissen, so bald es hervorkeimte. Ich bin für die letztere Meinung, denn es ist ausgemacht, daß sie einen großen Widerwillen gegen Haar haben; ja die Elegants unter ihnen treiben es so weit, daß sie sich sogar die Augenbraunen, die Augenwimpern und das Haupthaar ausrupfen, bis auf eine kleine Stelle am Hinterhaupt, wo sie eine lange Locke stehen lassen. Bei alten Männern findet man zwar hin und wieder im Gesicht einzelne Haare, doch ist das wohl mehr der dem Alter eigenthümlichen Nachlässigkeit beizumessen, als für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel anzusehen.

Die Indianer, welche mit Kauffleuten in Verbindung stehen, bedienen sich zum Haarausrupfen eines spiralförmig gewundenen platten Eisendrates; dieses Instrument wird an der Stelle angelegt, wo das Haar fortgenommen werden soll, dann wird es zwischen den Fingern zusammendrückt; sehr viele Haare werden auf einmal zwischen den Windungen des Drates gefaßt, und durch eine einzige drehende Bewegung mit Einem Zuge herausgerissen. Eine alte Indianerin würde Ihnen in wenigen Minuten Ihren ganzen Bart auf diese Weise ausreißen, und wenn Sie sich dies binnen einem Jahre vielleicht zwei oder dreimal wollen gefallen lassen, so würden Sie alsdann Ihr ganzes Leben lang alles Rasirens überhoben seyn. In der Ge-

gend von Malben und Detroit haben mehrere Weiße diese Operazion mit sich vornehmen lassen, und ich wundre mich in der That, daß sie nicht allgemeiner angewandt wird, da sie zwar schmerzhaft ist, aber doch nicht lange währt und vieler Unbequemlichkeit überhebt.

Aus der langen Haarlocke oben am Scheitel und der Haut, woran sie fest sitzt, besteht der sogenannte Skalp; wenn ein gelübter Krieger ein Haupt voller Haare skalpirt, so wird er gewiß nie mehr Haut mit wegnehmen, als etwa eine Krone groß, und gerade von dem Theil des Scheitels, wo diese Locke gewöhnlich stehen bleibt. Sie schmücken diese einzelne Locke mit Korallen, silbernen Zierrathen und an festlichen Tagen, mit Federn. Die Frauen reißen sich das Haupthaar nicht aus, sondern sie hegen und pflegen es, und sind stolz darauf es so lang als möglich zu haben. Sie schlagen es hinten auf eine eigene hübsche Art auf, und auf der Stirn scheiteln sie es. Wenn sie sich mehr als gewöhnlich pudern, so mahlen sie den schmalen Streifen Haut, den man zwischen den gescheitelten Haaren sieht, roth, und wenn dies gut gemacht ist, giebt es einen angenehmen Kontrast mit dem schwarzen glänzenden Haar.

Alle Indianer, welche mit englischen oder amerikanischen Kaufleuten zu thun haben, das heißt, alle diejenigen, welche östlich vom Mississippi und nordwestwärts von den Seen wohnen, gebrauchen weder Pelze noch Felle zu ihrer Bekleidung, ausgenommen zu Schuhen oder Mokkasins, und bisweilen auch zu Beinkleidern, weil sie das Pelzwerk sehr vortheilhaft gegen Decken, wollene Zeug und dergleichen vertauschen können, die sie bequemer finden und lieber tragen. Die Mokkasins sind von Elends-Hirsch- oder Büffelleber gemacht, das im Rauch dunkelbraun gefärbt wird. Sie bestehen aus einem einzigen Stück Leder; eine Naht geht von der Spitze des Fußes

nach

nach dem Spann, und die andere ist, wie bei unsern Schuhen, hinten; sie werden mit einem Riemen unter den Spann unter dem Knöchel festgebunden, und schließen sehr genau an; über diesen Riemen hängt eine schmale Klappe ein oder zwei Zoll breit herunter, und diese ist, so wie die Röhre, geschmackvoll mit Stacheln vom Stachelschwein und mit Korallen oder mit Bändern verziert. Diese zierlichen Mokkasins werden bloß bei festlichen Gelegenheiten getragen, weil die Verzierungen kostbar sind, und das Leder nicht dauerhaft ist; zum gewöhnlichen Gebrauch hat man sie ganz einfach. Viele Weiße, die an den Grenzen wohnen, bedienen sich solcher Schuhe; man muß aber sehr daran gewöhnt seyn, um auf unebenem Boden damit fortzukommen, weil das Leder so weich und nachgebend ist, daß man jeden Tritt fühlt; im Zimmer ist es dagegen eine sehr angenehme Tracht. Die Indianer tragen sie allgemein.

Von den Mokkasins aufwärts tragen sie eine Art von Beinkleider, die vom Schuh an bis auf die Mitte des Schenkels reichen: sie sind gewöhnlich von blauem oder rothem Luche, und schließen fest an. Das Zeug wird an der Naht nicht eingeschlagen, sondern das Ende, welches wir einschlagen, steht nach außen zu gefehrt heraus und wird, wenn sie sich putzen, mit Korallen, Bändern und dergleichen verziert. Viele der jungen Krieger lassen sich die Beinkleider, damit sie ihnen recht eng sitzen, von den Squaws, welche hier die Schneider sind — und zwar recht gute — am Leibe nähen, so daß sie sie gar nicht ausziehen können und sie tragen müssen bis sie zu Lumpen zerrissen sind. Damit die Beinkleider nicht herabfallen, werden sie an der Außenseite jeder Lende durch eine senkrecht herausgehende Schnur an eine dritte Schnur befestigt, die wie ein Gürtel um den Bauch gebunden ist.

Weld's Reisen.

B 6

An einer zweiten Schnur, die ebenfalls um den Leib gebunden ist, hängen zwei kleine Schürzen, etwa über einen Fuß ins Gevierte, eine hinten, die andere vorn, und ein Stück Luch geht von einer zur andern dicht am Leibe zwischen den Beinen durch; es ist an beiden Schürzen befestiget, und heißt, sammt den Schürzen, das Hosentuch. Die Squaws wenden alle ihre Kunst an, um diese Schürzen recht geschmackvoll mit Bändern und Korallen zu verzieren.

Wenn sie zu Felde ziehn, so besteht ihr ganzer Anzug blos aus den Mokkaßins, den Beinkleidern und dem Hosentuch; doch legen sie auch noch eine Art von Gürtel um, woran der Tabaksbeutel, das Skalpiermesser und dergleichen kleine Bedürfnisse hängen. Wenn es warm ist, tragen sie außer diesen kein anderes Kleidungsstück, ist es aber kalt oder machen sie einen Besuch, so werfen sie sich ein kurzes Hemde mit weiten Ermeln über, was gewöhnlich aus grobem Kattun oder Zig gemacht ist, von so grell bunten und altmodigen Mustern, wie man sie in den gemeinen Wirthshäusern an Fenster- und Bettvorhängen findet. Ueber dieses Hemde tragen sie eine Decke oder ein großes breites Stück Luch, oder auch eine Art von weitem Ueberrock, doch die Decken am häufigsten. Das eine Ende derselben befestigen sie vermittelst eines Gürtels um den Leib, das andere ziehen sie über die Schultern und machen es mit einem kleinen hölzernen Pföckchen vorn auf der Brust zu, oder halten auch die Zipfel mit der linken Hand; so unbequem dies letztere scheinen mag, da es ihnen fast immer den Gebrauch der einen Hand raubt, so thun sie es doch gewöhnlich, und selbst auf der Jagd; wenn sie aber eine Flinte bei sich führen, so machen sie sich den rechten Arm völlig frei und ziehn die Decke über die linke Schulter.

Der Frauenanzug ist fast wie der Männeranzug, auch sie tragen Mokkaßins, Beinkleider, ein kurzes

Hemde, und schlagen eine Decke, noch gewöhnlicher aber ein Stück Tuch, um, und zwar binden sie es nicht, wie die Männer, um den Leib, sondern sie lassen es bis über die Beine herab hangen; anstatt des Hosentuches tragen sie ein dicht gefaltetes Stück Tuch um die Mitte des Leibes, welches bis auf die Knie reicht. Dunkelblaues oder grünes Tuch ziehen beide Geschlechter jedem andern vor; nur selten sieht man einen Mann der Scharlach trägt.

Im Sommer tragen die Frauen nichts über die kurzen Hemden, nur daß sie sie oben am Halse mit einem Stiften zumachen; zum Puz sind diese Hemden mit silbernen Stiften, die gleich einem Nagel einen flachen Kopf von der Größe eines Groschens haben, besetzt, und das Haar, das oft bis auf die Fersen hängt, schmücken sie mit buntfarbigem Bändern. Ich sah eine allgemein beliebte junge Squaw, die beim Tanz wohl für fünf Guineen Bänder ins Haar geflochten hatte.

Die Frauen tragen silberne Armbänder, wenn sie sie haben können, kleine silberne Ohrringe, und zwar nicht Ein Paar, sondern mehrere; zu diesem Behuf durchstechen sie den ganzen Saum des Ohrs. Auch die Männer tragen Ohrringe, aber von einer ganz andern Form; sie bestehen nemlich meistens aus einem platten, dreieckigen oder auch runden Stück Silber, von der Größe eines Dollars, das nach verschiedenen Mustern durchlöchert ist. Einige Stämme binden sich an Ein Muster und tragen kein anderes. Statt den Rand des Ohrs mit kleinen Löchern zu durchbohren, machen die Männer einen langen Schnitt in demselben, und wenn er geheilt ist, hängen sie schwere Gewichte hinein, um ihn so lang als möglich hinunter zu ziehen; Einigen gelingt diese Operation so gut, daß ihnen das Ohr oft bis auf die Schulter hängt und die großen Ohrringe auf der Brust liegen. Um

das Durchreißen des Ohrs zu verhindern binden sie es mit Kupferdrath; es hilft aber nicht viel, die leiseste Berührung zerreißt die dünne Haut, und es wäre zu verwundern, wenn sie sie ganz erhielten, da sie in der Trunkenheit so häufig in Streit gerathen, und sich auf der Jagd oft im Dickicht verwickeln.

Einige Männer, jedoch nur wenige, tragen auch Nasenringe. Die Oberhäupter, und vorzüglich tapfere Krieger tragen ein Schild vor der Brust, das aus großen Stücken Silber oder aus Muscheln gemacht ist. Silberne Ringtragen, dergleichen die Offiziere tragen, gefallen ihnen außerordentlich, und es werden den vorzüglich angesehenen und gegen uns vorzüglich gutgesinnten Oberhäuptern zuweilen von Seiten der Regierung solche Ringtragen zum Geschenk gemacht. Ein anderer sehr beliebter Schmuck ist eine Schnalle oder Armband von Silber, woran ein Büschel roth gefärbter Haare, gewöhnlich vom Knie eines Büfzels, befestigt wird; dies tragen sie über dem Ellbogengelenk; auch wird es als ein Ehrenzeichen angesehen, denn keiner trägt es als wer sich im Kriege ausgezeichnet hat. Silber ziehn sie jedem andern Metall vor.

Nicht nur im Kriege, wie bekannt, bemahlen sie sich, sondern auch wenn sie sich puzen. Schwarz und roth sind ihre Lieblingsfarben, mit denen sie sich oft auf die wunderlichste Weise beschmieren. Ich habe welche gesehen, die sich das ganze Gesicht schwarz gemacht hatten, und nur der kleine Fleck zwischen Nase und Lippe war roth bemahlt; andere wieder hatten auch ein ganz schwarzes Gesicht, aber einen großen rothen Fleck an jedem Ohr; oder ein rothes und ein schwarzes Auge, und andere solcher Variationen mehr. Die gewöhnlichste Art aber sich zu mahlen ist die, sich das Gesicht mit Holzkohle schwarz zu machen, und mit den Nägeln gleichlaufende Wellenlinien auf den Wan-

gen zu ziehn. Sie tragen meistens kleine Spiegel bei sich, um diesen Puz recht studiert mit aller möglichen Akkurateffe einrichten zu können. Wenn sie zu Felde ziehn, reiben sie sich die Farben mit Fett ein, und sind auch viel sonderbarer in ihrem Anzuge, weil sie alsdann recht darauf ausgehen sich ein schreckliches Ansehn zu geben. Sie bemahlen sich dann den ganzen Körper mit Roth, Weiß und Schwarz, und in einem solchen Anzuge könnte man sie wirklich eher für Teufel als für Menschen halten. Jeder Stamm hat seine eigene Art sich zu bemahlen.

Obgleich die Indianer sehr viel Zeit auf ihren körperlichen Puz verwenden, so geben sie sich doch nicht die geringste Mühe ihre Wohnungen ein wenig zu verzieren, sondern diese sind größtentheils höchst elend. Einige sind aus Balken zusammengeschlagen, wie die schlechteren Häuser in den vereinigten Staaten, die meisten aber sind transportabel, und bloß von Baumrinde gemacht. Am liebsten bedienen sie sich der Birkenrinde dazu, und in solchen Gegenden des Landes, wo diese nicht wächst, nehmen sie die Rinde der Kiefer. Sie besitzen eine eigenthümliche Geschicklichkeit die Bäume zu schälen, und ziehen die Rinde oft in einem Stück ab. Diese Baumrinde wird mit Streifen von junger Baumrinde an dünne Pfähle gebunden, welche das Gerippe der Hütte ausmachen; doch sind dergleichen Hütten nicht alle auf einerlei Art gebaut. Einige haben auf allen Seiten Wände, Thüren, und mitten zum Dache herausgehenden Schornstein; andere sind von kegelförmiger Gestalt, wieder andere sind auf Einer Seite offen und nicht besser als Schoppen. Von der letzten Art werden gewöhnlich vier so zusammengestellt, daß sie ein Viereck bilden, die offenen Seiten sind dann nach innen gewandt, und in der Mitte wird ein gemeinschaftliches Feuer angezündet. Im Sommer sind diese Wohnungen g gut,

im Winter aber muß es darin kaum auszuhalten seyn. Carver erzählt, daß die Madawestier beständig unter Zelten von Häuten wohnen, und ich selbst habe ganze Familien, die auf Bois-Blanc kampirten, unter leinernen Zelten, die sie von St. Clairs Armee erbeutet hatten, wohnen sehen.

Von den Indianer-Stämmen führen viele ein nomadisches (herumziehendes) Leben, und zur Jagdzeit — die im Herbst anfängt und bis der Schnee schmilzt fort-dauert — verlegen sie ihre Lager sehr oft, ihre beweglichen Hütten oder Zelte sind aber so schlecht, daß sie darinn kaum vor Regen und Schnee, geschweige denn vor noch ärgerer Witterung gehörig geschützt sind.

Tief im Winter, wenn der Schnee fest gefroren ist, suchen sie unterm Schnee selbst Schutz; zu dem Ende stützen sie durch ein Flechtwerk von Baumzweigen den Schnee, der alsdann ein Dach über ihnen bildet. Diese Schneewohnungen sind die behaglichsten, die sie sich im Winter verschaffen können; sie schützen sehr gut gegen den kalten Wind, und unter einem Bette von Schnee befindet man sich gar nicht kühl. Um die Truppen an eine solche Art zu kampiren zu gewöhnen, im Fall sie einmal eine Winterkampagne machen müßten, pflegte der letzte Gouverneur von Quebel jährlich im Februar ein Kommando unter der Aufsicht einiger jungen Offiziere in den Wald zu schicken, um den ganzen Monat dort zuzubringen. Man gab ihnen natürlich immer einige erfahrene Leute mit, um ihnen zu zeigen, wie sie sich die Hütten bauen müssen, sonst hätten sie leicht dabei umkommen können. In diesen Lagern schlafen sie, die Füße nach dem Feuer zugewandt, eben wie es die Indianer im kalten Wetter immer thun; im Sommer hingegen schlafen viele in den Hütten auf zwei bis vier Fuß hohen Bänken von Rinde. Die Geräthschaften in einer Indianer-Hütte

bestel
seln,
leute
nebst
verfe
rika
Sei
daß
glatt
zu ze
Eisen
brauc
fenste
auch
die f
nen d

auch
nett a
von d
einzig
zäh
te, wo
das V
ten un
por.
nots
hinter
dann
9
nicht
Gefah
denno
India
leicht

bestehen nur aus ein Paar kupfernen oder eisernen Kesseln, oder bei denen, welche zu weit von unsern Kaufleuten entfernt sind, aus einigen steinernen Töpfen nebst wenigen hölzernen Löffeln und Tellern, die sie selbst verfertigen. In den hintern Gegenden von Nordamerika giebt es einen sehr weichen Stein, den man dort Seifenstein nennt, und der gerade von der Art ist, daß der Indianer ihn leicht bearbeiten kann. Er ist so glatt und weich anzufühlen und auch wirklich so leicht zu zerschneiden, wie Seife, dabei aber so feuerfest als Eisen. In Virginien pulverisirt man ihn, und gebraucht ihn statt Fettes zu Wagenschmier. Der Seifenstein ist von einer röthlich grauen Farbe; es giebt auch andere Steine von rother und schwarzer Farbe, die fast dieselben Eigenschaften besitzen, und aus denen die Indianer gewöhnlich ihre Pfeifenköpfe machen.

Die Kanots der Indianer in dieser Gegend sind zwar auch von Baumrinde gemacht, aber bei weitem nicht so nett als die in der Gegend des St. Lorenz und nordwärts von diesem Strom. Hier bestehen sie gewöhnlich aus einem einzigen Stück Baumrinde, das auf Rippen von dünnen zähen Zweigen fest gebunden ist, und zwar nur in der Mitte, wo man auch allein sitzen kann, indem nur dieser Theil das Wasser berührt, die Enden des Fahrzeuges aber hinten und vorn ragen einige Fuß hoch über dem Wasser empor. Diese aufwärts gekrümmte Form geben sie den Kanots vermittelt eines tiefen Einschnittes, den sie vorn und hinten der Länge nach, fast bis in die Mitte hin machen, und dann die getrennten Enden über einander biegen.

Auf den ersten Anblick sollte man denken, daß nicht eine Person in einem solchen Rindenkahn ohne Gefahr über das ruhigste Wasser fahren könne, und dennoch ist es ein sehr sicheres Fahrzeug, dem sich die Indianer im rauhesten Wetter anvertrauen. Es ist so leicht, daß es über jede Welle fortgleitet, und man

bedarf keiner andern Vorsicht als fest und ruhig darin zu sitzen. Ich habe 12 Personen ohne allen Unfall in einem Kanot fahren sehen, das ein einziger robuster Mensch hätte tragen können. Wenn ein Indianer mit seiner Familie eine einigermaßen bedeutende Fahrt in einem solchen Kanot unternimmt; so müssen Weiber und Kinder tüchtig rudern, er selbst lenkt nur das Steuer.

Die Indianer, welche mit Kaufleuten in Verbindung stehn, bedienen sich der Armbrust fast gar nicht mehr, höchstens ein Paar Stunden, wenn Pulver und Schrot verschossen ist, doch mehr zum Zeitvertreib als wirklich zur Jagd. Unter den Knaben hingegen ist sie ganz allgemein, und viele schießen damit mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Ich sah den zehnjährigen Sohn eines Anführers von den Schanese-Indianern ein Eichhörnchen auf dem Gipfel eines sehr hohen Baums mit 3 Pfeilen durchbohren; ich begleitete ihn wohl zwei Stunden lang im Walde, und diese ganze Zeit über hat er gewiß nicht mehr als sechs mal fehl geschossen. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Bestimmtheit und Fertigkeit sie den Ort wissen, wo ein abgeschossener Pfeil niederfallen muß. Sie schießen oft 12 Pfeile nach verschiedenen Richtungen ab, und scheinen gar nicht darauf zu achten wohin sie fliegen, nachher aber finden sie jeden im Augenblick auf. Die südlichen Indianer sind noch geschicktere Bogenschützen als die an den Seen, weil sie sich dieses Gewehres häufiger bedienen. Mit der Flinte hingegen sind die Indianer bei weitem nicht so gute Schützen als wir. Ich habe selbst oft mit ihnen in Gesellschaft geschossen, aber immer gefunden, daß sie sich aufs Zielen nicht sonderlich verstehen, und wenn sie auch ein Objekt vor in Ruhe war, trafen, so gelang es ihnen doch selten mit einem Vogel im Fluge, oder einem Eichhörnchen das auf den Bäumen herumsprang.

Die Geschicklichkeit der Indianer das Tomahawt (die Streitart) zu werfen, ist bekannt; sie treffen mit der Schärfe desselben ihren Gegenstand auf 30 Fuß weit fast unfehlbar. Im Gesecht sollen sie es jedoch nicht gern aus der Hand lassen, und es nur dann schleudern, wenn sie auf dem Punkt sind einen flüchtenden Feind einzuholen, oder sonst sicher es wieder zu bekommen. Einige befestigen an dem Griff des Tomahawts eine mehrere Fuß lange Schnur, schleudern es so mit großer Geschicklichkeit und ziehen es dann wieder zurück; eben so geschickt pariren sie den Hieb oder Stich eines Degens damit.

Das gewöhnliche Tomahawt ist nur ein leichtes Beil, aber die beliebteste Art sind die, bei welchen an der Rückseite, aus einem Stück mit dem Beile selbst, ein Pfeifenkopf angebracht ist, so daß, wenn der Griff ausgehöhlet ist, es zugleich als Tabakspfeife gebraucht werden kann, und die Indianer rauchen viel lieber daraus als aus einer gewöhnlichen Pfeife. Die Tomahawts, welche die Indianer sonst von den französischen Kaufleuten bekamen, hatten statt der Pfeife auf der Rückseite eine lange Spitze, man findet diese Art nur noch sehr selten, ich habe nur ein einziges gesehen. Für die wichtigsten Anführer werden sehr elegante mit Silber ausgelegte Pfeifentomahawts von den Waffenschmieden des Indianer-Departements gefertigt. Diese Leute werden hier auf Unkosten der Regierung gehalten, um den Indianern die Waffen zu repariren, die sehr oft schadhaft werden. Kapitän E... hatte mir ein solches Pfeifentomahawt geschenkt, das er für sich selbst hatte machen lassen, und wenn die Indianer es bei mir sahen, baten sie mich, wie Kinder um ein Spielzeug bitten, ich möchte es ihnen doch nur auf eine Stunde leihen, um daraus zu rauchen, sie gaben es mir aber immer pünktlich wieder.

Sobald ein Indianer-Kind zur Welt kommt, wird es in Lächer oder Häute gewickelt und auf ein dickes Brett, das etwas breiter und länger als das Kind selbst und mit weichem Moose bedeckt ist, festgebunden. Ueber dem Gesicht des Kindes werden, um es zu beschützen, kleine reifenförmig gebogene Hölzer an das Brett befestigt, so daß das Kind schwerlich zu Schaden kommen kann, wenn auch die Maschine einmal fällt. So auf ein Brett gebunden tragen die Frauen, wenn sie ausgehn, das Kind auf dem Rücken, indem das Brett an einem breiten Bande, das sie sich um die Stirne binden, herabhängt. Wenn sie häusliche Geschäfte haben, hängen sie es an den ersten besten Baum, wenn einer in der Nähe ist, und lassen es hin und her schwingen, wie einen Pendul. Oft binden sie auch das Kind los, legen es in eine Art von Hangematte, befestigen sie zwischen zwei Bäumen und schaukeln es. Sobald das Kind Kräfte genug hat, um auf allen Vieren zu kriechen, bekommt es seine völlige Freiheit und darf, wie ein junger Hund, ganz nackt überall herumkriechen, im Schnee, im Koth, im Wasser, kurz wo es ihm beliebt. Daher bekommen sie die sehr robuste Leibesbeschaffenheit, die sie in den Stand setzt die größten Fatiguen zu ertragen und gegen jede Witterung so gleichgültig zu seyn, als es die Thiere nur immer seyn können. Die Mädchen werden, wenn sie fünf Jahr alt sind, mit einem losen Gewand bedeckt, die Knaben gehen viel länger nackt.

Die Indianer sind, wie ich schon gesagt habe, sehr schlank, und man sollte ihnen, nach ihrem Aussehen zu urtheilen, mehr Gewandtheit und Schnelligkeit als eigentliche Stärke zutrauen; auch sind die meisten, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, dieser Meinung. Eigene Beobachtung aber und mehrere eingezogene Nachrichten bestimmen mich zu

glan
aus
den
wan
den
und
in e
te a
that
figt
Tra
Last
tere
ne d
men
von
Gla
Arb
oder
geba
Gest
dere
and
stüß
Tag
der,
Gem
nach
einer
einer
Ank

Rück
vor
viel

glauben, daß sie sich weit mehr durch ihre Muskelkraft auszeichnen als durch ihre Gewandtheit. Auf verschiedenen militärischen Grenzstädten, wo darüber gestritten ward, hat man oft zum Versuch Wettrennen zwischen den dortigen Soldaten und den Indianern angestellt, und bei einer kurzen Bahn siegten gewöhnlich die Ersten, in einer größeren Entfernung aber, wo es auf die Kräfte ankommt, allemal die Letztern. Auch im Springen thaten es ihnen Soldaten von sehr mittelmäßiger Gelingenheit zuvor; die Hauptstärke der Indianer aber besteht im Tragen großer Lasten. Es ist ihnen gar nichts, mit einer Last von acht Stein auf dem Rücken, mehrere Tage hintereinander 30 Meilen täglich zu gehen; und so gehen sie ohne den ganzen Tag hindurch irgend etwas zu sich zu nehmen. Sie bedienen sich dabei eines Gestelles, ungefähr von der Art wie das, worin bei uns der Glaser die Glasscheiben trägt, wenn er ausser seiner Wohnung auf Arbeit geht. Dieses Gestell wird mit Stricken, Kleinen oder Streifen von zäher Baumrinde um die Schultern gehängt, die Last auf den breiten Leisten am Boden des Gestells befestigt, und dann um das Ganze noch zwei andere Bänder gezogen, davon eins über die Stirne, das andere über die Brust geht: und so ist die Last unterstützt. Wie weit aber ein Indianer unbeladen in einem Tage gehen kann ist unglaublich. Ein junger Wiandot, der, als der Friede zwischen den Indianern und dem General Weyne verhandelt ward, als Bote von jenen nach dem amerikanischen Lager geschickt war, machte in einem Tage nicht viel weniger als achtzig Meilen, und einer der Adjutanten versicherte mich, daß er bei der Ankunft nicht einmal ermüdet erschienen habe.

Der Pater Charlevoix giebt den Indianern in Rücksicht vieler körperlichen Eigenschaften den Vorzug vor uns, und findet besonders ihre Sinnwerkzeuge viel schärfer als die unsrigen. In der That haben

sie ein sehr schnelles und scharfes Gesicht, welches sie nur in sehr hohem Alter verlieren, ohngeachtet sie die Wintermonate hindurch dem blendenden Schnee und dem scharfen beissenden Rauch ausgesetzt sind. Von Augenkrankheiten wissen sie nichts, auch findet man nie den kleinsten Fehler an ihren Augen, er müßte dann von einem äussern Zufall herrühren. Sie haben ein sehr scharfes Gehör, und ihr Geruch ist so äusserst fein, daß sie ein Feuer lange vorher riechen können, ehe sie es sehen.

Sie haben ein vorzüglich gutes Gedächtniß. Einen Ort durch den sie Einmal gegangen, ein Gesicht das sie nur wenige Sekunden aufmerksam betrachtet, vergessen sie in ihrem Leben nicht, und nach vielen Jahren wiederholen sie Ihnen noch jede Sentenz aus den verschiedenen Reden, die in öffentlichen Versammlungen gehalten werden. Ist in einer solchen Rathversammlung irgend einmal eine vorzüglich merkwürdige Rede gehalten worden; so überliefert sie eine Generation der andern mit der größten Genauigkeit, ob sie gleich von Hieroglyphen oder von Buchstabenschrift nicht das Geringste wissen. Das einzige Hilfsmittel für ihr Gedächtniß sind bei geringfügigen Dingen kleine Stäbchen von der Art wie sie, bei Vertheilung der Geschenke (Seite 359), dem Kapitän E... brachten; bei wichtigern und feierlichen Gelegenheiten aber Gürtel aus Schnüren von Wampum.

Wenn eine Konferenz, oder, wie sie es nennen, ein Sprechen mit einem benachbarten Stamm angelegt ist, oder wenn irgend eine allgemeine Verhandlung oder Vertrag geschlossen werden soll, wird sogleich eine solche Schnur, die von jeder bereits vorhanden in etwas verschieden seyn muß, verfertigt. Ein jeder in der Versammlung hält diese Schnur, während er redet, in der Hand, und wenn er geendigt hat, überreicht er sie dem, der, um zu reden, auf-

siehe
dach
Wa
sam
vorn

die K
tigen
der I
bestin
Vera
mach
der I
nen I
fel. C
traut
jünge
auch
ken je

Clan
einige
hat,
nien
Engle
stalt
schnitt
ren z
die I
ber in
dünne
dann

*) V

steht. Durch diese Ceremonie wird jeder erinnert bedacht-
sam in seiner Rede zu seyn, weil sie durch den
Wampum treulich aufbewahrt wird. Wenn die Ver-
sammlung auseinander geht, wird die Schnur dem
vornehmsten Oberhaupt übergeben.

Bei der Ratifikation eines Traktats beschenken sich
die kontrahirenden Partheien gegenseitig mit breiten präch-
tigen Schnüren dieser Art, die dann bei den übrigen,
der Nation zugehörigen, aufbewahrt werden. Zu gewissen
bestimmten Zeiten werden sie der Nation vorgelegt und die
Veranlassung in Erinnerung gebracht, bei welcher sie ge-
macht worden. War es ein Sprechen, so wiederholt einer
der Anführer das Wesentliche aus den damals gesproche-
nen Reden, war es ein Traktat, so rekapitulirt er die Arti-
kel. Gewissen Squaws werden auch die Schnüre anver-
traut, und es ist ihre Pflicht die Geschichte eines jeden den
jüngern Zweigen des Stammes zu erzählen, was sie denn
auch mit großer Pünktlichkeit thun, und so wird das Anden-
ken jeder merkwürdigen Verhandlung erhalten.

Die Wampum werden von der innern Seite der
Clam Shell *) gemacht, einer großen Seemuschel, die
einige Aehnlichkeit von der Kamm- oder Jakobsmuschel
hat, und an den Küsten von Neu-England und Virgi-
nien gefunden wird. Sie wird im rohen Zustand nach
England geschickt, und dort in kleine Stücke, in Ge-
stalt und Größe der gewöhnlichen Glaskorallen ge-
schnitten, und dies sind die Wampum; es giebt de-
ren zweierlei, weiße und rothe, die letztern schätzen
die Indianer am höchsten, und sie stehen mit dem Sil-
ber in gleichem Preise. Diese Wampum werden auf
dünne lederne Riemen gezogen und eine Schnur besteht
dann aus zehn bis zwölf auch mehrern Reihen, je

*) Venus mercenaria.

nachdem die Gelegenheit feierlich ist, bei der sie gemacht worden, zuweilen ndhen sie sie auch in verschiedenen Mustern auf breite lederne Riemen.

Der Gebrauch des Wampum scheint fest unter den Indianern ganz allgemein zu seyn, die Geschichte desselben ist aber sehr dunkel: denn da dieses Volk bekanntlich sehr an alten Gewohnheiten hängt, kann man nicht glauben, daß es sich gerade bei großen und feierlichen Gelegenheiten einer Sache bedienen sollte, die ihnen ursprünglich von Fremden zugeführt worden, und vorher gar nicht bekannt gewesen wäre. Dennoch scheint es auf der andern Seite unmöglich, daß sie je im Stande gewesen seyn sollten sich Wampum aus der Clam Shell selbst zu verfertigen, weil man zu Bearbeitung dieser sehr harten Muschel vorzüglich gute Instrumente braucht, und die Indianer nichts als ihre gewöhnlichen Messer haben, womit sie freilich aus dem weichen Seifenstein ihre Pfeisenköpfe künstlich und nett genug schnitzen. Wahrscheinlich haben sie schon vor der Bekanntschaft mit den Europdern mit ihren schlechten Werkzeugen die Wampums so gut gemacht als es eben ging; hernach aber, als sie von uns viel bessere und künstlichere erhielten, die ihrigen bei Seite gelegt, und sich dieser bedient. Carver sagt, daß er die tief im Lande wohnenden Indianer, die gewiß nie selbst an der Seeküste waren, Muscheln hätte tragen sehen, die sie sich mit Mühe und Unkosten von andern Nationen müßten verschafft haben.

Die Indianer sind sehr aufmerksam auf alles was sie umgiebt, und erwerben sich dadurch Fertigkeiten, die uns völlig fremd sind. So gehen sie ohne sich zu verirren durch einen unwegsamen Wald von mehreren hundert Meilen, und erreichen unfehlbar den Ort ihrer Bestimmung; mit eben der Geschicklichkeit befahren sie in ihren Kanots die größten Seen, und landen, wenn sie schon Tagelang die Ufer aus dem Gesicht verloren,

doch
den
beso
Kin
die
Beh

der
führ
bew
eigen
gew
dere
die
dian
gew
gend
ein
auch
bede
in d

sich
licht
Weg

auf
Gef
blieb
ich
den
der
Weg
der
wür

doch inimer da, wo sie landen wollten. Einige von den französischen Missionären haben den Indianern einen besondern Instinkt beigelegt, und behauptet, daß die Kinder sich schon eben so gut als die Erwachsenen durch die Wälder zurecht fänden. Wie abgeschmackt diese Behauptung ist, leuchtet von selbst ein.

Unstreitig ist es ihre Aufmerksamkeit auf den Wuchs der Bäume und den Lauf der Sonne, was sie so richtig führt; daß die Nordseite der Bäume mehr mit Moos bewachsen ist als die andern, daß die Rinde hier etwas eigenthümliches und die Zweige, welche nach Süden gewandt sind, einen üppigern Wuchs haben, und andere kleine dem Anscheine nach unbedeutende Umstände, die dem gemeinen Beobachter entgehn, bemerkt der Indianer, der von zarter Kindheit an zur Aufmerksamkeit gewöhnt ist. Eben so genau machen sie sich von Jugend an den scheinbaren Lauf der Sonne bekannt, und ein Indianer kann Ihnen zu jeder Zeit am Tage, wenn auch die Luft nebelig, und der Himmel mit Wolken bedeckt ist, genau die Stelle anzeigen, wo die Sonne in diesem Augenblicke stehn muß.

Als ich in Staunton in Virginien war, ereignete sich eben ein merkwürdiges Beispiel von ihrer Geschicklichkeit, selbst in einem ihnen unbekannten Lande ihren Weg nicht zu verfehlen.

Eine Gesellschaft von der Nation der Creeks war auf ihrem Wege nach Philadelphia, wohin sie wichtiger Geschäfte halber ging, in Staunton angekommen und blieb daselbst über Nacht. Den andern Morgen brach, ich weiß nicht warum, ein Theil von ihnen einige Stunden früher auf als der andere, und mehrere Leute aus der Stadt begleiteten die später fortgehenden ein Stück Weges zu Pferde. Einige Meilen weit gingen sie auf der Landstraße fort, plötzlich aber wandten sie sich seitwärts in den Wald hinein, ohne einen Fußsteig vor

sich zu haben. Ihre Begleiter wunderten sich über den sonderbaren Einfall ins Dickicht hinein zu gehen; man sagte ihnen, daß sie die Straße nach Philadelphia verließen, und äußerte Besorgniß, daß sie ihre Gefährten verfehlen würden. Sie antworteten aber, daß sie das besser wüßten, daß dieser Weg durch den Wald der kürzeste nach Philadelphia wäre, und daß gewiß auch ihre Gefährten gerade hier in den Wald hinein gegangen wären. Einige von den Reutern trieb die Neugier an, ihnen zu folgen, und sie waren nicht wenig erstaunt, als sie die andern Indianer mitten im dicksten Walde einholten; am allersonderbarsten aber ist, daß, als man auf der Karte die Richtung, die sie nahmen, verfolgte, dies wirklich die geradeste Linie nach Philadelphia war, so genau als ob sie sie vermittelst des Kompasses gefunden hätten. Wahrscheinlich haben sie sich von andern ihrer Nation, die ehemals in Philadelphia gewesen waren, genau die Richtung beschreiben lassen, in der diese Stadt von ihrem Dorfe aus liegt, und diese nie aus den Augen verloren, obgleich sie bereits 300 Meilen durch die Wälder gereiset waren, und noch 40 Meilen zu machen hatten, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichen konnten.

Wo ich nicht irre, steht in Jeffersons Nachrichten von den indianischen Gräbern in Virginien ein merkwürdiges Beispiel, wie richtig die Indianer einen Ort auffinden, der ihnen von ihren Landsleuten bezeichnet worden ist. Diese Gräber sind nichts als große Erd-dämme im Walde, in denen man aufrecht stehende Sklette findet: doch die Art, wie die Indianer ihre Todten begraben, ist zu oft beschrieben, als daß sie Ihnen unbekannt seyn könnte; zu meiner Geschichte also. Eine Gesellschaft von Indianern, die in Geschäften nach irgend einem Hafen am atlantischen Meer zogen, verließ plötzlich die Landstraße, streifte durch den Wald

und

lind
meh
se
sen;
seid
dian
nur
durch

ihres
Lage
gleich
Karte
Lauf
zeichn
gende
widri
nem
als e
seine
greife
nicht
gab i
ich m
dieser
woran
die K
ten G
ken v
Gegen
ropäer
auf je
Er ha
Karte
vor de
Wel

und gieng in gerader Linie auf ein solches Grab zu, das mehrere Meilen von der Landstraße entfernt lag. Diese Menschen waren nie zuvor in dieser Gegend gewesen, und mehr als ein Jahrhundert war verfloßen, seitdem dieser Theil von Virginien nicht mehr von Indianern bewohnt worden; sie konnten den Weg also nur vermittelst einer Bezeichnung finden, die ihnen durch Tradition überliefert worden war:

Die Indianer sind meistens mit der Geographie ihres Landes sehr wohl bekannt. Fragen Sie sie über die Lage eines einzelnen Orts, und sie zeichnen Ihnen so gleich, wenn es sich thun läßt, mit einem Stöckchen eine Karte von dem Ort nebst der umliegenden Gegend und dem Lauf der Flüsse; dabei zeigen sie auf die Sonne und bezeichnen dadurch die Lage der Dörter nach den Himmelsgegenden. Als ich an dem westlichen Ufer des Erie-Sees von widrigen Winden aufgehalten wurde, saß ich einst in einem Hause, und hatte eine Karte von Neu-York vor mir; als ein junger Seneka Krieger hereintrat. Die Karte zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er schien sehr bald zu begreifen was eigentlich damit gemeint sey; nur wußte er nicht welchen Theil des Landes sie vorstellen sollte. Ich gab ihm aber sehr bald den Schlüssel zu allem, indem ich mit meinem Finger auf den Ort hinwies, wo wir in diesem Augenblicke waren, und ihm den Buffalo Creek, woran sein Dorf lag, zeigte. Er übersah hierauf schnell die Karte und zeigte und benannte mir mit der größten Genauigkeit alle Seen und Flüsse, die an 200 Meilen von seinem Dorfe entfernt lagen, und da in diesen Gegenden die Indianischen Namen auch unter den Europäern noch die gewöhnlichsten sind, hätte ich ihn auf jeder falschen Angabe unfehlbar ertappen müssen. Er hatte eine so herzliche Freude über diese genaue Karte von seinem Lande, daß er seine Gefährten, die vor der Thür lagen, herein rief, um sie ihnen zu ze-

Weld's Reisen:

C c

gen. Sie gaben mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihnen die Karte doch leihen möchte; ich that es gern, sie legten sie auf den Tisch und betrachteten sie wohl eine halbe Stunde. Die Jüngern äußerten ihre Freude darüber, daß gewisse ihnen bekannte Orte so genau aufgezeichnet wären, indeß die Aelteren, wie es schien, Abenteuerer erzählten, die ihnen in entfernten Gegenden zugestoßen waren, und die sie jetzt vermittelt der Karte erläuterten.

Wenn die Regierung ein Stück Land von den Indianern kaufen will — und Privatleuten ist dies durch ein Provinzialgesetz verboten — so wird eine genaue Karte von der Gegend aufgenommen, und das Stück, um welches gehandelt wird, besonders bezeichnet. Haben diese Karten einen Fehler, so finden ihn die Indianer sogleich aus, und wenn der Handel geschlossen ist, bezeichnen sie genau nach der Karte die Grenze des von ihnen abgetretenen Stück Landes, indem sie entweder Bäume einkerben, wenn gerade welche da sind, oder Pfähle oder Steine längs der Grenzlinien hinsetzen. Bei solchem Kauf werden förmliche Kaufbriefe, an denen die genaue Karte der Gegend befestigt ist, ausgemacht, und von beiden Theilen unterzeichnet. Unser Freund, der Kapitain E. . zeigte mir mehrere dergleichen, und die indianischen Unterzeichnungen sehen sonderbar genug aus. Die meisten von ihnen geben sich nemlich den Namen eines Thiers, als: die blaue Schlange, der kleine türkische Hahn, der große Bär, der tolle Hund u. s. w. und ihre Unterschrift besteht aus den mit der Feder gezogenen Contours desjenigen Thiers, dessen Namen sie angenommen haben. Einige sind sogar ganz artig ausgeführt und stellen die Thiere recht lebendig dar.

Die Indianer sind im allgemeinen sehr geschickt in Handarbeiten. Ihr hölzernes Hausgeräth, ihre Bögen, Pfeile, andere Waffen u. dergl. sind gewöhnlich

recht sauber gearbeitet, und an den Griffen ihrer Tomahawks, auf ihren Pulverbörnern und Pfeifenköpfen findet man oft sehr richtig gezeichnete Figuren ungemein künstlich ausgeschnitten, was um so mehr zu bewundern ist, da sie kein anderes Werkzeug als ihre Messer und Tomahawks haben. Die Stickereien auf den Mollasins und auf den andern Kleidern beweisen, daß die Frauen in ihrer Art eben so geschickt sind als die Männer. Die Arbeit, welche sie von Stacheln vom Stachelschwein machen, würde in Europa überall Bewunderung erregen. Sie färben diese Stacheln mit den schönsten glänzenden Farben. Mehrere ihrer Farben sind bereits entdeckt, viele aber noch eben so unbekannt als ihre Arzneien, mit denen sie oft erstaunenswürdige Kuren machen. Beide sind aus dem Pflanzenreiche genommen.

Obachtet des Kunstfißs, der aus den Arbeiten der Indianer hervorleuchtet, gefällt ihnen doch selten etwas, wie schön und künstlich es auch gearbeitet sey, was mit ihren Sachen keine Ähnlichkeit hat, und von ihrem eigenthümlichen Geschmack, von dem sie auch seit dem Umgange mit den Europäern nicht im geringsten abgegangen sind, völlig abweicht. Auch bewundern sie kein mechanisches Kunstwerk, dessen Nutzen sie nicht einsehen. So zog unter allem, was ich bei mir hatte, nichts ihre Aufmerksamkeit auf sich, als eine leichte doppeläufige Glinte, die ich gewöhnlich mitnahm, wenn ich ihre Läger durchstreifte; das war so recht etwas für sie! Der Vortheil, der dem Jäger daraus entstehen mußte, war ihnen einleuchtend, und die Entfindung gefiel ihnen gar sehr. Auch ließen sie das vorzüglich gute Schloß nicht unbemerkt.

Nicht alles Neue erregt daher ihre Verwunderung, wie man glauben sollte. So erzählt ein französischer Schriftsteller, ich weiß nicht welcher, von einigen Profesen, die durch die schönsten und lebhaftesten Gra-

ßen von Paris gingen, daß sie vor allem, was sie sahen, kalt vorüber gingen, bis sie zu einer Kochbude kamen; dabei wurden sie warm. Ein Ort, wo man alles bekommen kann um den Hunger zu stillen, ohne die Mühe und Arbeit des Jagens und Fischens zu haben, erregte ihre höchste Bewunderung; hätte man ihnen aber gesagt, daß man für das, was man ißt, bezahlen muß, so hätte es vielleicht ihren Unwillen in eben dem Maaße erregt; denn sie haben keinen Begriff davon, wie man Jemand, der als Freund kommt, Speise abschlagen könne, wenn er sie verlangt.

Die Indianer, welche Neugier oder Geschäfte nach Philadelphia oder sonst einer Stadt in den vereinigten Staaten führt, finden auch, wie jene Froschen, nichts eben Merkwürdiges darin, und auch nicht einer würde das prächtige Gebäude das er sieht seiner Wigwam vorziehen. Aber die Schifffahrt in Philadelphia oder den andern Seehäfen zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich, weil sie den Vorzug der großen Schiffe vor ihren Canots einsehn. Der junge Wiandot, dessen ich oben erwähnte, war gerade in Philadelphia als ich dort war, und hatte seine größte Freude an dem mit Schiffen aller Art bedeckten Fluß; vorzüglich merkwürdig aber war ihm die Fluth. Als er zum erstenmal an den Strom kam, sah er nach der Sonne, um sich die Richtung desselben und die Lage des Orts überhaupt genau zu merken, wie es denn die Indianer immer an einem neuen merkwürdigen Ort zu thun pflegen. Als er das zweitemal hinkam, fand er zu seinem Erstaunen, daß der Fluß in einer entgegengesetzten Richtung strömte, als den Tag zuvor. Im ersten Augenblick glaubte er, er stünde auf einer andern Seite, er orientirte sich aber bald, und konnte jetzt, da er gewiß war sich auf dem nemlichen Fleck zu befinden, die Sache gar nicht begreifen. Er lief sogleich zu einem Adjutanten des General Wayne, der

ihn mitgebracht hatte, und bat um Belehrung wegen dieser sonderbaren Erscheinung. Dieser gab ihm aber eine noch geheimnißvollere Erklärung derselben, indem er ihm sagte, daß der große Geist zur Bequemlichkeit der Weißen, die seine besondere Lieblinge wären, die Flüsse in ihrem Lande nach zwei Richtungen strömen ließe. Der gute Wiandot glaubte es und antwortete: Lieber Freund, wenn der große Geist um unserthalben auch den Ohio nach zwei Richtungen strömen ließe, so würden wir Euch oft in Pittsburgh besuchen: diese Stadt liegt nämlich hart an der Quelle des Ohio.

Unter den öffentlichen Vergnügungen in Philadelphia gefällt ihnen nichts so sehr, als die Reitzkünstler und andere Gaukler. Sie haben eine so hohe Meinung von denen, die sich durch Gelenkigkeit und Geschicklichkeit auszeichnen, daß sie sie unter die fähigsten Leute der Nation zählen. Wirklich macht den Indianern nichts so viel Freude, als wenn sie einen Menschen von außerordentlicher körperlicher Stärke sehen, und wenn man ihnen von Jemand erzählt, der sich durch seine Stärke, oder als ein großer Läufer, oder vorzüglicher Schütze ausgezeichnet hat, oder besonders kühn und muthig im Felde war, so hören sie mit innigem Vergnügen zu, und stimmen gern in das Lob des Helden mit ein.

Beim ersten Anblick scheinen die Indianer kalt und phlegmatisch, und man muß sie länger kennen, um vom Gegentheil überzeugt zu werden. Zeigt man ihnen irgend etwas das ihnen gefällt, so sagen sie mit anscheinender Gleichgültigkeit: das ist hübsch, das gefällt uns, das ist eine gute Erfindung; und selbst bei Dingen die sie mehr afficiren — als zum Beispiel ein überraschendes Schauspiel, oder die Erzählung eines flugausgeführten Streiches — äußern sie ihre Zufriedenheit eben auch nicht stärker. So können die oben

erwähnten Reiterkünste, die wirklich das höchste Interesse für sie haben, ihnen doch nur höchstens ein Lächeln ablocken, das von einer Bemerkung, die dem nahe stehenden Freund mitgetheilt wird, begleitet ist. Mit eben dieser Gleichgültigkeit können sie den schrecklichsten Anblick aushalten, oder die schauerlichen Erzählungen von unglücklichen Katastrophen ihrer Familien oder ihrer Nation mit anhören. Diese Apathie ist aber bloß angenommen, und entspringt gewiß nicht aus einem wirklichen Mangel an Gefühl. Denn kein Volk auf Erden ist wohl einer wärmern Freundschaft fähig, keines hat so viel zärtliche Anhänglichkeit an seine Kinder, und ist empfindlicher gegen Beleidigungen. Das kleinste beleidigende Wort zündet eine Flamme in ihrem Busen an, die nur durch das Blut des Beleidigers gelöscht werden kann, und sie gehen Hunderte von Meilen durch die unwegsamsten Wälder, der rauhsten Witterung, dem nagendsten Hunger ausgesetzt, um ihre Rache zu befriedigen. Keiner von ihnen wird es versäumen, täglich still und trauernd das Grab seines verstorbenen Kindes zu besuchen; sie wagen ihr Leben, und opfern alles was sie besitzen auf, um einem Freund in der Noth beizustehn. Der Grund dieser anscheinenden Gleichgültigkeit aber ist die Idee, daß es keinem tapfern Krieger oder sonst würdigen Menschen ansehe, heftige Gemüthsbewegungen, bei welcher Gelegenheit es auch sey, zu äußern. Von ihrer frühen Jugend an werden sie zu dieser Zurückhaltung gewöhnt, und es ist erstaunlich, welche Gewalt sie über sich haben. Es ist bekannt, daß sie am Pfal gebunden, unter den schrecklichsten Schmerzen, die das Messer und die Flamme ihnen verursachen, unbewegt bleiben und ihre Henker verlachen.

Diese angenommene Gleichgültigkeit macht sie natürlich unter Fremden, ernst und zurückhaltend, in ihren eigenen kleinen Zirkeln aber sind sie aufgeweckt,

lustig, und wie man sagt, sogar witzig. Wenn sie in einer großen Stadt sind, und aussehen als ob nichts von allem sie afficire, so sitzen sie oft des Nachts Stundenlang zusammen, und lachen, und sprechen über das, was sie den Tag über gesehen haben. Mir sagte Jemand, der ihre Sprache versteht, daß er sie bei einer solchen Gelegenheit belauscht, und ihre Bemerkungen sehr treffend gefunden habe, ja daß sie sich über viele Dinge so scherzhaft und muthwillig ausgelassen hätten, daß er sich des Lachens kaum enthalten konnte. Indessen artet auch die Zurückhaltung, welche sie sich in Gegenwart von Fremden auflegen, niemals in Verlegenheit aus, und sie würden sich mit eben so viel Unbefangenheit in einem Pallast mit dem ersten gekrönten Haupt an Tafel setzen als zur einfachen Mahlzeit in ihren Hütten. Sie finden, daß es einem Krieger wohl anstehe, sich nach den Sitten derjenigen zu bequemen, bei denen er gerade ist, und da sie auf alles sehr aufmerksam sind, so sieht man selten etwas Litzes oder Gemeines in ihrem Benehmen unter Fremden. Ich sah in Philadelphia einen Indianer, der von seiner zarten Kindheit an in den Wäldern gelebt hatte, mit eben der Leichtigkeit und Artigkeit in eine Gesellschaft von Damen hereintreten, als hätte er beständig in der Stadt gelebt, und man hatte ihm bloß, ehe er hineinging, etwas über die Art gesagt, mit der man sich bei solchen Gelegenheiten zu benehmen pflegt. Hören Sie folgende Anekdote, für die ich als Augenzeuge bürgen kann.

Unser Freund Nelig, die kleine Otter, war mit uns zum Mittagessen in Detroit eingeladen, und hatte seinen Sohn, einen Knaben von 9 bis 10 Jahren, mitgebracht. Nach dem Essen wurden Früchte herumgegeben, unter andern auch Pfirschen; man reichte dem jungen Indianer einen Zeller davon, er nahm sich eine davon recht artig, biß sie aber hernach sogleich an. Seia Vater warf ihm einen zornigen Blick zu, und ver-

wies ihn leise, daß er so unachtsam gewesen, seine Pfirsche nicht zu schälen, wie er doch den Herrn ihm gegenüber hätte thun sehn. Der Knabe war sehr beschämt, machte aber seinen Fehler sogleich wieder gut, indem er einen Teller vor sich nahm und die Pfirsche ganz zierlich schälte.

Nachher gab man ihm Portwein, und der arme Junge, dem er gar nicht behagte, machte ein schiefes Gesicht dazu. Der Vater sagte ihm hierauf, er verzweifelte, daß je ein tüchtiger Mann, oder ein guter Krieger aus ihm werden würde, da er das nicht gut fände, was ihm so freundschaftlich gegeben würde. Der Knabe trank das Uebrige mit anscheinendem Vergnügen.

Die Indianer schlagen ihre Kinder fast niemals, zuweilen aber, wenn mit Worten nichts auszurichten ist, spritzen sie ihnen ein wenig Wasser ins Gesicht; eine Strafe, wovor die Kinder die schrecklichste Furcht haben, und die von unmittelbarer Wirkung ist. Ein französischer Missionär erzählte, daß einmal eine Mutter in seiner Gegenwart, ihrer erwachsenen Tochter, wie einem kleinen Kinde, Wasser ins Gesicht gespritzt habe; und dies habe das Mädchen so tief gekränkt, daß sie hinausgegangen sey, und sich ums Leben gebracht habe. Als Kinder sind die Indianer sehr folgsam gegen ihre Eltern; sind sie aber so weit erwachsen, daß sie für sich selbst sorgen können, so fällt alle Ehrfurcht vor ihnen weg, und sie folgen, trotz allen Vorstellungen, blos ihrem eigenen Sinne, die Eltern mußten denn sehr alt seyn, denn für das hohe Alter haben sie durchgängig eine tiefe Verehrung.

Man findet nicht leicht bei einem Volke so viel natürliche Höflichkeit als bei den Indianern; wenn man ihnen zum Beispiel etwas sagt, das sie für unwahr halten, so widersprechen sie nie geradezu, höchstens sagen sie: Sieh, lieber Bruder, wir glauben wohl,

daß Du selbst für wahr hältst was Du uns sagst, uns kommt es aber so unwahrscheinlich vor, daß wir es nicht glauben können.

Sie leben sehr einträchtig und freundschaftlich mit einander, und nie hört man bei ihnen, wie bei unserm gemeinen Volk, Lärmen und lauten Zank, auch haben sie in ihrem ganzen Betragen nichts von den groben gemeinen Sitten des Europäischen Pöbels; im Gegentheil, sie betragen sich durchaus wie anständige Leute, und hätte man nicht so sprechende Beweise dafür, so würde man kaum glauben, daß eben diese Menschen im Kriege so fürchterlich, wild und grausam seyn könnten, als sie doch wirklich sind. Doch findet ihr gutes Betragen nur im Zustande der Nüchternheit Statt: wenn sie betrunken sind, was leider nur zu oft der Fall ist, gleichen sie mehr eingefleischten Teufeln als menschlichen Wesen. Es kommt dann bald von Lärm und Zank zu Schlägereien; sie zerhauen einander und begehen jede Art von Grausamkeit, sind sich aber auch ihrer Schwäche in diesem Punkt so sehr bewußt, daß, wenn eine Gesellschaft sich betrinken will, sie ihre Messer, Tomahawks und dergleichen einem unter ihnen geben, der bei seiner Ehre versprechen muß, nüchtern zu bleiben, und dieses Versprechen auch in der Regel hält. Wann es sich trifft, daß sie sich betrinken ohne diese Vorsicht gebraucht zu haben, so ergreifen ihre Squaws die erste beste Gelegenheit, um ihnen die Waffen zu entwenden. Branntwein und Rum ziehn die Indianer jedem andern geistigen Getränk vor und lieben ihn nicht sowohl des Geschmacks als vielmehr ganz eigentlich des Rausches wegen. Man findet nicht einen unter hundert der sich mäßigen kann, wenn er Gelegenheit hat sich zu berauschen; und nun sie einmal Geschmack an starken Getränken gefunden haben, erlauben sie sich auch alles um sich diesen Genuß zu verschaffen. Dies macht sie kriechend,

hinterlistig, niedrig, und im wahren Sinn des Wortes zu schlechten Menschen. Nichts kann das Unheil wieder gut machen, das durch die Einführung berauschender Getränke bei diesem unglücklichen Volke angerichtet worden ist. Ehe sie sie kannten, zeichneten sie sich vor allen andern Nationen durch ihre Mäßigkeit in Essen und Trinken aus, und in Rücksicht des Essens gebührt ihnen dieses Lob noch immer. Sie halten es zum Beispiel für unschicklich sehr hungrig zu scheinen, und wenn sie nach ihren Dörfern zurückkommen, nachdem sie vielleicht mehrere Tage gefastet haben, so warten sie dennoch eine ganze Weile ehe sie zu essen fordern, und essen auch dann so mäßig und langsam, als hätten sie vor wenig Stunden die beste Mahlzeit gemacht.

Die Indianer sind sehr freigebig und gastfrei, wenn nicht besondere Umstände das Gegentheil bewirken, und selbst wenn ihre Rachsucht mit ins Spiel kommt, kann doch nichts in der Welt sie verleiten gegen einen Fremden, dem sie Freundschaft, Schutz und Sicherheit versprochen haben, ihr Wort zu brechen. Ich selbst habe unzählige Beweise ihrer Freigebigkeit erhalten, und obschon sie für ihre Geschenke allerdings Gegengeschenke erwarten, so hat mich doch die Art, mit der sie mir diese Kleinigkeiten gaben, überzeugt, daß dabei kein Eigennuz, sondern reines Wohlwollen zum Grunde lag. Es ist bekannt wie freigebig sie gegen einander sind, und wie bereitwillig sie dem Mangel des Nachbarn mit dem was sie selbst übrig haben, abhelfen. Sie haben keinen Begriff davon, wie man für sich allein Reichthümer sammeln, und wie es in der Gesellschaft Menschen geben könne, die sich ohne alles Gefühl von Großmuth auf Unkosten anderer bereichern, in Behaglichkeit und Ueberfluß leben, und es ruhig mit ansehen, wenn ihre Mitmenschen in Mangel und Elend umkommen. Kleider, Hausgeräth und Waffen sind bei ihnen das einzige persönliche Eigenthum, alles Andere ist Gemeingut des ganzen Stammes, dessen

Wohlergehn das höchste Interesse für jeden einzelnen ist. Die Häupter und Anführer der Stämme sind von demselben Geiste befeelt, und sind oft die ärmsten Leute in der ganzen Gemeinheit, weil sie ihre Zeit den öffentlichen Geschäften widmen müssen, indeß andere auf die Jagd gehen oder sonst für sich sorgen.

Die indianischen Nationen scheinen größtentheils zweierlei Häupter oder Anführer zu haben, Anführer in den Rathversammlungen und Anführer im Kriege. Letzterer hat kein anderes Geschäft als die Krieger ins Feld zu führen, und wird allemal aus denen gewählt, die sich im Kriege am meisten ausgezeichnet haben, daher denn oft der erstere, dessen Amt erblich ist, auch zum Heerführer gewählt wird. Keiner von beiden hat indeß Mittel in Händen sich Gehorsam zu erzwingen, auch befehlen sie eigentlich nie, sie rathen nur, denn hier fühlt ein jeder, daß er frei gebahren ist, und verachtet jeden Zwang, ausser den seine eigene Vernunft ihm auflegt. Da aber die Wohlfahrt der Nation Allen über alles geht, und sie wohl wissen, daß ihre Oberhäupter von demselben Geiste befeelt sind, so werden gewöhnlich die Maassregeln, welche diese anrathen, allgemein gebilligt und befolgt. Ich fürchte fast, daß man bei keinem civilisirten Volke auf Erden so viel Gemeingeist, so viel Uneigennützigkeit und unerzwungene Ordnungsliebe finden wird, als bei diesen sogenannten Wilden.

Die Indianer empfinden die tiefste Betrachtung gegen ein Volk, das gutwillig seiner Freiheit entsagt, ja selbst diejenigen, welche tapfer darum kämpfen, halten sie doch für alte Weiber, wenn sie sich am Ende ihren Verlust gefallen lassen. Daher ihr allgemeiner Haß gegen die Neger, dessen Grund wohl nicht blos in der Verschiedenheit der Farbe und Gestalt zu suchen ist. Man kann einen Indianer nicht schwerer beleidigen, als wenn man ihm sagt, er habe Aehnlichkeit von einem

Neger, oder es fließe Negerblut in seinen Adern; denn sie sehen diese Unglücklichen geradezu wie unvernünftige Thiere an, und tödten sie auch mit eben der Kaltblütigkeit wie einen Hund oder eine Katze.

Ein amerikanischer Offizier, der während des Krieges mit Großbritannien an eine Indianer-Nation, die an den westlichen Grenzen der vereinigten Staaten wohnt, abgeschickt ward, um sie zur Neutralität zu überreden, erzählte mir, daß gerade bei seiner Anwesenheit einige Abgeordnete nach dem Dorfe gekommen wären, um die Auslieferung einiger Negerclaven zu negociiren, welche die Indianer aus einer amerikanischen Niederlassung mit fortgenommen hatten. Diese Unglücklichen waren, wie sie es gewöhnlich mit ihren Gefangenen machen, vertheilt worden, und der Größte und Schönste ward einer vornehmen Indianerin zu Theil. Die Leute wandten alles an, um ihn auszulösen. Die Frau hörte sie gelassen an, um aber ihrer Anmuthungen desto eher los zu werden, holte sie aus einem Winkel ihrer Hütte ein großes Messer hervor, durchstach den Neger damit, und fügte ganz Kalt zu den Abgeordneten: nun könnt ihr euren Neger nehmen. Der Unglückliche rang lange mit dem Tode, bis einer von den Kriegern sich seiner erbarmte, und mit dem Tamahawt seinem Leiden ein Ende machte.

Su Detroit, Niagara und an einigen andern Orten in Ober-Canada werden noch einige Negerclaven, jedoch nur in geringer Anzahl, gehalten. Zwei dieser armen Menschen versuchten, während wir in Malden waren, aus Detroit zu entkommen; sie stahlen ein kleines Boot und fuhren in der Nacht den Fluß hinunter. Da der Wind ihnen aber zur Ueberfahrt über den See nicht günstig war, glaubte man, daß sie sich an der Küste halten würden, bis sie einen sichern Ort erreichten; in der Hoffnung nun sie noch wieder zu

bek
de
sie
gen
hur
lisc
frag
ger
ten
hätt
Mü
dian
so se
best
gen
lich
den
lepte
ihm
ber
den
Ind

Men
hen,
ich,
hinre
ihre
gen,
deln.
ben si
lich z
Gefar
vergel
Fälle

bekommen, kam der Eigenthümer nach Malden und wurde mit ein Paar zuverlässigen Indianern eins, daß sie sie aufsuchen sollten. Man bezeichnete ihnen die Personen genau, und sie giengen fort, waren aber kaum einige hundert Schritte entfernt, als der eine, der etwas Englisch sprechen konnte, zurückkam, und den Eigenthümer fragte, ob er ihm die Erlaubniß geben wollte die Neger zu skalpiren, falls sie nicht mit ihnen umkehren wollten? Dies wurde natürlich abgeschlagen, denn sonst hätten sie sie gewiß auf jeden Fall getödtet, um nicht die Mühe zu haben sie zurückzubringen. Gut, sagte der Indianer, wenn du sie nicht beide willst skalpiren lassen, so sey nur nicht böse wenn ich einen skalpire. Der Mann bestand aber darauf, daß er beide lebendig zurückbringen sollte, und dies schien dem Indianer sehr verdrüsslich, so daß er sich besann ob er gehen sollte, worauf denn, wie ich leider sagen muß, der Eigenthümer die letzte Forderung bewilligte, aus Furcht daß die Neger ihm beide entkommen möchten, und nur bat, doch lieber keinen zu tödten, wenn es möglich wäre. Ich weiß den Verfolg der Sache nicht, die sichtbare Freude des Indianers aber ließ mich nichts gutes ahnen.

Diese Gleichgültigkeit, mit der die Indianer einen Menschen umbringen können, wirst, ich muß es gestehen, ein sehr nachtheiliges Licht auf sie, auch fürchte ich, daß alle gute Eigenschaften, welche sie besitzen, nicht hinreichen werden, um im Urtheil der meisten Menschen ihre wüthende Rachsucht und die Grausamkeit aufzuwiegen, mit der sie ihre Kriegsgefangenen öfters behandeln. Die französischen und englischen Missionäre haben sich schon unendliche Mühe gegeben, ihnen begreiflich zu machen, wie abscheulich es wäre, daß sie ihre Gefangenen so martern, und dies ist auch nicht ganz vergeblich gewesen; denn ob sich gleich immer noch Fälle genug ereignen, welche satzsam beweisen, daß

dieser schreckliche Gebrauch keinesweges ganz abgeschafft ist, so kann ich doch nach allem was ich gesehen und gehört habe, zuversichtlich behaupten, daß es jetzt nicht den zwanzigsten Theil so vielen Menschen das Leben kostet als vor 100 Jahren. Aller Nachsraae ohnerachtet, habe ich nicht erfahren, daß ein einziger von denen, welche die Indianer bei ihrem Siege über den General St. Clair gefangen nahmen, an den Pfahl gebunden worden wäre. Sobald der Ausgang des Gefechts bekannt wurde, boten englische Offiziere und andere Männer, die Einfluß auf die Indianer haben, ansehnliche Belohnungen aus, wenn sie ihre Gefangenen lebendig zurückgeben wollten, und der größte Theil derselben wurde wirklich wohlbehalten zurückgebracht. Indes hat es bis jetzt noch nicht gelingen wollen, sie von dieser Nachsicht gänzlich zurückzubringen. Wie wenig in dieser Rücksicht selbst Erziehung auf diese Menschen wirkt, werden Ihnen folgende Anekdoten, den Kapitän Joseph Brandt, einen Anführer der Mohawks betreffend, hinlänglich zeigen.

Dieser Brandt wurde in seiner frühen Jugend auf eine Schule nach Neu-England geschickt; er hatte viel Fähigkeit, und machte ansehnliche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen. Man gab sich ungemein viel Mühe ihm die Wahrheiten der Religion einzuprägen; er zeigte sich auch als einen warmen Verehrer und Anhänger des Christenthums, und in der Hoffnung seine Nation einst zu belehren, übersezte er das Evangelium Matthäi, und die Liturgie der englischen Kirche ins Mohawksche. Ehe aber Brandt seine Studien beendet hatte, brach der amerikanische Krieg aus; entbrannt von Ruhmbegierde, die den Gemüthern der Indianer so tief eingepflanzt ist, verließ er augenblicklich seine Schule, eilte nach seinem Dorfe, und stieß bald mit einem ansehnlichen Trupp von sei-

ner
ma
in
Anf
Die

der
Ges
tenf
gesch
geno
Deg
Unte
Trupp
hinter
Zom
wie
sehr
sten
antw
daß
ihn
nicht
genen
der

haw
Staa
nada
River
etwa
Brand
und je
nomm
finden.

ner Nation zu dem brittischen Korps, unter dem Kommando des Sir John Johnston. Hier zeichnete er sich in mehreren Affären durch Tapferkeit aus, ward bald Anführer seiner Nation und Kapitän in königlichen Diensten.

Sehr bald aber befeckte Brandt seinen Ruhm in der englischen Armee. Es fiel ein Scharmügel vor; das Gefecht ward hitzig, und Brandt bekam einen Flintenschuß in die Ferse; die Amerikaner wurden indeß geschlagen, und ein Offizier nebst 60 Mann gefangen genommen. Dieser Offizier war, nachdem er seinen Degen übergeben hatte, in einer ganz freundschaftlichen Unterredung mit dem Oberst Johnston, der die brittischen Truppen kommandirte, begriffen; als Brandt unbemerkt hinter ihn schlich, und ihn mit einem Schlag seines Tomahawks todt zu Boden streckte. Sir John war, wie man leicht denken kann, über eine solche Verrätherie sehr aufgebracht, und äußerte sich darüber in den heftigsten Ausdrücken. Brandt aber hörte ihn ruhig an, und antwortete ihm ganz kaltblütig: es sey ihm leid, daß er ihm mißfallen habe, allein seine Wunde habe ihn in dem Augenblick so heftig geschmerzt, daß er sich nicht hätte enthalten können, an diesem einzigen gefangenen Anführer seine Rache zu nehmen; auch hätten in der That seitdem seine Schmerzen nachgelassen.

Beim Ausbruch des Kriegs wohnten die Mohawks an dem Mohawk-Fluß im Neu-Yorkschen Staate; nach dem Frieden zogen sie nach Ober-Canada, und ihr größtes Dorf liegt jetzt an dem Grand River, der sich von Norden her in den Erie ergießt, etwa 60 Meilen von Newark oder Niagara; da wohnt Brandt jetzt. Er hat sich ein bequemes Haus gebaut, und jeder Fremde der ihn besucht, ist sicher, gut aufgenommen zu werden, und einen wohlbesetzten Tisch zu finden. Er hat nicht weniger als 30 bis 40 Neger,

die ihm seine Pferde besorgen und sein Land bauen. Diese armen Menschen werden in dem härtesten Druck gehalten, und wagen es doch nicht den geringsten Versuch zur Flucht zu machen, denn er hat sie versichert, daß wenn sie entliefen, er ihnen selbst, sollte es auch bis an die äußerste Grenze von Georgien seyn, nachsetzen, und sie tomahawken würde, wo er sie immer fände. Sie kennen ihn zu gut, und wissen daß er Wort hält.

Brandt erhält von der Regierung halben Kapitän-Gold, der mit Inbegriff der Geschenke jährlich an 500 Pfund Sterling beträgt. Sie können denken, daß wir nicht wenig neugierig waren diesen Brandt zu sehen; auch verschafften wir uns Empfehlungsschreiben an ihm vom Sekretär des Gouverneurs, von Offizieren und andern, die mit ihm bekannt waren, in der Idee von Newark aus nach seinem Dorfe zu gehn; wir hörten aber zu unserm Leidwesen, daß er sich gerade den Tag vor unserer Ankunft in Newark nach Kingston, am andern Ende des Sees eingeschifft habe. Ein Advokat aus Niagara, der von Kingston aus, wo ihn widrige Winde aufgehalten hatten, mit uns über den Ontario fuhr, versicherte uns den Tag nach unserer Ankunft in Niagara, er verliere wenigstens 100 Pfund Sterling, weil er nicht zeitig genug gekommen wäre, um ein Geschäft für Brandt zu machen, welches dieser nun einem andern übertragen habe. Sie können daraus abnehmen, was für eine wichtige Person dieser Brandt hier ist.

Brandt wurde bald gewahr, wie die Indianer von allen Mächten, die Fuß in Amerika gefaßt haben, hintergangen würden, und hätte er noch einige Zweifel darüber gehabt, so hätten sie verschwinden müssen, als er sah, wie die Engländer, nachdem sie die Indianer um Beistand gegen die Amerikaner gebeten, und diese ihn auch treulich geleistet hatten, so ungerecht und un-

groß

gro
süd
eini
die
will
niß
Str
zu d
Geg
bar
hät
dian
und
ler
legu
sie b
versch
Plan
den
sie se
nicht

Verst
Land
durch
wird
wenn
Land
nen

ben,
dium
widm
Moha
hat fu

We

großmüthig waren, das ganze ostwärts vom Mississippi und südwärts von den Seen liegende Indianer-Gebiet den vereinigten Staaten zu übergeben, und sie so einem Volke in die Hände zu liefern, das sie sich bloß um der Engländer willen zum Feinde gemacht hatten. Er sah mit Bekümmerniß wie die Indianer sich schwächten, indem sie sich in die Streitigkeiten der Weißen mischten, und sich ein Stamm zu dieser, der andere zu jener Partei, schlugen, da sie im Gegentheil, wenn sie zusammengehalten hätten, bald furchtbar geworden wären, und sich mehr Achtung verschafft hätten. Er entwarf daher den kühnen Plan, alle Indianer zu einer großen Konföderation zu vereinigen, und brachte eine Hauptversammlung der Anführer aller Stämme in Vorschlag, um diese Sache in Ueberlegung zu ziehen; viele Stämme aber trauten ihm nicht, sie besorgten, er wolle nur sich selbst eine große Macht verschaffen, und widersetzten sich der Ausführung des Plans aus allen Kräften. Brandt ist dadurch wieder den kriegerischsten Stämmen verdächtig geworden, und sie sehen ihn mit so neidischen Augen an, daß er sich nicht mit Sicherheit in das Oberland wagen kann.

Er hat die Geschäfte seiner Nation mit vielem Verstande verwaltet, und sehr weislich ihr überflüssiges Land für sie auf viele Jahre hinaus verpachtet, wodurch der Nation wahrscheinlich, so lange sie bestehen wird, eine jährliche Einnahme gesichert ist. Dagegen wenn die Mohawks, wie die andern Stämme, ihr Land an Einzelne verkauft hätten, die dafür erhaltenen Summen jedesmal bald verschwendet gewesen wären.

Sobald die öffentlichen Geschäfte es ihm erlauben, will Brandt sich wieder recht ernstlich dem Studium der griechischen Sprache, die er vorzüglich liebt, widmen, und noch mehr vom neuen Testament ins Mohawksche übersetzen; dieser nemliche Mensch aber hat kurz zuvor ehe wir nach Niagara kamen, seinen ein-

zigen Sohn mit eigener Hand ermordet. Der Sohn war, wie es heißt, ein dem Trunk ergebener Lauge-
nichts, der schon oft den Vorsatz geäußert hatte, sei-
nen Vater zu tödten. Eines Abends drang er mit
Gewalt in des Vaters Zimmer, und fing Streit mit ihm
an, wahrscheinlich um seine unnatürlichen Vorhungen
in Ausführung zu bringen. Brandt aber zog seinen
Degen und streckte ihn zu Boden. Er spricht freilich
nicht ohne Schmerz von dieser Begebenheit, aber doch
nicht mit der Empfindung, die jeder andere als ein In-
dianer dabei haben würde. Er tröstet sich darüber mit dem
Gedanken, er habe seiner Nation einen Dienst geleistet,
indem er sie von einem Schurken befreiet habe.

Er geht ganz nach indianischer Weise gekleidet,
trägt aber statt der Decke so ein kurzes Hemde, wie
ich oben beschrieben habe.

Sowohl die französischen römisch-katholischen
Missionäre, als auch andere von mehreren Kirchen,
haben sich viel Mühe gegeben, das Evangelium unter
den Indianern zu verbreiten; mehrere Stämme haben
sich auch taufen lassen, man kann aber doch nicht sa-
gen, daß die christliche Religion von wesentlichem
Einfluß auf sie gewesen wäre; sie beobachten die
äußern Ceremonien, haben einige Gebete auswendig
gelernt, lassen sich aber nach wie vor, von den
wüthendsten Leidenschaften beherrschen, und der wah-
re Geist des Christenthums hat ihre Gemüther nicht
ergriffen.

Am meisten haben noch die herrnhutischen Missio-
näre auf sie gewirkt, und in der That viele dahin
vermocht, der unstäten Lebensart und dem Kriege zu
entsagen und das Land zu bauen. Bei den Munsee,
einem kleinen Stamme, der sich an der Ostseite des St.
Clair See aufhält, ist es ihnen am meisten gelungen;
aber die Anzahl ihrer Bekehrten ist überhaupt nur sehr

ger
An
ser
Mi
lege
lung
zu
Mi
habe
Sch
wär

Offe
seyn
mäch
und
Woh
nicht
gewa
um
entse
doch
ten.
wenn
an ei
genie
ihre
haben
Scha
sich
gar
weiß
Er
schied
Nord

gering. Die Katholiken haben eigentlich die meisten Anhänger, weil die Ceremonien und das Gepränge dieser Religion, ihr einen eigenen Reiz geben, und weil ihre Missionäre den Neubekehrten eben nicht viel Zwang auflegen. Den Quäkern ist es am wenigsten bei ihnen gelungen. Die Ergebung die sie predigen, streitet gar zu sehr gegen die Denkungsart der Indianer, und ihre Missionäre sind bei einigen Stämmen, wo sie versucht haben ihre Lehre zu verbreiten, vorzüglich bei den Shawneesen, einem der kriegereichsten Stämme nordwärts von Ohio, in der größten Gefahr gewesen.

Auch die Indianer, welche noch nichts von der Offenbarung wissen, glauben fast allgemein an das Daseyn eines höchsten, wohlthätigen, weisen, über alles mächtigen Geistes, und auch an untergeordnete gute und böse Geister. Den Erstern, glauben sie, läge das Wohl der Menschheit am Herzen und man brauche ihnen nicht zu huldigen; den Bösen aber, von denen sie eine gewaltige Furcht haben, bezeigen sie ihre Verehrung, um sie abzuhalten, daß sie ihnen nicht schaden. Einige entfernte Stämme sollen Priester haben, es scheint aber doch nicht, als ob sie einen förmlichen Gottesdienst hätten. Jeder Einzelne betet und opfert dem bösen Geist, wenn die Furcht ihn dazu antreibt. Sie glauben allgemein an eine Zukunft, in der sie alle Freuden dieser Welt zu genießen hoffen, ohne Schmerzen zu leiden, oder mühsam ihre Nahrung herbeischaffen zu müssen. Einige Stämme haben indeß weniger Religion als andere, und die Shawneesen, ein kühnes kriegeriſches Volk, kümmern sich wenig um die bösen Geister, und haben daher fast gar keine Religion. Keiner von ihnen hat, so viel ich weiß, zum Christenthum bekehrt werden können.

Es ist höchst sonderbar, daß ungeachtet die verschiedenen indianischen Stämme auf dem festen Lande von Nordamerika, in ihrem Körperbau, ihren Sitten, Gebräu-

hen, Fähigkeiten und Religionsmeinungen so sehr mit einander übereinstimmen, daß über ihren gemeinschaftlichen Ursprung gar kein Zweifel übrig bleiben kann, dennoch ihre Sprachen so wesentlich von einander abweichen. Es giebt nicht zwei Stämme, welche die nämliche Sprache reden, und viele, die nicht eben weit von einander wohnen, können sich einander gar nicht verstehn. Man sagte mir, daß die Chippeway-Sprache die allgemeinste sey, und daß, wenn man diese recht inne hätte, man leicht alle andern erlernen könnte, welche zwischen dem Ohio und dem Oberen-See gesprochen werden. Einige Personen, welche die indianischen Sprachen studirt haben, behaupten, daß die Sprachen aller uns bekannten Stämme nur verschiedene Dialekte von drei Ursprachen wären, nämlich von den Sprachen der Huronen, Algonquins und Sioux, und wer besonders die beiden ersten wüßte, könne gar bald dahin kommen, sich jedem indianischen Stamm in Canada und den vereinigten Staaten verständlich zu machen. Alle Nationen die von den Sioux abstammen, sollen eine zischende Aussprache, die von den Huronen viel Kehlbuchstaben, die von den Algonquins aber viel mehr Sanftes und Liebliches haben, als die beiden andern. Ich kann nicht bestimmen, ob diese Unterschiede ganz richtig sind; mir ist bei allen Indianern die ich gesehn habe, und die diesem zu Folge theils von den Huronen, theils von den Algonquins abstammten, die Seltenheit der Lippenbuchstaben aufgefallen, und daß sie die Worte so tief aus der Kehle hervor holen. Sie stoßen ein wenig im Reden und artikuliren schwer, wie Jemand thun würde, dessen Brust eben durch einen heftigen Schlag erschüttert worden ist. Die Frauen hingegen sprechen mit der äußersten Leichtigkeit, und in ihrem Munde klingen ihre Sprachen so weich und zart, wie das Italienische; überhaupt haben sie ohne Ausnahme eine sehr angenehme wohlklingende Stimme, und das

gefälligste lieblichste Lächeln, das man sich denken kann. Ich habe oft Stunden lang unter ihnen geseßen bloß um sie mit einander sprechen zu hören, so ungemein sanft und anziehend ist der Ton ihrer Stimme; Männer und Frauen sprechen sehr überdacht und geordnet, und es fehlt ihnen nie an dem rechten Ausdruck für ihre Gedanken.

Die Nationalmusik der Indianer ist rau, unmelodisch und einförmig. Ihr berühmtes Kriesslied ist nichts, als ein elendes Recitativ. In der Entfernung macht ihr Gesang, der aus einigen wilden Tönen besteht, von ihren Pfeisen und Trommeln begleitet, keine ganz unangenehme Wirkung, aber auch nur in der Entfernung ist ihre Musik erträglich. Gesang und Tanz ist bei ihnen immer vereint.

In der ersten Nacht, die wir in Malden zubrachten, wurden wir um Mitternacht sehr angenehm durch ihre Musik, die sie auf Bois Blank machten, unterhalten. Wir waren neugierig ihre Tänze zu sehn, nahmen uns daher ein Boot und gingen über den Fluß nach dem Ort, wo sie versammelt waren. Drei älteste Männer, welche die vorzüglichsten Musici waren, saßen unter einem Baume, der eine schlug eine kleine Trommel, die aus einem Stück von einem hohlen Baume bestand, das mit einem Fell überzogen war, die beiden andern klapperten mit trocknen mit Erbsen gefüllten Kürbissen; sie hielten Takt mit der Trommel, und sangen die Melodie dazu, wonach getanzet ward. Die Tänzer waren ungefehr 20 Squaws, die sich in einen Birkel stellten, die Arme einer um des andern Nacken geschlungen, und so zusammengekettet sich mit kleiner engen Seitenschritten um ein Feuer bewegten. Männer und Frauen tanzten nie zusammen, wenn nicht etwa ein junger Mann eine schöne Squaw in die Männertänze einführt, was immer als eine Gunst angesehen wird. Diese Sonderbarkeit hängt mit den indianischen Sitten überhaupt zu-

sammeln. Die Frauen werden hier mit ganz andern Augen angesehen als in Europa; sie werden wie Sklaven behandelt, und müssen wie diese alle schweren Arbeiten verrichten. Ich sah, daß einem jungen angesehenen Mann, der sich das Vergnügen machte sich Hörnchen zu schießen, drei Frauen folgten, um seinen Pfeilen nachzulaufen; so habe ich oft gesehen, daß Indianer, wenn es galt nur einen Weg von wenigen Meilen zu machen, sich zu Pferde setzten, und recht behaglich fortschleuderten, indeß ihre Frauen ihnen mit schweren Lasten auf dem Rücken zu Fuß folgen mußten.

Als die Frauen getanzet hatten ward ein größeres Feuer angezündet, und 50 bis 60 Männer versammelten sich nun zum Tanz, der übrigens von dem der Frauen nicht viel verschieden war. Zuerst ging einer dicht hinter dem andern mit kleinen Schritten im Birkel ums Feuer; der beste Tänzer führte auf und gab den Schritt an, er war auch zugleich der beste Sänger. Als sie so einmal die Runde gemacht hatten, nahmen sie größere Schritte und stampften heftig mit den Füßen; zwischen jeder dritten oder vierten Runde sprangen sie mit beiden Füßen zugleich, lehrten sich dem Feuer zu, bückten sich und gingen mit Seitenschritten um dasselbe herum. Endlich nachdem sie wohl vier und zwanzigmal so die Runde gemacht hatten, stampften sie alle, besonders aber der Haupttänzer, mit unbeschreiblicher Wuth auf den Boden, stießen einen lauten Schrei aus und der Tanz war zu Ende. In zwei oder drei Minuten fing ein neuer dem vorigen sehr ähnlicher Tanz an, der sich auch eben so endigte; überhaupt ist in den Bewegungen bei den verschiedenen Tänzen wenig Abänderung; der Hauptunterschied besteht im Gesang, indem bei einigen alle Tänzer die ganze Melodie singen, bei andern nur die alten Männer unter dem Baume, da dann die übrige

gen nur mit Refrains einfallen. Sie winkten uns Theil an ihren Tänzen zu nehmen; wir thaten es, weil sie es gern zu sehen schienen, und blieben wohl bis drei Uhr Morgens bei ihnen. Der Anblick hat etwas sehr Furchterliches, so eine Anzahl Indlaner, im dicken Walde, in tiefer Nacht rund um ein Feuer tanzen zu sehen, und schrecklicher wird die ganze Scene durch das entseßliche Geschrei zu Ende jedes Tanzes.

Es vergeht kaum eine Nacht, wo nicht auf diese Weise auf der Insel getanzt würde. Sie sangen erst gegen Mitternacht an und tanzen bis der Tag anbricht. Den Tag über liegen sie in der Sonne und schlafen, oder rauchen Taback, wenn sie nemlich zu Hause sind. Ueberhaupt so unermüdet und ausdauernd thätig sie sind, wenn es darauf ankommt, so unbeschreiblich träge und untüchtig sind sie, wenn sie Frieden mit den Nachbarn und guten Vorrath zu Hause haben.

Diese oben beschriebenen Tänze sind die alltäglichen, bei festlichen Gelegenheiten haben sie andere und für den Zuschauer viel interessantere. Auch sollen schon die gewöhnlichen Tänze der Schawnesen und einiger andern Stämme weit unterhaltender seyn, als die, welche wir hler sahen. Es kamlirten einige Schawnesische Familien auf Bois Blanc als wir da waren, es waren ihrer aber zu wenig zum Tanz, und wir mußten das Vergnügen entbehren sie tanzen zu sehn.

Unter ihren großen Tänzen ist der Kriegstanz, den ich zwar auch nur aus Beschreibung kenne, wohl der merkwürdigste. Sie tanzen ihn wenn sie zu Felde ziehen und wenn sie zurückkommen, zuweilen aber auch bei andern feierlichen Gelegenheiten. Die Anführer und Krieger, welche Theil an dem Tanz nehmen, sind so bemalt und gekleidet, als sollten sie wirklich zu Felde ziehen und führen auch ihre Waffen bei sich. Wenn sie versammelt sind hocken sie sich rund um ein großes Feuer, in dessen

Nähe ein hoher Pfahl steht. Nachdem sie eine kurze Zeit so gefessen haben, steht einer der Hauptanführer auf, stellt sich in die Mitte des Kreises und erzählt in einer Art von Recitativ alle tapfern Thaten, die er je vollbracht hat, vorzüglich lange hält er sich bei der Erzählung der von ihm getödteten Feinde auf, und indem er die Art beschreibt, wie er sie skalpirt hat, schwingt er seine Waffen und macht solche Bewegungen, als wäre er eben mit dieser fürchterlichen Operation beschäftigt. Am Ende jeder merkwürdigen Erzählung schlägt er mit entseßlicher Hefigkeit mit seiner Keule an den Pfahl. Jeder Anführer und Krieger erzählt dann der Reihe nach seine Thaten. Die Erzählungen eines Kriegers dauern oft mehrere Stunden, und der ganze Tanz, dauert wohl einige Tage hindurch, während dessen Niemand schlafen darf; außerhalb des Kreises wird einer hingestellt, der Acht geben und jeden, der einschlafen will, sogleich wecken muß. Ein Bär, oder sonst ein großes Stück Wild, wird zu Anfang des Tanzes zum Rösten ans Feuer gelegt, und jeder Krieger kann nach Belieben ein Stück davon nehmen. Wenn nun jeder seine Thaten erzählt hat, stehn sie auf und beginnen einen wirklich schrecklichen Tanz; sie nehmen verschiedene Stellungen an, springen wie rasend umher, schwingen ihre Messer und andere Waffen, und machen ein fürchterliches Geheul. So endigt der Tanz.

Die indianische Flöte oder Pfeife ist von starkem Rohr gemacht, wie man es an den Ufern des Mississippi und in den südlichen Gegenden der vereinigten Staaten findet. Dies Instrument ist etwas über zwei Fuß lang und hat acht bis neun Löcher in gerader Linie. Man hält es wie das Hautbois oder Klarinet, und der Ton wird vermöge eines Mundstücks, fast wie das an unserer gewöhnlichen Pfeife, hervorgebracht. Die Töne des Instruments sind nichts weniger als unharmoni-

nisch, und es wäre allerdings einer angenehmen Modulation fähig; ich habe aber nie einen Indianer gesehen, der auch nur eins von ihren gewöhnlichen Liedern ordentlich hätte darauf blasen können, obschon viele von ihnen sich Stunden lang damit belustigen, auf der Asche ihrer Hüttenfeuer zu sitzen und einige wenige melancholische Töne ewig darauf zu wiederholen. Jeder Indianer, der nur einen Ton darauf hervorbringen und die Löcher zuhalten kann, hält sich für Meister darauf; und die Folge der Töne ist so regellos und ohne Bedeutung, wie sie ein Kind auf einer Dreierpfeife hervorbringt.

Ein so gastfreies, freundliches Volk die Indianer auch sind, so glaube ich dennoch nicht daß Jemand, der die Ruhe und Freude eines gesitteten Lebens kennt, Lust bekommen könnte, unter ihnen zu leben, wenn er ihre Art und Weise genauer kennen gelernt hat. Der Schmutz und die Armseligkeit ihrer Wohnungen, das Ekelhafte ihrer gewöhnlichen Speisen, und ihre allgemeine Unreinlichkeit würden schon allein hinreichend seyn, jeden davon abzuhalten. Ich kam mit dem festen Vorsatz nach Amerika es nicht eher wieder zu verlassen, bis ich eine ganze Zeitlang mit den Indianern im Innern des Landes gelebt hätte, um ihre Gebräuche und Sitten in ihrer ganzen Reinigkeit kennen zu lernen. Aber alles was ich in dieser Gegend von ihnen gesehen habe, hat mir zwar im Allgemeinen eine sehr vortheilhafte Meinung von ihnen beigebracht, mich aber dennoch bestimmt, meinen Vorsatz aufzugeben. Zufrieden mit dem was ich selbst gesehen und von andern gehört habe, werde ich mir keine weitere Mühe geben, genauer mit ihnen bekannt zu werden, wenn mich nicht etwa mein Weg nach den vereinigten Staaten von selbst wieder in ihre Nähe bringt.

Sechs und dreißigster Brief.

Abreise von Malden. — Sturm auf dem Erie-See. — Fußreise durch die Wälder. — Beschreibung der Gegend jenseits des Buffalo Creek. — Ankunft in den Niederlassungen am Genesee River. — Allgemeiner Charakter der ersten Kolonisten daselbst. — Fernere Fußreise nach Bath.

Bath, im November.

Gegen Ende Octobers erschien der Schooner mit dem wir nach Presqu'isle gehen wollten, vor Malden, mußten aber, da der Wind nicht günstig genug war, um den Fluß weiter hinunter zu fahren, drei Tage vor Anker liegen. Jetzt drehte sich der Wind, wir gingen an Bord, nachdem wir einen langen Abschied von unserm Freunde dem Kapitän E. genommen, der wirklich über alles gütig gegen uns war, und von uns gewiß doppelten Dank verdiente, da wir ihm ganz fremd waren, und nicht einmal Empfehlungsschreiben an ihn gehabt hatten.

Der Wind war am Morgen unserer Abreise zwar günstig aber sehr schwach, der Strom indeß so stark, daß wir bald in den See kamen. Nachmittags segelten wir die Inseln vorbei, die einen unendlich schönen Anblick gewährten. Die prächtigen Wälder, mit denen die Ufer bedeckt sind, stellten mit ihren herbstlichen Farben geschmückt, dem Auge eine reizendere Mannigfaltigkeit dar, als wenn sie noch mit ihrem lieblichsten vollsten Grün bekleidet gewesen wären, und die spiegelglatte Oberfläche des sie umgebenden Sees frahlte ihre reichen glänzenden Farben mit den dunkeln

Schatten der Felsen vermischt, zurück. Am andern Morgen hatten wir das Land aus dem Gesicht verloren, statt des klaren Himmels aber und des sanften Windes, den wir den vorigen Tag hatten, war die Luft dick und neblig und alle Anzeigen da, daß wir in wenigen Stunden mit einem von jenen gefährlichen Stürmen würden zu kämpfen haben, die auf dem Erie so häufig sind. Es dauerte nicht lange, so erhob sich ein starker Wind, die Wellen thürmten sich auf eine ungeheure Weise, und wir hatten bald die ganze verwirrte und unangenehme Scene, die ein Sturm jedesmal in einem kleinen Schiff, das voll von Passagieren ist, verursacht. Eine Menge alter französischer Damen, die ihre Enkel in Unter-Canada besuchen wollten, und zum erstenmale in ihrem Leben zu Wasser fuhren, hatten die Kajüte inne. Der Raum, der von einem Ende bis zum andern gedient, und nur durch ein ausgebreitetes Segeltuch, das an einer von den Segelstangen hing, getheilt war, war auf einer Seite voll Passagiere, unter denen viele Frauen und Kinder waren; auf der andern Seite waren wir und andere die Kajütenpreis bezahlt hatten, aber keinen bessern Platz bekommen konnten. Wir hatten nur ein Schiff von 70 Tonnen, und waren alle Mittag 26 Personen zu Tische, die Passagiere im Steuermannsraum und die alten Damen in der Kajüte nicht mitgerechnet. Sie können daraus abnehmen, wie eng wir uns behelfen mußten. Der größte Theil der Passagiere war seefrank, und bat den Kapitän um Gotteswillen umzukehren; er war aber taub gegen ihre Bitten, da er Befehl hatte, seine Reise so schnell als möglich zu beendigen, und bei der späten Jahreszeit besorgen mußte auf dem Rückweg einzufrieren. Wozu ihn ernstliche Bitten nicht bewegen konnten, dazu zwang ihn bald der Sturm. Man fand für nöthig Schutz zu suchen, um seiner steigenden Wuth zu entgehen, und

wir eilten so schnell als möglich zu den Inseln zurück, zwischen zwei von welchen wir in einer Bay Anker warfen. Diese Bay liegt zwischen den Bals-Islands, welche mit unter die größten in der Inselgruppe gehören, und heißt, weil Schiffe so oft ihre Zuflucht zu ihr nehmen müssen, But-in-Bay, woraus die Matrosen Puddingbay machen. Wir lagen hier sicher, vom Lande geschützt, als um 4 Uhr Morgens die Wache auf dem Verdeck Lärm machte, daß das Schiff vom Anker losgerissen wäre und schnell nach dem Ufer getrieben würde. Der Kapitän erschrock, er sah daß der Wind sich gedreht hatte, so daß die Inseln uns nicht länger schützen konnten, und gab Befehl das Ankertau abzuhauen und den Voegspriet aufzuspannen, um das Schiff zu wenden und so wo möglich vom Ufer wegzukommen. In der Eil und Verwirrung, worin das Schiffsvolk war, das aus dem tiefsten Schlaf geweckt wurde, ward das Schönsfahrsegel zugleich mit dem Voegspriet aufgespannt, das Schiff also zurückgetrieben, und hätten wir nicht sogleich noch einen Anker geworfen, so wären wir unvermeidlich ans Ufer getrieben worden.

Die Morgendämmerung zeigte uns die ganze Größe der Gefahr in der wir schwebten. Wir lagen ungefähr 300 Schritt vom felsigen, dem Winde gegenüber liegenden Ufer, nur an einem einzigen Anker haltend, der, wie der Kapitän fürchtete, bei zunehmendem Sturm auch nicht aushalten würde. Die Luft war feucht und neblig, und der Anblick des trüben Himmels ließ uns vermuthen, daß das Wetter noch stürmischer werden würde, als es bis jetzt gewesen. Die Hoffnung aber verließ uns nicht, und wir nahmen recht gutes Muthes, die über uns schwebende Gefahr nicht achtend, unser Frühstück ein, und spielten dann Karten; kaum aber hatten wir eine Stunde gespielt, als das fürchterliche Geschrei erscholl:

Alle Hände zur Arbeit, indem das Schiff wieder ans Ufer getrieben ward. Es war ein kalter Tag, und ich hatte mir nach Art der Indianer eine Decke umgeworfen und sie mit einem Gürtel um den Leib befestigt; da ich sie aber nicht wie diese handhaben konnte, wollte ich sie abwerfen ehe ich nach dem Verdeck ging, und so war ich der letzte Mann unten. Der kürzeste Weg nach dem Verdeck war durch die Lücken, und ich hatte eben meinen Fuß auf die Leiter gesetzt um hinauf zu steigen, als das Schiff sehr heftig an den Fels anstieß. Die heulenden, schreienden Frauen drängten sich jetzt um mich herum und baten mich um des Himmels willen sie nicht zu verlassen, indeß meine Gefährten mir von oben zuriefen, daß ich mich sputen möchte hinaufzukommen. So lange ich lebe wird mir das Gefühl dieses Augenblickes gegenwärtig seyn! Unten bei den Frauen konnte ich nichts nützen, ich rief mich also von den armen Geschöpfen los, die sich fest an mich anklammerten, und schlug mich durch nach dem Verdeck. Die Oeffnungen der Lücken wurden über den Unglücklichen zugemacht, deren durchdringendes Geschrei man trotz des entsetzlichen Lärmens des Schiffvolks und des fürchterlichen Tobens der Brandungen am nahen Felsen durchs ganze Schiff hörte. Zwei Minuten darauf stieß das Schiff zum zweitenmal und viel heftiger auf, und nach einer Viertelstunde, während welcher es dem Ufer allmählig näher getrieben wurde, stieß es fast mit jeder Welle auf.

Man war nun allgemein der Meinung daß man die Masten abhauen müsse, um das Schiff leichter zu machen, und schon wollte man zu Werke schreiten, als einer meiner Gefährten, der ein erfahrener Seemann war, sich diesem Vorschlag widersetzte. Er meinte nemlich, da die Pumpen noch alle in gutem Stande wären und das Schiff noch nicht mehr Wasser zöge als man wieder hinaus-schöpfen könne: so würden wir uns

durch das Abhauen der Masten des einzigen Mittels berauben, wodurch wir, wenn der Wind sich drehen sollte, von dem Felsen abkommen könnten, und er rieth, lieber die Raa und die Bramstange weghauen zu lassen. Die Masten blieben also und man folgte überall seinem Rath. Unglücklicher Weise aber drehte sich der Wind nicht, und ward immer heftiger und heftiger. Die Wellen wurden immer ungestümer, je mehr der Sturm zunahm, und brachen sich mit einer solchen Gewalt an den Bug des Schiffs, daß ich und noch sechs Personen, die wir uns aufs Vorderdeck postirt hatten, uns nur mit der größten Anstrengung festhalten konnten. Vier Stunden blieben wir in dieser Lage und erwarteten jeden Augenblick, daß das Schiff von der fürchterlichen Brandung zertrümmert werden würde. Oft thürmten sich die Wellen fast so hoch als der Untermast, und brachen sich mit einer solchen Heftigkeit über uns, daß uns von der Erschütterung beinahe der Athem verging. Wir beschlossen endlich wieder hinunter zu gehen, bis die Wellen uns auch von da vertreiben würden; denn wir waren fast erstarrt von Kälte, und hätten, wenn das Schiff geschwemmt wäre, uns nicht einmal durch Schwimmen retten können.

Einige von den Passagieren schrieben jetzt ihr Testament auf kleine Stückchen Papier, und wickelten es in Dinge ein, von denen sie glaubten, daß sie sich am längsten auf dem Wasser halten würden; andere steckten das was ihnen am liebsten war zu sich, und einer war sinnlos genug sich von oben bis unten mit Dollars zu bepacken, so, daß er im Wasser den Augenblick hätte untersinken müssen.

Als die Nacht einbrach, sah man überall nichts als verstörte Gesichter; es war nemlich nur allzu sehr zu befürchten, daß noch vor Anbruch des Morgens das Schiff in Stücken gehen würde, und deshalb

murreten Viele, daß man das Ankersau nicht schon früher abgeschnitten und so das Schiff, wenigstens weil es noch hell war, habe ans Ufer treiben lassen. Dieß wurde auch wirklich einige Stunden zuvor, ehe das Schiff auf die Klippen stieß, vorgeschlagen, von dem Kapitan aber gänzlich verworfen, der natürlich so lange noch ein Funken von Hoffnung zur Rettung blieb, keine Maafregel ergreifen wollte, wodurch das Schiff unfehlbar gleich verlohren gegangen wäre.

Bis 9 Uhr Abends wurde das Schiff jede Minute an den Felsen gestoßen, und wir waren in der quälendsten Ungewißheit über unser Schicksal; dann drehte sich der Wind etwas wenigens zu unserm Vortheil, so daß das Schiff nicht mehr aufstieß. Um Mitternacht legte sich der Sturm etwas, und um 3 Uhr Morgens war er so gelinde, daß man die Anker lichten und das Schiff aus aller Gefahr ins hohe Wasser bringen konnte.

Sie können denken wie groß die Freude war, als diese frohe Nachricht den Passagieren mitgetheilt wurde, und jeder nach der großen Ermüdung und Angst des vorigen Tages die Aussicht hatte sich mit Sicherheit zur Ruhe legen zu können.

Am Morgen trat die Sonne in ihrer ganzen Pracht hinter den entfernten Inseln hervor. Kein Wölkchen verdunkelte den schönen blauen Himmel, die Luft war rein und mild, und in den nahen Wäldern ließen die Vögel ihre frohen Lieder ertönen, als ob auch sie sich freuten, daß der Sturm vorüber sey. Kurz, hätten wir nicht an unserm Schiff und an allem was uns umgab zu deutliche Spuren vom Vergangenen gehabt, so hätten wir die eben überstandene Gefahr für einen bloßen Traum halten müssen.

Zuerst wurde nun das Steuer untersucht. Der Griff war in kleine Stücke zerbrochen, und die Schiffsleute die das Hinterteil des Schiffs untersuchten,

errichteten, das von den vier Ringen oder Haken, woran das Steuer hing, nur ein einziger ganz geblieben, und einer sehr krumm gebogen sey. Als das Schiff ausgeladen wurde, fand sich, daß der Boden ganz zersplittert war; man hatte alle Ursach zu vermuthen, daß der Kiel in nicht viel besserm Zustand seyn würde, und doch zog das Schiff zum allgemeinen Erstaunen nicht viel Wasser. Wäre es halb so gebrechlich gewesen als das königliche, mit dem wir den See hinauf führen, so wäre es wohl ohne Rettung verloren gewesen. Man berathschlagte was nun zu thun sey. Diese Reise fortzusetzen, daran war nicht zu denken. Die Frage war nur, wie man am schnellsten und besten nach Malden zurück kommen könne. Ein amerikanischer Offizier hatte den Einfall, aus einem großen eisernen Kiegel neue Haken zu schmieden; man machte eine Art von Ambos aus übereinander gelegten Beilen, und zündete ein großes Feuer an; dann übernahmen wir einer nach dem andern die Rolle des Schmidts, und brachten in drei Stunden einen tüchtigen Haken zu Stande: Andere machten einen neuen Griff für das Steuerruder, indeß noch andere nach dem Tau und Anker fischten das vorher abgeschnitten worden; und vor Abend war unser Schiff wieder in so gutem Stande, daß wir ohne alle Gefahr damit nach Malden segeln konnten; einige Passagiere äußerten sogar den Wunsch weiter zu gehen, der Kapitän meinte aber, daß das Weiter am andern Tage erst darüber entscheiden müsse.

Früh am andern Morgen als wir noch in guter Ruhe lagen, hörten wir oben auf dem Verdeck fremde Stimmen, und waren nicht wenig erstaunt bald in ihnen die Stimmen zweier jungen Freunde zu erkennen, die, so wie wir, eine Reise nach Nordamerika unternommen, und die wir von Philadelphia aus auf ihrer Reise nach den südlichen Staaten einige Meilen

weit

weit begleitet hatten. Sie waren von Philadelphia nach Virginien, dann nach Kentucky gegangen, und hatten den Weg vom Ohio nach Detroit mit unendlichen Schwierigkeiten zu Pferde gemacht. Sie hatten sich den Tag zuvor in einer kleinen Schaluppe, dem letzten Schiff was in diesem Jahre noch abging, nach Fort Erie eingeschifft, und waren in der Nacht widriger Winde halber in eben der Bai eingelaufen, wo wir einen Tag früher Schutz gesucht hatten. Der Befehlshaber der Schaluppe bot sich an, bei uns zu bleiben, und uns in allem beizustehen, wenn unser Kapitän mit ihnen den See hinunterfahren wollte. Dies Anerbieten wurde mit Dank angenommen.

Nach dem Frühstück gingen unsere jungen Freunde und wir in einem kleinen Boote nach jenem Theil der Insel, wo wir in so großer Gefahr gewesen waren. Wir fanden hier Ruder, Stangen, und allerhand Dinge, die über Bord geschwemmt waren, in tausend kleine Stücke zerbrochen, und es ist wohl außer allem Zweifel, daß, wenn unser Schiff hier gescheitert wäre, wenigstens zwei Dritttheil von uns in den ungeheuren Brandungen zwischen den Klippen hätten umkommen müssen. Wir streiften den Tag über in den Wäldern herum, und erzählten einander unsere Begebenheiten; gegen Abend gingen wir nach unsern Schiffen, und um Mitternacht schliefen wir in See.

Alle Hoffnung an Presqu'isle zu landen war nun verschwunden; der Kapitän wollte es mit seinem beschädigten Schiffe nicht wagen, die Schaluppe aus den Augen zu verlieren, und wir mußten uns gefallen lassen nach Fort Erie zurückzugehn, wo wir nach einer viertägigen sehr unangenehmen und oft beunruhigenden Reise endlich glücklich landeten.

Unsere Freunde gingen gleich nach Newark, von wo sie, wenn es die Jahreszeit noch zuließ, nach Kingston segeln, und von da nach Unter-Canada gehn
West's Reisen.

wollten. Wir aber wollten auf einem andern Wege
 zurückgehen, als den wir gekommen waren, und lie-
 ßen uns nach dem Buffalo-Creek übersetzen, in der
 Hoffnung, dort in dem indianischen Dorfe Pferde zu
 bekommen, um durch die Genesee-Gegend zu ge-
 hen; zu unserm Verdruss aber fanden wir, daß al-
 le Indianer, welche Pferde besaßen, schon ihre Jagd-
 reisen angetreten hatten. Unser Dolmetscher sagte
 uns nun, wenn wir uns dazu bequemen wollten durch
 die Wälder bis nach den Niederlassungen der Weißen,
 von denen die nächste etwa 90 Meilen entfernt wäre,
 zu Fuß zu reisen, sich gewiß hier einige Indianer da-
 zu verstehen würden, unsere Bagage bis dorthin zu
 tragen, und wären wir in den hintern Niederlassun-
 gen, so würden wir ohne Schwierigkeit Pferde bekom-
 men. Wir gingen den Vorschlag ein, und er wählte
 fünf Indianer, die uns führen sollten, von denen ei-
 ner ein Kriegsanführer war, auf den wir, wie er
 sagte, das unbegrenzteste Vertrauen setzen könnten, da
 er ein Mann von vorzüglich gutem Charakter wäre.
 Es wurde ausgemacht, daß jeder Indianer 5 Dollars
 nebst Kost und Brannntwein erhalten sollte; und der
 Dolmetscher, der ein Weißer war, rieth uns, ihnen
 von dem letzteren nie zu viel, sondern so oft wir selbst
 tranken, ein wenig zu geben, auch mit ihnen zu essen,
 und sie ganz als unseres Gleichen zu behandeln; ein
 Rath, den wir, nach allem was wir von den India-
 nern wußten, sehr gut fanden. Nachdem alles in
 Richtigkeit gebracht war, lehrten wir nach Fort Erie
 zurück, befreiten uns von aller überflüssigen Bagage,
 vermehrten den Vorrath, den der Kapitän E. . . als
 wir sein gastfreies Dach verließen, uns gegeben hatte,
 und gingen den Abend wieder nach dem Dorfe am Buf-
 falo Creek, wo wir die Nacht bleiben wollten, um den
 andern Morgen recht früh aufbrechen zu können.

Die Indianer waren bei Tagesanbruch da, sie vertheilten die Bagage unter sich, befestigten sie in ihren Rahmen; und da sie ganz reisefertig waren, trat der Anführer hervor, und bat uns durch den Dolmetscher, daß wir ihnen doch, ehe sie den Weg anträten, etwas von dem köstlichen Wasser geben möchten; welches wir bei uns hätten, um sich die Augen damit zu waschen und den Nebel des Schlafs zu vertreiben, der sie noch verdunkelte, damit sie uns mit Sicherheit den schwierigen Pfad durch die Wälder führen könnten; den wir jetzt gehen mußten. In so figürlichen Ausdrücken fordern die Indianer immer Brannntwein. Wir gaben jedem, auch ihren Squaws und Kindern, die sie mitgebracht hatten, um Theil an unserer Güte zu nehmen; ein Glas voll, und gingen dann auf einem schmalen Fußsteig, den man des vielen weissen Laubes wegen, womit der Boden bedeckt war, kaum unterscheiden konnte, in den Wald hinein. Nachdem wir einige Meilen gemacht hatten, hielten wir an einem kleinen klaren Bächlein an und frühstückten; an einem andern aßen wir Mittagbrödt, und an einem dritten lagerten wir uns die Nacht. Die Indianer wollten uns nach ihrer Weise ein Nachtlager bereiten; als wir aber unser Zelt hervor suchten, wußten sie auch damit Bescheid; sie schnitten Pfäle und Pfähle mit ihren Tomahawks, und da wir alle Hand anlegten, war das Zelt in 5 Minuten aufgeschlagen. Einer unserer Begleiter bat um einen Sack, lief damit ins Dickicht, und kam bald mit einer Menge der schönsten Gran-berries *), die ich je gesehen habe, zurück; und ein anderer brachte aus eigenem Antriebe einen Haufen durrer Blätter ins Zelt; über die wir unsere Büffelhäute ausbreiteten, und das war für uns Arme; die wir einen ganzen Monat auf harten Brettern gelegen hatten, ein köstliches Lager. Es ist int

E e 2

*) Eine Art großer Heidelbeeren *Vaccinium macrocarpon*.

Oberlande so allgemeine Sitte, daß jeder Reisende sein Bett bei sich führt, daß wir selbst im Hause unseres Freundes E. . . Nachts keine andere Schlafstätte hatten als den Boden eines geräumigen Zimmers, wo wir unsere Häute ausbreiteten. Die Indianer lagerten sich am Feuer, und schliefen auf der bloßen Erde ohne alle Bedeckung. Mit Tages Anbruch brachen wir auf, und hielten den Tag über wieder an schönen klaren Wässerchen unsere Mahlzeiten.

Vom Buffalo-Creek bis zu dem Orte, wo wir die erste Nacht kampirten, 25 Meilen ohngefähr, ist der Boden flach und der Wald so dicht, daß man nach keiner Seite volle 100 Schritt vor sich sehen kann; unsere erste Tagreise ward daher bald langweilig, reichlichen Ersatz aber gab uns der zweite Tag, denn nichts gleicht der Schönheit der Ansichten, die wir den gangenen Weg über hatten. Wir kamen hie und da an große offene Ebenen, von denen manche wohl 20 bis 25 Meilen im Umkreis hielt. Die Bäume am Rande, die ungehindert ihre Zweige ausbreiten konnten, hatten ganz den reichen üppigen Wuchs und das malerische Ansehen der unsrigen. Hier springt der Wald in das offene Land vor, dort zieht sich d'ies in den Wald hinein, so daß man Buchten und Vorgebirge zu sehen glaubt, und einzelne Baumgruppen, die hie und da zerstreut standen, glichen schönen Inseln. Wer das unendlich mannigfaltige Farbenspiel der amerikanischen Wälder in dieser Jahreszeit nicht selbst gesehen, kann sich in der That keinen Begriff davon machen, und wenn ein Maler seine Landschaft auf diese Art koloriren wollte, würde man es in Europa für unnatürlich halten.

Diese Ebenen sind mit langem starken Grase bedeckt, das hoffentlich einst großen Heerden zur Nahrung dienen wird; jetzt steht es ganz ungenützt da.

Durch das ganze nordwestliche Gebiet der vereinigten Staaten, und selbst oberhalb der Quellen des Mississippi findet man solche Ebenen; und je weiter nach Westen desto größer sind sie. In diesen westlichen giebt es ganze Heerden von Büffeln, Elennthieren und andern wilden, grasfressenden Thieren; ehemals fand man sie auch im Gebiet von Neu-York auf diesen Ebenen, sie sind aber schon seit langer Zeit aus dieser Gegend verschwunden, wahrscheinlich, weil sie von Indianern und Weißen zu sehr verfolgt worden sind.

Man ist über die Ursache, warum auf so großen Strecken Landes, in einer so walddreichen Gegend keine Bäume gefunden werden, sehr verschiedener Meinung. Einige schreiben es der schlechten Beschaffenheit des Bodens zu; andere behaupten, daß diese Ebenen ehemals eben so wie der andere Boden mit Holz bedeckt gewesen wären, welches nur entweder verbrannt, oder von Büffeln, Bibern und andern Thieren zerstört worden wäre.

Es ist bekannt, daß die Büffel die Rinde der Bäume abnagen, und daß sie nicht nur die jungen Bäumchen, die aus dem Saamen aufschießen, sondern auch die Sproßlinge, die aus den Wurzeln alter Bäume ausschlagen, sehr gern fressen. Auf diese Art können freilich auf großen Strecken alle Bäume absterben, und da abgestorbenes Holz in Amerika im Freien sehr bald fault, so kann es geschehen, daß in wenigen Jahren keine Spur eines solchen Waldes übrig ist. Ich für mein Theil pflichte aber doch der Meinung bei, daß der Mangel an Bäumen auf diesen Ebenen der Unfruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben sey, der zwar oben durchaus aus einer lockeren schwarzen Erde besteht, gräbt man aber einige Zoll tief, so kommt man auf einen kalten festen Lehm. Auf Long Island in Neu-York sind auch solche Ebenen wie im Hinterlande, und die holländischen Bauern, die verschiedene Ver-

suche mit dem Boden angestellt haben, behaupten, daß er weder Weizen oder sonst eine Kornart, noch irgend etwas Brauchbares tragen könne, als grobes langes Gras. Ich bin gewiß, daß es der nemliche Fall mit dem Boden in den westlichen Ebenen ist.

Nachdem wir mehrere solcher Ebenen von verschiedener Größe durchschnitten hatten, kamen wir wieder in dichten Wald, nur daß kleine Hügel hier der Gegend mehr Mannigfaltigkeit gaben. Als wir gegen das Ende unserer zweiten Tagereise im dicksten Walde auf den Gipfel eines solchen Hügelns kamen, winkte uns unser indianischer Anführer, China-Brustplatte, (ein Name, den er im amerikanischen Kriege deshalb bekommen, weil er eine Platte von Chinarinde als Sierrath auf der Brust trug) ihm etwas linker Hand vom Fußsteige ab zu folgen, und als wir einige Schritte gemacht hatten, befanden wir uns plötzlich am Rande einer großen tiefen Grube, die wie ein erschöpfter Steinbruch aussah, der schon seit vielen Jahren nicht bearbeitet worden. Die Grundfläche enthielt ungefähr zwei Morgen, und hatte eine kirkelförmige Gestalt, die Seitenwände waren sehr steil, und überall wenigstens 40 Fuß hoch, an manchen Stellen aber viel höher; ziemlich in der Mitte der Grundfläche war ein großes stehendes Wasser, an dessen Rand so wie rund um die Grundfläche herum mehrere hohe Fichten standen. Die Wände der Grube bestanden aus einer weißlichen Substanz, die fast wie halb gebrannter Kalkstein aussah, und oben am Rande lagen große Haufen einer lockern Materie wie Kalkschutt. China-Brustplatte stand am Rande der Grube, und erzählte uns eine lange Geschichte, und sprach, indem er weit in die Ferne zeigte, sehr oft das Wort Niagara aus. Ob nun diese Erzählung die Grube selbst, oder den Niagara-fall, dessen Nebel man zu Zeiten wohl von der erhöhten Stelle wo er stand, mag

sehen können, oder beides betraf, konnten wir nicht erfahren, da wir mit seiner Sprache eben so unbekannt waren als er mit der unsrigen, und obschon wir ihm durch Zeichen zu verstehn gaben, daß wir kein Wort von allem was er sagte verstünden, so ließ er sich doch nicht stören, sondern sprach wohl eine Viertelstunde ununterbrochen fort. Die Indianer hörten ihm mit vieler Aufmerksamkeit zu, und seine Erzählung schien ihnen äußerst interessant zu seyn. Ich hätte schon eher bemerken sollen, daß die Indianer sowohl als die weißen Amerikaner das Wort Niagara ganz anders aussprechen als wir. Die ersten legen den Ton auf die zweite Silbe, und sprechen das ganze Wort sehr voll und breit aus, etwa so: Ni-ah-gard. Die Amerikaner legen zwar auch den Accent auf die zweite Silbe, ziehn sie aber nicht lang, und sprechen übrigens das i wie ei und das a dumpf aus wie wir.

Am zweiten Abend schlugen wir unser Lager auf einer kleinen Anhöhe auf, von wo wir eine sehr romantische Aussicht auf einen nicht ganz kleinen Fluß hatten, der sich um den Fuß des Hügels wand, und so weit unser Auge reichte, kleine Wasserfälle bildete, indem er über größere und kleinere Felsenstücke rollte. Als wir unser Zelt wie gewöhnlich aufgeschlagen hatten, zündeten unsere Indianer ein großes Feuer an, und bereiteten einige Eichhörnchen zu, welche wir am Rande der Ebenen getödtet hatten. Die Indianer hatten sie auf dem Gipfel einer großen hohlen Eiche bemerkt, den Baum sogleich mit ihren Tomahawks gefällt, und diejenigen von den kleinen Thieren, die ihren Hunden entkamen, wurden von unsern Büchsen getrosfen. Die indianischen Hunde sind langgestreckt, kurzbeinig, haben große aufrecht stehende Ohren und lange krause Schwänze, und unterscheiden sich von unsern gemeinen Schäferhunden vornemlich dadurch, daß sie sehr selten bellen. Sie sind sehr klug, und verstehn

selbst ein Paar leise gesprochene Worte ihres Herrn, ohne daß er ein Zeichen mit der Hand oder dem Kopf zu machen braucht.

Während die Eichhörchen zubereitet wurden lief ein Indianer in den Wald, und brachte einige kleine Zweige, die einem Baum von der Weidengattung anzugehören schienen, schabte die Rinde sorgfältig ab, trocknete diese auf einem Rost, den er aus denselben Zweigen verfertigte, über dem Feuer, zerrieb sie dann mit den Händen, und räuchte sie statt Taback. Ueberhaupt rauchen die Indianer außer dem Taback die getrocknete Rinde mehrerer Bäume und vielerlei Arten von Blättern und Kräutern, unter denen die angenehmsten die Blätter des Sumachbaums (*rhus toxicodendron*) sind. Dies ist ein schönes Strauchwerk, dessen Blätter denen der Esche gleichen. Zu Ende des Herbstes bekommen sie eine hellrothe Farbe, dann werden sie zum Gebrauch abgepflückt und an der Sonne getrocknet. Diese Blätter werden am häufigsten mit Taback vermischt, von den weißen Einwohnern geraucht. Unvermischt sollen sie der Lunge schädlich seyn. Sie geben, so lange sie brennen, einen sehr angenehmen Geruch. Die Blüthe des Baums ist ein Büschel dunkelrother Blümchen, die, wenn man sie einige Minuten in eine volle Punsch hält, demselben eine sehr angenehme Säure geben. In den südlichen Staaten bedient man sich ihrer zu diesem Behufe gewöhnlich; es ist aber eine gefährliche Sache damit, da die Säure zwar sehr angenehm für den Gaumen, aber doch von giftiger Beschaffenheit ist, und, wenn man ein wenig zu viel davon nimmt, die heftigsten Schmerzen in den Eingeweiden verursacht.

Es fror die Nacht ziemlich stark und mit Tages Anbruch fingen wir unsere Reise damit an, daß wir durch den oben erwähnten Fluß wateten, was eben keine angenehme Sache war, da uns das Wasser bis zum Gürtel reichte; diesen und den folgenden Tag mußten

wir auf eben die Weise durch mehr ansehnliche Flüsse waten.

Einige wenige Eichhörnchen waren die einzigen lebenden Wesen, die wir an diesem Tage in den Wäldern sahen; es herrschte die größtmöglichste Stille um uns her, nichts war zu hören als der Baumbacker, der mit seinem Schnabel an den hohlen Bäumen pickte. Ueberhaupt halten sich die Vögel mehr in bewohnten Gegenden auf, nur selten trifft man deren im tiefen Walde.

Den dritten Abend kampirten wir wie gewöhnlich. Als wir an unserm Ruheplatz ankamen, warfen die Indianer die Kleider von sich, und wälzten sich wie Pferde im Grase, um sich zu erfrischen, denn der Tag war trotz des vorhergegangenen Nachtfrostes sehr heiß. Es ließ hier ein Trupp Seneca-Indianer zu uns, die nach einem Dorfe am Genesee-River gingen. Frühmorgens brachen wir mit einander auf. Wir kamen wieder an offene Ebenen, die aber nicht so groß als die vorigen waren, und am Rande derselben sahen wir endlich die erste Hütte von Baumrinde, und vermutheten mit Recht, daß sie bewohnt sey. Wir gingen darauf zu, und waren nicht wenig erstaunt zwei Männer darin zu finden, denen man gleich ansehen konnte, daß sie keine Amerikaner wären. Aus der Unterredung ergab sich, daß es zwei Engländer waren, die sich in London als Kammerdiener eine Summe Geld zusammengespart hatten, und damit nach Neu-York gegangen wären, wo sie große Herrn zu werden hofften; sie fanden aber bald, daß es in dieser Stadt zu theuer für sie wäre, und beschloßen sich im Hinterlande niederzulassen. Land zu bekommen hatte keine Schwierigkeit: sie geriethen aber leider an einen Wucherer, dem einige von diesen Ebenen gehörten, und der ihnen den Vortheil, bereits gelichtetes Land zu kaufen, mit so anziehenden Farben malte, daß

sie ihm sogleich ein großes Stück für eine runde Summe abkauften. Aus den nächsten Niederlassungen, die übrigens zehn Meilen entfernt sind, nahmen sie zwei Leute mit, die ihnen die kleine Hütte erbauen halfen, und sie mit dem Versprechen verließen, sehr bald zurück zu kommen und ein Blockhaus für sie zu bauen. Sie hielten aber nicht Wort, und diese Unglücklichen, die nicht verstanden, die Art zu führen oder das geringste mit eigenen Händen zu verrichten, saßen nun betrübt in ihrer Hütte und zehrten von einem kleinen Vorrath, den sie mitgenommen hatten, und mit dem es bereits gar sehr auf die Neige ging. Die Leute in den Niederlassungen, mit denen wir davon sprachen, lachten sie wegen ihres Unverständes gewaltig aus; und wirklich gaben sie einen sprechenden Beweis, wie thöricht es ist sich in Amerika niederlassen zu wollen, ohne vorher mit diesem Lande bekannt zu seyn, und alle ländliche Arbeiten selbst verrichten zu können.

Bald nachdem wir die Hütte verlassen hatten, bemerkten wir mit Schrecken an einem unserer Indianer deutliche Zeichen der Trunkenheit. Wir untersuchten unser Brannntweinfäß und fanden es ganz ausgeleert. Die ganze Reise hindurch hatten wir ein wachsamtes Auge darauf gehabt; da wir aber nun beinahe am Ende und überdem mit der Aufführung der Indianer sehr zufrieden waren, hatten wir nicht so genau darauf geachtet; indeß hatten wir es kaum fünf Minuten aus den Augen gelassen, und doch war es in dieser Zeit aufgebrochen und bis auf den letzten Tropfen geleert worden. Der betrunkene Indianer war voraus gegangen, er taumelte von einer Seite zur andern, stand dann still, zog sein Skalpiermesser, was sie immer an der Seite tragen, und schwang es mit drohenden Geberden. Man muß bei solchen Gelegenheiten nur Muth und Entschlossenheit zeigen, denn das

geringste Zeichen von Furcht macht einen betrunkenen Indianer nur noch wilder und wüthender; ich ging also auf den Menschen zu, faßte ihn bei der Schulter, stieß ihn vorwärts und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß, wenn er sich nicht ordentlich auführte, ich ihn vor den Kopf schießen würde. Meine Gefährten untersuchten den Zustand der andern Indianer, und zum Glück hatte der Brannntwein auf diese nicht so stark gewirkt; doch fing einer an widerspenstig zu werden, warf sein Bündel ab und wollte nicht weiter gehen. Ein Paar Worte des Anführers aber brachten ihn wieder zur Ordnung. Als sie den betrunkenen Indianer sahen, riefen sie alle: „Kein guter Indianer! kein guter Indianer!“ und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß er allein allen Brannntwein getrunken habe; ein anderer aber, der das Faß trug, und auch wohl alle übrigen hatten mehr oder weniger Theil an dem Raube genommen. Am meisten mochte aber freilich der eine getrunken haben, der auch bald sprachlos unter seiner Last niedersiel. Die andern nahmen sie ihm ab, vertheilten sie unter sich, und schleppten ihn abseits in den Busch, wo sie ihn seinem Schicksal überließen.

Gegen Mittag erreichten wir den Genesee-Strom, an dessen entgegengesetztem Ufer das Dorf lag, wo wir Pferde zu bekommen hofften. Wir gingen in Kanots über den Fluß, und quartierten uns vorsehllich in einem Hanse am äußersten Ende des Dorfes ein, wo nicht Platz genug war um die Indianer auch aufzunehmen, indem wir wohl wußten, daß sie für das Geld, welches sie von uns bekamen, Brannntwein kaufen, und dann sehr unangenehme Gesellschafter seyn würden. Wir entließen sie hier und zahlten ihnen ihren versprochenen Lohn. Sie nahmen sehr herzlich Abschied von uns, nicht wie gemiethete Lastträger von ihren Herren, sondern wie Freunde, die uns beige-

standen hatten und sich ungern von uns trennten. Gegen Abend hörten wir schon, daß sie alle tüchtig betrunken waren, sich einander prügeln und mit ihren Messern schrecklich zurichteten. Sonderbar ist es, daß sie die Beleidigungen und den Schaden, den ein wirklich Betrunkener ihnen zufügt, nie rächen, sondern alles Unheil dem Branndtwein zuschreiben und gegen ihn sich in Flüchen ergießen.

Das Dorf wo wir anhielten, bestand aus acht bis neun zerstreuten Häusern; im besten wohnten wir, es gehörte einer Familie aus Neu-England, welche vor ohngefähr sechs Jahren sich an diesem Ort niedergelassen hatte, der damals noch ganz mit Waldung bedeckt und 150 Meilen von der nächsten bewohnten Gegend entfernt war; jetzt sind mehrere Niederlassungen in der Gegend. Das Haus ist bequem und gut gebaut, die Leute höflich und anständig, und von gutem Ruf. Dies ist bei den ersten, die sich irgendwo an der Grenze niederlassen, etwas sehr seltnes; gewöhnlich sind es mürrische rohe Menschen, der Auswurf der Gesellschaft, die sich in den Wäldern vergraben, als wollten sie ihren Mitmenschen entfliehen; da bauen sie sich dann schlechte Wohnungen, machen gerade so viel Land urbar, als sie und ihre Familie brauchen, und verschaffen sich den größten Theil ihrer Nahrung mit der Flinte. Diesen kauft nach einiger Zeit gewöhnlich eine andere schon etwas weniger rohe Klasse von Kolonisten aus, welche mehr Land urbar machen, und schon mehr vom Ackerbau als von der Jagd leben; die dritten Besitzer bauen dann bessere Häuser, und betreiben auch den Ackerbau besser. Sobald auf diese Art jene ersten Kolonisten ihre elenden Wohnungen mit Vortheil verkauft haben, ziehn sie sich noch tiefer in den Wald, um sich wiederum einen eben so wilden unfreundlichen Aufenthalt zu suchen, als sie selbst sind, und diese zügellosen Menschen sind eben, die in das Gebiet der Indianer eindringen, und an allen Feindseligkeiten zwischen

diesen und den Weißen Schuld sind. Ich fand, daß in diesem Theile des Landes die Leute ihren Wohnort sehr oft verändern, und kaum habe ich einen Menschen hier angetroffen, der nicht sieben bis achtmal in diesem Falle gewesen wäre.

Wir fanden in diesem Dorfe am Genesee-Ström nur sehr elende Pferde, und da uns die Fußreise durch die Wälder schon Geschmack am Gehen beigebracht hatte, beschloßen wir auf eben die Art weiter zu reisen, und nur für unsere Bagage Pferde zu miethen. Wir mietheten deren zwei, und einen Jungen, um sie zu führen, und brachen, am zweiten Morgen nach unserer Ankunft in diesem Dorfe, nach Bath auf.

Die Gegend zwischen beiden Orten ist eine beständige Abwechselung von Thälern und Hügeln, und von den Gipfeln der Letztern hat man große malerische Ansichten des Genesee-Flusses und der anliegenden Ebenen. Vorzüglich schön ist die Aussicht in dem schönen großen Hause des Major Wadsworth, das auf einem dieser Hügel gebaut ist. Man sieht den Fluß, dessen Ufer mit dem schönsten Gehölz bewachsen sind, auf mehrere Meilen weit sich durch eine schöne fruchtbare Ebene schlängeln; jenseits derselben zu beiden Seiten des Flusses erheben sich blaue sehr malerische übereinander gethürmte Hügel; dies alles zusammen genommen macht eine gar schöne Landschaft. In der Nähe des Hauses selbst aber hat man sich alle Mühe gegeben die Schönheit der Ansichten zu vermindern. Die Bäume umher sind gefällt, und statt eines schönen Rasenplatzes, wozu der Boden vorzüglich gut geartet zu seyn scheint, liegt gerade vor dem Hause ein Weizenfeld, und am Fuße des Hügel, ohngefähr 600 Fuß weit vom Hause, hat der Major angefangen eine Stadt zu bauen, die ihm, wenn sie fertig seyn wird, alle Aussicht benehmen muß. Das ist so recht im amerikanischen Sinn, wo Naturschönheiten nichts

gelten, und man nur den Fleck bewundert, der dem Eigenthümer am meisten einbringt.

Die Ebenen am Genesee haben den besten Boden, den ich in Nordamerika östlich vom Ohio gefunden habe. Weizen wächst nicht darauf, wie Ich ihnen schon gesagt habe, der Boden ist aber auch durch die häufigen Ernten von Mais und Haas; die Jahr vor Jahr darauf gewonnen werden, gar nicht erschöpft. Man schreibt diese große Fruchtbarkeit den jährlichen regelmäßigen Ueberschwemmungen des Genesee zu; dessen Wasser bei seinem Abfluß eine große Menge Schlamm zurückläßt. Dieser Fluß hat seinen Namen von einem hohen Hügel im Indianer Gebiet, den die Indianer Genesee nennen, was in ihrer Sprache so viel bedeutet, als: eine große weite Aussicht. Er ergießt sich in den Ontario; ist etwas über 100 Meilen lang, aber beim gewöhnlichen Wasserstande nur die letzten 40 Meilen schiffbar; doch kann man auch dann nicht ununterbrochen bis in den See hinunterfahren; weil der Fluß 10 Meilen oberhalb seiner Mündung drei ansehnliche Wasserfälle bildet, von denen der größte 90 Fuß senkrechte Höhe haben soll. Die Hügel in der Gegend des Flusses sind alle steinig und unfruchtbar, die Thäler hingegen durchaus sehr fruchtbar und mit den schönsten großen Bäumen bewachsen.

Ungeachtet das Land hügelig, und weder der Sommer so heiß noch der Winter so streng ist, als nach dem Meere zu, indem der Schnee selten länger als sechs bis sieben Wochen liegen bleibt; so ist doch die ganze Gegend hier sehr ungesund, und kaum bleibt Eine Familie von den bössartigen Fiebern verschont, die im Herbst wüthen. Die Einwohner sagten mir, daß die Fieber überhaupt, besonders aber die Bösartigkeit derselben in den letzten Jahren sehr abgenommen hätten; und dies schreiben sie dem Lichte der Wälder zu. Es ist bekannt, daß viele Gegenden, welche sehr gesund

war
auch
bew
aus
leite
stieg
fest
zuge
hier
hält
zahl
rika
als

mehr
niedl
nung
als
hatte
groß
Stell
die
hinda
Häut
eindr
und

Wild
dageg
von
daß
hätten
zu de
und
unser

waren, ehe die Wälder gelichtet worden, und die es auch wieder wurden, nachdem sie ganz gelichtet und bewohnt worden sind, anfänglich als zuerst der Wald ausgehauen wurde, sehr ungesund waren; und dies leitet man von den Dünsten her, die aus dem Boden aufstiegen, als er zuerst den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt wurde, die sich aber, aus Mangel eines freien Luftzuges, nicht gehörig zerstreuen konnten. Soviel indeß hier auch für die Gesundheit zu besorgen seyn mag, so hält dieß doch die Menschen nicht ab, sich in großer Anzahl hier niederzulassen, und wenig Theile von Nordamerika können sich einer so schnellen Aufnahme rühmen, als die Gegend am Genesee seit den letzten vier Jahren.

Auf unserm Wege nach Bath kamen wir durch mehrere neu angelegte kleine Städte, die aus recht niedlichen und bequemen Häusern bestanden. Die Wohnungen der Landleute aber waren größtentheils so elend als möglich; diejenige, wo wir die Nacht zubrachten, hatte weder Fenster noch Schornstein, sondern ein großes Loch an einer Seite eines Daches vertrat die Stelle von beiden — wenn man die Thür ausnimmt, die in einem solchen Zustand war, daß Luft und Licht hindurchdringen konnte. Wir hatten uns auf unsere Häute am Feuer gelagert, und wurden von dem hindringenden Schnee, der gerade sehr stark fiel, über und über bedeckt.

In einigen Häusern bekamen wir unterwegs viel Wildpret, gute Butter, Milch und Brod, in andern dagegen war gar nichts zu haben. In einem Dorfe von drei oder vier Häusern versicherten uns die Leute, daß sie kaum Milch und Brod genug für sich selbst hätten; wirklich bewies auch die kargliche Mahlzeit, zu der sie sich hinsetzten, ihre Aussage zur Genüge, und wir mußten neun Meilen weiter gehen, ehe wir unsern Hunger stillen konnten.

Der tiefe Schnee verzögerte am andern Morgen unsere Reise durch den Wald, aber vor Abend noch war er ganz verschwunden, und wir erreichten am dritten Tage, nachdem wir das Ufer des Genesee verlassen hatten, den Ort unserer Bestimmung.

Sieben und dreißigster Brief.

Bath. — Spekulanten. — Reise zu Wasser. — Beschreibung des östlichen Arms des Susquehannah. — Nachrichten von der herrenhutsischen Niederlassung zu Bethlehem. — Rückkehr nach Philadelphia.

Philadelphia, im November.

Bath ist eine Stadt mit einem Militär-Posten und der vorzüglichste Ort im westlichen Gebiet von New-York. Dieser Ort ist erst seit drei Jahren angelegt, nimmt aber sehr schnell auf. Es giebt dort mehrere wohlversehene Magazine und Waarenlager, und ein Wirthshaus so gut als eins in ganz Amerika. Die Stadt ist von einem Manne, der ehemals Kapitän in englischen Diensten war, gegründet, demselben, der auch Williamsburgh und Falkners-Town angelegt hat, und dem nebst noch einigen Andern diese ganze Gegend, die unter dem Namen der Geneseegegend oder des Seen-Distrikts (von den vielen kleinen Seen, die darin liegen) bekannt ist, ihre Kultur verdankt.

Dieser Mann hatte nicht weniger als 6 Millionen Morgen Landes in Kommission, die größtentheils einem Manne in England gehörten. Bei Veräußerung

der=

derselben ging er so zu Werke, daß er solchen Leuten, welche sich anbauen und das Land selbst urbar machen wollten, kleine Stücken Landes auf langen Kredit gab, denen hingegen, die bloß auf Spekulation kauften, größere Strecken auf kürzern Kredit; in beiden Fällen ließ er sich das Land selbst zur Sicherstellung des Kaufgeldes verpfänden, so daß wenn das Geld nicht zur bestimmten Zeit ausgezahlt ward, er dennoch keinen Verlust haben konnte, sondern vielmehr in dem wahrscheinlicheren Falle, daß es schon urbar gemacht war, beträchtlich gewinnen mußte. Ferner, wenn es Jemand, der sich ansetzen wollte, an Geld zum Bau des Hauses und zu den ersten Wirthschaftsbedürfnissen fehlte; so schloß er ihm, da er ein großes Kapital in Händen hatte, das Nöthige vor, oder ließ ihm sein Haus von seinen Handwerkern bauen, denn es standen immer eine große Anzahl in seinem Lohne, und ließ sich darüber eine zinstragende Verschreibung auf drei, vier und mehrere Jahre ausstellen. War der Schuldner zur Verfallzeit nicht im Stande zu bezahlen, so fiel das Haus, welches eben so wie das Grundstück selbst verpfändet war, an ihn zurück, und dies mit dem, wenigstens zum Theil, urbar gemachten Lande, war gewiß immer mehr werth als die darauf vorgeschossene Summe: allein wer auf diese Art in Amerika Land zu einem mäßigen Preise annimmt, ist bei einigem Fleiß gewiß im Stande, sein Grundstück und sein Haus zur bestimmten Zeit zu bezahlen. Man sagte mir, daß der Kapitän in solchen Verschreibungen von Personen, denen er Land verkauft hat, das ungeheure Kapital von zwei Millionen Dollars besitze; und da die erste Auslage für den Morgen Landes nicht mehr als einige Groschen betragen kann, so muß der Gewinn außerordentlich seyn.

Weld's Reisen.

F f

Es ist zum Erstaunen wie viele Menschen durch diese vortheilhafte Bedingungen, die sonst nirgends in den vereinigten Staaten angeboten werden, bewogen worden sind, sich Genesee niederzulassen, und noch jährlich lassen sich hier nieder, da noch nicht der dritte Theil des Bodens verkauft ist.

Sie können denken, daß die billigen Preise eine Menge Spekulanten, die man übrigens in Amerika überall sehr häufig antrifft, nach dieser Gegend zieht. Wirklich kommt man durch keine noch so kleine Stadt, ja durch kein Dorf, wo man nicht mehrere von ihnen anträfe; und jeder etwas ansehnliche Ort wird durch sie ein Sitz des Müßiggangs und der Zerstreuung. Folgenden Brief, der im Namen eines Landmanns geschrieben ist, und in einer Zeitung stand, die in Wilkesbarrre am Susquehannah heraustritt, theile ich Ihnen hier wörtlich mit; er wird Ihnen eine genauere Schilderung von den erwähnten Spekulanten machen, als ich es kann.

An die Herausgeber der Wilkesbarrer-Zeitung.

Meine Herren!

„Es ist schrecklich anzusehen, mit welcher Gewalt der Spekulationsgeist um sich greift, und wie der ehrliche Fleiß, mit allen stillen Tugenden, die ihn begleiten, unterdrückt wird, und aus der Mode kommt. Eben so sehr ist es zu bedauern, daß in den neuen Niederlassungen Zerstreuungen und Müßiggang früher eingeführt werden als Betriebsamkeit und Wirtschaftlichkeit. Mein Sohn, der so eben von den Seen oder dem Genesee (obschon er beides nicht gesehen hat) zurückkommt, giebt mir zu diesen Betrachtungen Anlaß. Er war in Both, in dem berühmten Bath, und ist jetzt

als ein Spekulant und ein großer Herr zurückgekommen, nachdem er sein Geld durchgebracht, mein Pferd vertauscht, und sich das Fieber, und, was noch ärger ist, die Landwuth geholt hat.

Wir können jetzt in seiner Kaserei nichts aus ihm herausbringen, als Kapitän William — Wanderungen — Townships — Zahlen — Tausend Morgen — Hundert Morgen — Bath — Messe — Börsen — Fieber u. d. gl. Mein Sohn hat Theil an einer Township, und es ist spaßhaft genug anzuhören, wie er sie beschreibt. Kurz diese Township liegt nahe an Bath, sie gehörte dem Kapitän, der sie lange Zeit für sich gehalten hat, mein Sohn hat den Morgen nur mit fünf Dollars bezahlt, er konnte eine Minute nachher sechs und einen halben bekommen, aber er besteht auf acht. Etwas hat mein Sohn für sich, daß er nemlich auf sechs Jahr Kredit hat, und noch etwas — daß er nemlich keinen Groschen im Vermögen hat, und auch wohl nie haben wird. Vor seiner letzten Reise war er ein fleißiger arbeitssamer Junge, und in meinem Hause zufrieden, jetzt ist an keine Arbeit mehr zu denken, und ich kann ihn nicht zu Hause halten. Die goldnen Träume winken ihn nach Bath, wo, wie er mir sagt, man weder arbeitet, noch hungert, und wenn man auch neun Monate im Jahre das Fieber hat, man doch wenigstens die andern drei nach der Mode leben kann."

Hannover, den 25ten Oktober 1796. Ein Bauer.

Bath liegt in einer Ebene und ist auf drei Seiten von mäßigen Hügeln umgeben. Die Ebene ist fast ganz gelichtet, die Hügel sind aber noch mit Wäldern bedeckt, was von der Stadt aus eine sehr angenehme Ansicht gewährt. Am Fuß der Hügel fließt über ein Kieselbett.

ein klarer Bach, der Conhocton-Creek heißt. Dicht oberhalb der Stadt ist ein Wasserfall in diesem Bach, an dem sehr große Mahl- und Sägemühlen liegen. Die größte Säge in der Gegend, that, als wir die Mühle besuchten, 120 Stöße in einer Minute, und durchschnitt dadurch sieben Quadratsfuß starkes Eichenholz; doch sagte uns der Müller, daß es bei hohem Wasser noch viel schneller ginge.

Der Conhocton fließt an 20 Meilen unterhalb Bath in den Tyoga, der sich, nach einem Lauf von 30 Meilen, in den östlichen Arm des Susquehannah ergießt. Während der Fluth kann man in leichten Bateaux ohne Unterbrechung auf dem Conhocton, Tyoga und Susquehannah, von Bath bis nach der Chesapeak Bay fahren, und auch im Herbst ist das Wasser, schon von Bath aus, wenigstens für Kanots hoch genug, dieses Jahr aber hatte der Conhocton wegen der großen Dürre, selbst für die kleinsten Kanots, nicht Wasser genug, und wir mußten unsern Plan, von Bath aus zu Wasser zu gehen, aufgeben, und unsere Reise zu Fuß längst den Ufern des Flusses fortsetzen, bis wir etwa 30 Meilen von Bath an ein kleines Dorf von acht bis zehn Häusern, Newtown genannt, kamen. Hier war das Wasser tief genug, und die Leute sagten uns, daß, zwei schmale seichte Stellen weiter hinunter ausgenommen, es überall tief genug für Kanots sey. Wir beschloßen uns selbst zu fahren, und da wir mit den Bedienten unserer fünf waren, kauften wir ein Paar Kanots, banden sie zusammen, um ihnen mehr Sicherheit zu geben, und schifften uns ein.

Es war an einem schönen klaren aber kalten Tage um drei Uhr Nachmittags, als wir das Dorf verließen. Da der Strom sehr stark war, hofften wir noch vor Abends ein Wirthshaus zu erreichen, das sechzig Meilen unterhalb Newtown am Ufer liegen sollte.

Die ersten zwei Meilen ging es vortrefflich, dann aber ward der Fluß so seicht, daß wir nur mit großer Mühe vorwärts kamen. Unsere Kanots stießen oft auf den Grund auf, und wir brachten so viel Zeit: damit hin sie immer wieder flott zu machen, daß es Abend wurde, ehe wir zwei Drittel unsers Wegs zurückgelegt hatten. Das Wetter änderte sich jemehr die Nacht herankam, es fiel ein starker Hagel, der Mond war von dicken Wolken verdunkelt, und unsere Kanots, die wir dem Strom überlassen mußten, weil wir den Weg nicht sehn konnten, trieben auf eine Sandbank mitten im Fluß. Wir gaben uns alle Mühe sie wieder flott zu machen, gaben ihnen aber unglücklicherweise im Finstern eine falsche Richtung, und sie gerieten so tief in den Sand, daß wir sie mit allen unsern Kräften nicht von der Stelle bringen konnten. Es blieb uns nun nichts übrig als ins Wasser zu springen und die Schultern anzusetzen; wir banden die Kanots von einander, um sie besser handhaben zu können, und es gelang uns bald das eine wieder ins tiefe Wasser zu bringen; allein die Gewalt des Stromes riß es sogleich fort trotz aller unserer Anstrengung es fest zu halten, durch die wir leider nichts ausrichteten, als daß es fast ganz voll Wasser wurde. So hatten wir also das eine von unsern Kanots nebst einem großen Theil unsere Bagage verloren, denn anders konnten wir doch nicht glauben, und konnten nichts thun als mit dem andern desto vorsichtiger umgehen. Wir kehrten also zur Sandbank zurück, trugen alles, was in unserm Kanot war, auf den Schultern ans Ufer, welches noch sechzig Schritte weit entfernt war. Sie können denken, daß dies nichts Leichtes, und noch weniger etwas Angenehmes war, da uns das Wasser bis an den Gürtel reichte, und der Strom so stark war, daß wir uns kaum aufrecht halten konnten. Nachdem das Kanot ausgeleert war,

zogen wir es so nahe als möglich nach dem Ort hin, wo der Strom das andere fortgeführt hatte, einer von uns setzte sich mit einem Ruder hinein, und so überließen wir es dem Strome, in der Hoffnung, daß er es dem andern nachführen würde, und wir so vielleicht auch jenes mit seiner Ladung noch wieder bekommen könnten. In wenig Augenblicken war unser Gefährte uns aus den Augen, denn der Mond schien nur schwach durch die Wolken, und wir waren nicht wenig besorgt um ihn, da wir alle mit diesem Fluß unbekannt waren. Zu unserer großen Freude aber hörten wir nach einigen Minuten von fern seine Stimme; wir gingen ihr längs dem Ufer nach, fanden ihn mit seinem Kanot wohlbehalten neben dem verlornen, und waren sehr erfreut unsere Mantelsäcke, obschon völlig durchnäßt, noch darin zu finden. Nur die Kleidungsstücke, die wir, ehe wir ins Wasser gingen, abgelegt hatten, und einige andere Kleinigkeiten, waren fortgeschwemmt worden.

Es fror nun so stark, daß unsere Mantelsäcke und die nassen Kleider in wenigen Minuten mit einer Eiszinde überzogen, und unsere Glieder fast ganz erstarrt waren. Wir sehnten uns nach einem Obdach, wollten aber doch erst unsere Bagage in Sicherheit bringen, wozu uns eine tiefe Höhlung unter einigen umgefallenen Bäumen ein schicklicher Ort schien. Wir trugen alles da hinein, bedeckten es mit Blättern, und gingen nun vorwärts. In dem Walde, wo wir ausstiegen, war kein Fußsteig zu sehen, und wir mußten uns fast eine Meile längs dem Ufer durchs Dickicht schlagen, ehe wir einen Weg fanden, der uns jedoch auch nur auf ein elendes Blockhaus zuführte, wo wir auch nicht die allergeringste Bequemlichkeit fanden, und gern weiter gingen als man uns sagte: wenn wir den Fußsteig durch den Wald noch eine Meile verfolgten, würden wir auf einen Fahrweg kommen,

wo ein Haus wäre, in welches man uns wahrscheinlich aufnehmen würde. Wir erreichten das Haus, wurden eingelassen, und die wohlthätige Flamme eines großen Kaminfeuers hielt uns bald für die Unfreundlichkeit des Wethers schadlos. Kälte und Ermüdung hatten uns nicht wenig hungrig gemacht, und kaum hatten wir uns etwas angewärmt, so fragten wir, ob den wohl für den Hunger etwas zu haben wäre. Wenn Sie in England irgendwo einen ganzen Hammel oder ein Kind zum Abendbrod verlangt hätten, hätte der Wirth nicht verlegener seyn können als den unsrigen die bloße Frage nach etwas zu essen machte; er meinte, die Frauen wären schon zu Bette, er könne die Schlüssel nicht finden, und glaube auch überhaupt nicht, daß etwas in der Speisekammer sey. Lebensmittel wären hier knapp, und wenn er uns etwas gäbe, so hätten er und seine Familie den andern Morgen kein Frühstück. Wir baten ihn aber so dringend, und mahlten ihm unser Bedürfniß so lebhaft, daß er sich endlich bewegen ließ; er fand die Schlüssel, öffnete die Speisekammer, und brachte, um 5 junge starke Männer zu sättigen, zwei Brodkuchen, jeder wie eine Hand groß, und anderthalb Maas Milch hervor, mit der Versicherung, daß er uns durchaus nicht mehr geben könne, da seine Frau es ihm nie verzeihen würde, wenn er das Frühstück für den andern Morgen weggäbe. Was war zu machen, wir mußten uns mit dem wenigen begnügen, und legten uns auf unsere Häute, die wir mitgebracht hatten, zur Ruhe nieder.

Da wir den andern Morgen sahen, daß die Leute wirklich kaum für sich selbst genug zu essen hatten, und wir also leer ausgehen mußten, brachen wir auf, und gingen nach dem ersten kleinen Hause zurück, wo wir die Nacht vorher angepocht hatten, in der Hoffnung, hier etwas zu essen zu finden, aber auch hier war nichts zu haben, indeß erbot sich die Frau vom

Hause, wenn wir eine Stunde warten wollten, uns von ihrem kleinen Mehloorrath einen Brodkuchen zu backen. Wir nahmen das gütige Anerbieten an, und baten nur ihn recht groß zu machen. Unterdessen sahen wir uns nach unsern Kanots und der Bagage um. Wir fanden beides noch an der alten Stelle, schifften uns jetzt schnell ein, und fahrten nach dem Hause zurück, wo uns das Frühstück erwartete. Die Leute waren erstaunlich höflich und gefällig, sie halfen uns neue Ruder machen, und waren für die Kleinigkeit, die wir ihnen über ihre Forderung gaben, gar sehr dankbar.

Wir haben in der Folge noch oft auf der Fahrt den Susquehannah hinunter, ähnlichen Mangel an Nahrungsmitteln gefunden. An einem Morgen, nachdem wir 4 bis 5 Meilen in unsern Kanots gemacht hatten, hielten wir sehr hungrig an einem Hause an, um zu frühstücken, es war aber nichts zu haben, als einige Kartoffeln, die eben am Feuer geröstet wurden. Die Leute gaben uns zwei oder drei, und verwiesen uns nach einigen Häusern am andern Ufer, wo wir aber eben so wenig fanden; und auf die Frage, wo denn wohl etwas zu bekommen seyn würde, sagte uns eine alte Frau, daß wir 4 Meilen weiter hinunter in einem Dorfe ein Haus finden würden, wo man sich, wie sie glaube, „Eßwaaren hielte“. Das war ihr eigener Ausdruck, der mir so merkwürdig schien, daß ich mir ihn sogleich notirte. Wir erreichten das Haus, fanden da wirklich Provision aller Art, und versahen uns nicht nur für den Augenblick, sondern nahmen etwas ansehnliches auf den Nothfall mit, was uns auch sehr zu Statten kam. — Doch ich lenkte wieder ein.

Nach dem Frühstück setzten wir unsere Reise auf dem Fluß fort, mußten aber auf einem Wege von 7 Meilen wohl zwölfmal aussteigen und im Wasser wa-

ten, um die Kanots über seichte Stellen zu ziehen, und waren, als wir den Nachmittag an einem Hause landeten, dieser Wasserfahrt so herzlich müde, daß wir gewiß unsere Kähne im Stich gelassen haben würden, wenn nicht zwei Männer sich erboten hätten, sie bis an die Mündung des Tyoga zu fahren, von wo an wir tieferes Wasser zu finden hofften.

Früh am Morgen fuhren die Leute ab, wir folgten ihnen etliche Stunden später längs dem Ufer, und Sie können denken wie schwierig die Schifffahrt war, da wir Tyoga-Point, oder Lochartsburg, einen kleinen Ort an der Mündung des Flusses, mehrere Stunden früher als jene erreichten. Zu unserm großen Leidwesen hörten wir hier, daß der Susquehannah, der in dieser Jahreszeit gewöhnlich für Boote, die 4 Fuß tief gehn, schiffbar ist, jetzt fast so klein als der Tyoga sey, so daß er an manchen Stellen, vorzüglich bei den Strudeln, kaum so viel Wasser habe, daß ein flaches Kanot über die Felsenstücke kommen könne, deren es so viele in diesem Flußbett gäbe; kurz, wir erfuhren, daß es jetzt äußerst gefährlich sey, den Fluß zu befahren, wenn man des Weges nicht ganz kundig sey. Zum Glück fanden wir bald einen geschickten Schiffer, und nachdem wir auf sein Anrathen unsere beiden Kanots gegen ein sehr großes vertauscht hatten, machten wir uns von neuem auf die Reise.

Von Lochartsburg nach Wilkesbarre, oder Wyo-
ming, an der Südostseite des Susquehannah sind ohngefähr 90 Meilen, die man, wenn das Wasser hoch und der Strom stark ist, wie er im Früh- oder Späthjahr zu seyn pflegt, gewöhnlich in Einem Tage machen kann, wir aber brauchten jetzt wegen des niedrigen Wassers nicht weniger als 4 Tage, ob wir gleich unser Bestes thaten. In manchen Stellen war der Strom sehr reißend; so wurden wir, zum Beispiel, bei den

Wyalusingfällen in einer Viertelsunde 3 bis 4 Meilen weit getrieben, an andern dagegen, wo das Wasser tief ist, floß es so langsam, daß wir uns fortrudern mußten. Das Flußbett ist voll Felsenstücke und Kies, und das Wasser ist an manchen Stellen, wo es wohl 20 Fuß tief ist, so klar, daß man jedes Kieselsteinchen auf dem Grunde unterscheiden kann. Die Breite des Flusses beträgt abwechselnd von 150 bis 900 Fuß, und überhaupt hat in ganz Amerika kein Strom einen so unregelmäßigen Lauf; denn er hat so starke Krümmungen, daß er hie und da seiner eigentlichen Richtung gerade entgegen fließt. Die Gegend, welche dieser östliche Arm des Susquehannah durchfließt, ist rauh und uneben, und von Lochartsburg bis auf eine kleine Strecke von Wilkesbarre, ist er überall, entweder auf der einen oder auf der andern Seite von steilen Bergen begrenzt, an beiden Seiten zugleich aber nur da, wo der Fluß eine schnelle Wendung nimmt; sonst sieht man immer nur auf einer Seite Gebirg und auf der andern Ebene; dies wechselt oft auf einer Meile wohl zwölfmal mit einander ab. Hieraus können Sie abnehmen, wie schön die Landschaft längs dem Flusse seyn muß, und gewiß hat kein Fluß in Amerika so viel mahlerische Ansichten. Bei jeder Wendung ist die Ansicht verschieden, und jeder Fleck zwischen Lochartsburg und Wilkesbarre bietet dem Landschaftsmahler einen reichen Gegenstand für seinen Pinsel dar. Die Berge mit Felsenstücken und hohen Bäumen bedeckt, machen den schönsten Vorgrund; die Ebenen mit reichen Kornfeldern und einzelnen Waldparthien, von dem schönen Fluß durchschlängelt, den Mittelgrund, und die blauen Hügel in der Entfernung begrenzen das Ganze auf eine sehr angenehme Art.

Es giebt eine Menge Rothwild in der Gegend am Susquehannah, und wir sahen im Vorbeifahren viele Jagdgesellschaften. Wenn das Wild verfolgt

wird, sucht es sogleich den Fluß, wo dann Leute am Strand im Hinterhalt stehn und es schießen, kommt es aber gerade nicht an den Ort, wo man es vermuthet, so verfolgen es die Jäger in Kanots, und es entkommt ihnen selten.

Auf dem ganzen Wege zwischen Lochartsburg und Wilkesbarre, findet man einzelne Pflanzungen zu beiden Seiten des Flusses; auch sieht man verschiedene kleine Orte an den Ufern desselben; worunter der vorzüglichste French-Town, nicht weit vom Wyalusingfall an der Westseite des Flusses, auf Unkosten einiger Menschenfreunde in Philadelphia für die Unglücklichen französischen Emigranten, die sich nach Amerika geflüchtet hatten, angelegt ward. Der Ort enthält ungefähr 50 Blockhäuser, und ein ansehnlicher Strich Landes in der Nähe ist für die Einwohner angekauft und in kleine Bauerhöfe vertheilt; die Franzosen scheinen allein weder Lust noch Geschicklichkeit zum Ackerbau zu haben, sie haben ihre Ländereien an Amerikaner verpachtet und belustigen sich mit Vogelfstellen, Jagd und Fischerei. Sie hassen die Amerikaner, und diese beschuldigen sie dagegen des Müßiggangs und der Verschwendung. Ueberhaupt sind die Sitten dieser Menschen zu verschieden, als daß sie sich einander lieben könnten.

Wilkesbarre, vormals Wyoming, ist der größte Ort in Luzerne County. Er liegt in einer Ebene, die auf einer Seite vom Susquehannah und auf der andern von einer Gebirgskette begrenzt ist, und enthält 150 hölzerne Häuser, eine Kirche, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß. Hier war es wo die Indianer im amerikanischen Kriege unter Befehl des Oberst Butler das schreckliche Blutbad anrichteten, von dem in allen Geschichtsbüchern dieses Krieges erzählt wird, und das ein unauslöschlicher Fleck in den britischen Annalen bleiben wird. Mehrere von den Häusern,

in welche die unglücklichen Schlachtopfer, denen man gar kein Quartier geben wollte, sich flüchteten und vertheidigten, stehn noch und sind von Kugeln durchlöchert; eben so sieht man noch Ueberbleibsel von denen, die in Brand gesteckt wurden. Die Einwohner wollen sie durchaus nicht ausbessern lassen. Auch in der Gegend von Philadelphia sind den Amerikanern ähnliche Ruinen sehr theuer.

Wir hatten erst die Idee auf dem Fluß bis nach Sunburg oder Harrisburg hinunter zu fahren, es war aber zu kalt zu einer Wasserfahrt, und besonders in einem Kanot, wo man sich sehr ruhig verhalten muß; wir entschlossen uns also durch die blauen Gebirge nach Bethlehem in Pennsylvanien zu gehn, das ohngefähr 65 Meilen südostwärts von Wilkesbarre liegt; wir selbst wollten zu Fuß gehen und mietheten Pferde für unser Gepäck. Wir brachen am andern Tage Nachmittags auf, und vor Abend noch waren wir durch die Gebirgskette, welche Wilkesbarre begrenzt. Diese Gebirge sind sehr schroff und steinig, sie enthalten viel Eisenerz und Steinkohlen; zum Behuf des ersteren sind schon mehrere Hütten im Gange, die letztern aber benutzt man gar nicht, weil noch so sehr viel Holz in der Gegend ist, welches man lieber brennt. Vom Gipfel der Berge hat man eine weite Aussicht auf die Ebene, in welcher Wilkesbarre liegt, und auf den Susquehannah, dessen Lauf man mehrere Meilen weit jenseits der Stadt zwischen den Hügeln durch mit den Augen verfolgen kann.

Jenseit der Gebirge ist die Gegend sehr wild und wenig bewohnt, die wenigen Menschen aber, die sich darin niedergelassen haben, leben viel besser, als ichs von andern Bewohnern der vereinigten Staaten gesehn habe. Wir fanden zum Beispiel in jedem Hause Brodt, Butter, Kaffee, Thee, Schokolade und Wildpret im Ueberfluß, und wir lebten hier, im Vergleich mit der

Kost, nicht wir uns seit mehreren Wochen hatten behelfen müssen, ganz prächtig.

Die Wälder bestehen hier meistens aus Schierlingstannen (hemlock), die nur in dem Boden wachsen. Viele waren ungewöhnlich hoch, und die Zweige an den Gipfeln so dicht in einander geflochten, daß man nur an wenigen Stellen den Himmel durchsehn konnte, und das Strauchwerk unter den Bäumen war auch von jedem andern, was ich bis jetzt gesehen hatte, verschieden; es bestand meistens aus Oleander und Lorbeerrose (*kalmia laurel*), deren dunkles Grün den Wald noch düsterer machte. Das Ganze schien hier den Beschreibungen der Dichter von den heiligen Hainen zu entsprechen, und wirklich wurde man von einem Schauer ergriffen, wenn man hineintrat.

Zwanzig Meilen ohngefähr ehe man von Wilkesbarre aus nach Bethlehem kommt, geht man durch die klauen Gebirge an einer Stelle, welche der Wind-Gap (Windspalt) heißt; woher sich dieser Name schreibt, habe ich nicht erfahren können. Diese Oeffnung ist beinahe eine Meile breit, und eine der wildesten rauhsten Gegenden die ich gesehen habe. Der Weg gehet nicht ganz unten, sondern am Abhang des südlichen Berges, etwa den dritten Theil von seinem Gipfel entfernt. Rechts über sich sieht man nichts als zertrümmerte Felsen und Bäume, und links sieht man in einen steilen tiefen Abgrund hinein. Die Felsen am Fuß des Abgrundes sollen, (denn wir selbst sind nicht hinabgestiegen) ganz das Ansehn haben, als wären sie viele Jahre lang vom Wasser bespült worden, und man muthmaßt daher, daß hier das ursprüngliche Bett des Delaware gewesen ist, der jetzt an einer andern Stelle, 15 Meilen weiter nordwestwärts, durch die Bergkette fließt. Ob dies sich wirklich so verhält, läßt sich jetzt nicht mehr bestimmen, aber das Ansehen der Gegend auf beiden Seiten des Delaware



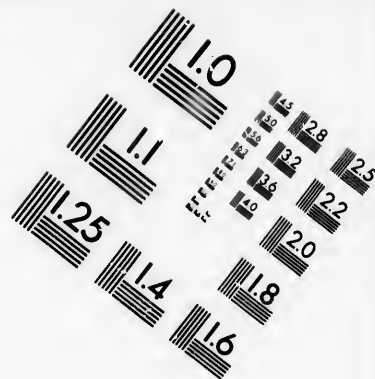
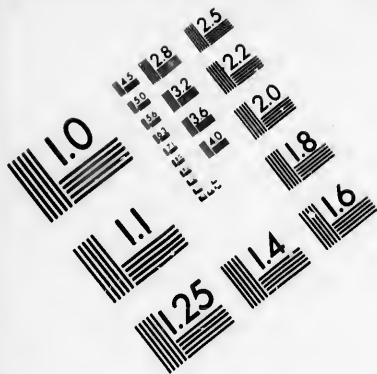
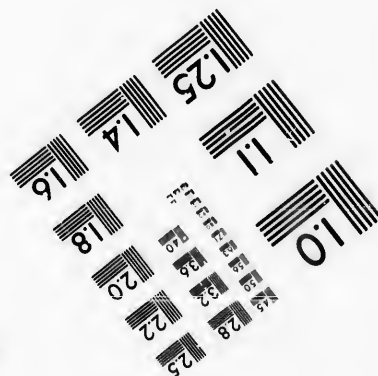
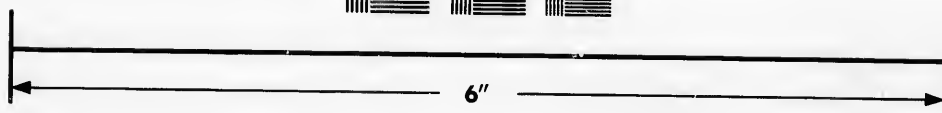
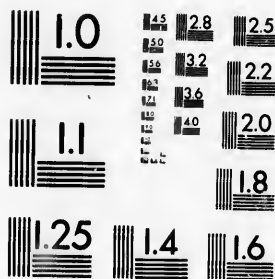


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**

1.5 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0

10

beweiset deutlich, daß einst eine große Ueberschwemmung hier beträchtliche Veränderungen hervorgebracht hat. Auf der Seeseite der Gebirge ist die Gegend weniger wild, und viel bewohnter; die Einwohner sind meistens von deutscher Abkunft.

Bethlehem ist der Hauptsitz der Herrnhuter in Nordamerika. Es liegt sehr angenehm zwischen dem Lehigh-River, der sich in den Delaware ergießt, und einem andern Bach, der auch ein sehr starkes Gefäll hat, und viele große Mühlen treibt, ohnerachtet der Ort ziemlich hoch liegt; er ist regelmäßig angelegt, und enthält an 20 gut gebauete steinerne Häuser und eine große Kirche. Die Chorhäuser der ledigen Brüder, ledigen Schwestern und Wittwen sind sehr ansehnliche Gebäude. In diesen Häusern werden verschiedene Handwerke getrieben, und die Einwohner derselben sind einer Art von klösterlicher Disciplin unterworfen. Sie essen alle zusammen in einem Speisesaal, und schlafen eben so in einem Schlaffaal, versammeln sich Morgens und Abends zum Gottesdienst wieder in einem eigenen Saal, arbeiten bestimmte Stunden am Tage, und haben bestimmte Freistunden. Selten gehn sie weiter, als in ihre Gärten und Spaziergänge, es müßte denn seyn, um einen Freund in der Stadt zu besuchen; obgleich ihre Gesetze ihnen das Ausgehen eigentlich nicht verbieten.

Die Ehelosigkeit ist zwar nicht geboten, wird aber doch für verdienstlich gehalten, und die jungen Leute von verschiedenen Geschlechtern haben sehr wenig Umgang mit einander. In ihren Chorhäusern besuchen sie sich nie, und auch in der Kirche sitzen sie, getrennt, so, daß ein junger Mann das Mädchen, um welches er anhält, vielleicht nur von Ferne gesehen hat; auch darf er ihr den Antrag gar nicht selbst machen, sondern sie erfährt ihn durch ihre Vorsteherin, wenn die Gemeinpfleger und Ältesten nemlich glauben, daß der junge

Man
Mäd
ohne
die P
gen V
friede
schnell
unglück
Kindh
in der
mäßig
halten
lassun
denen
wird

Pen
deren
Konfe
großer
dern
ander
versch
wede
sit, Z
ebenfa
unter
ist, ja
gen V
Alter
terhal
Schw
beiten
ues B
hat d

Mann im Stande ist, eine Frau zu ernähren. Liebt das Mädchen ihre Einwilligung, so wird die Verbindung ohne weiteres vollzogen; schlägt sie ihn aus, so wählt die Pflegerin ein anderes Mädchen, das sie für den jungen Mann passend glaubt, und sind beide Theile dann zufrieden, so wird die Heirath sehr bald vollzogen. So schnell es mit diesen Ehen auch geht, so sind sie doch nie unglücklich, denn diese Menschen werden von ihrer frühen Kindheit an gewöhnt die Leidenschaften zu bezähmen, die in der Welt so oft Unheil anrichten, sie werden zu regelmäßigem Fleiß, und einem stillen mäßigen Leben angehalten, und da ihre friedlichen und abgelegenen Niederlassungen weit entfernt von allen den Versuchungen sind, denen der Mensch im Weltgetümmel ausgesetzt ist, so wird ihre häusliche Ruhe durch nichts gestört.

In der Nähe der Bräuer- und Schwesternhäuser sind Pensionsanstalten für Mädchen und Knaben errichtet, deren Lehrer und Aufseher ebenfalls unter der Ältesten-Konferenz der Gemeinde stehn. Diese Schulen stehn in großem Ruf, und nicht nur Herrnhuter-Kinder, sondern auch andere aus Philadelphia, Neu-York, und andern Orten in den benachbarten Staaten, von ganz verschiedenen Sekten werden hier erzogen. Die Knaben werden in alten und neuen Sprachen, Rechnen, Musik, Zeichnen u. d. gl. unterrichtet, die Mädchen lernen ebenfalls verschiedene Sprachen, und werden in Allem unterrichtet, was sonst in Pensionsanstalten gewöhnlich ist, jedoch mit Ausschluß des Tanzens. Wenn die jungen Mädchen, die zur Brüdergemeinde gehören, das Alter und die Fähigkeiten erreicht haben, sich ihren Unterhalt selbst verschaffen zu können, so kommen sie ins Schwesternhaus, wo alle mögliche weibliche Handarbeiten betrieben werden. Für jede Arbeit ist ein eigenes Zimmer bestimmt, und eine etwas ältere Schwester hat die Aufsicht darin. Zum Verkauf der im Hause

verfertigten Waaren, sind auch eigene Personen bestimmt, und das dafür eingenommene Geld wird, nach eintigem Abzug für die Unterhaltung des Hauses, unter die Arbeiterinnen vertheilt.

Wenn die Knaben ihre Schulstudien geendigt haben, so werden sie Lehrlinge in irgend einem Gewerbe, zu welchem sie am meisten Lust haben; ist es ein solches, welches im Brüderhause selbst betrieben wird, so lernen sie es da; wo nicht, so lernen sie es im Ort, schlafen und essen aber im Chorhause. Wollen sie die Landwirthschaft lernen, so thut man sie zu einem Landmann von der Gemeinde. Die ledigen Brüder und die Wittwen tragen eben so zum Unterhalt ihres Chorhauses und zu den öffentlichen Fonds bei. Auch jeder Einwohner der Stadt giebt zu letzterem wöchentlich einen kleinen Beitrag.

An dem Bach der den Ort begränzt, liegt eine Mahl- und Oel- und Lohmühle, desgleichen eine Loh- und Weiß- Gerberet; an dem Leheich ist eine große Brauerei, wo sehr gutes Bier gebrout wird. Diese Anstalten gehören sämmtlich der Gemeinde, und der Gewinn davon fließt, nachdem die Arbeiter reichlich bezahlt worden, zum öffentlichen Fond. Eben dies gilt von dem sehr gut angebauten Lande mehrere Meilen um den Ort, und von dem Gasthose, dessen Inhaber so wie die, welche den Landbau treiben, nur Verwalter der Gemeinde sind. Der Fond, welchem dies alles zufließt, dient zur Unterstützung unglücklicher Brüder in entfernten Welttheilen, zur Anlegung neuer Gemein-Orte, und zur Unterhaltung der Missionen unter den Heiden.

Das Wirthshaus in Bethlehem ist das Beste, das ich in Amerika gefunden habe. Als wir gegen unsern Wirth den Wunsch äusserten, die öffentlichen Anstalten zu besuchen, schickte er sogleich nach einem von den Aeltesten, und in einer Viertelfunde kam Bruder Tho-

mas, ein lebhafter kleiner rothhäutiger Mann von ohngefähr 50 Jahren. Er trug einen einfachen blauen Rock, braune Unterkleider, und einen großen runden Hut; es war etwas so Gutmüthiges und Unschuldiges in seinem Blick, so viel Freies und Offenes in seinem ganzen Wesen, daß man im Augenblick mit ihm bekannt war. Er führte uns zuerst in das Schwesternhaus, wo wir in einem sehr netten Vorzimmer abtraten, indeß Bruder Thomas für uns um die Erlaubniß bat, das Haus besuchen zu dürfen. Nach wenigen Minuten kam die Vorsteherin selbst; Bruder Thomas stellte uns hier vor, und von beiden begleitet besahen wir die verschiedenen Zimmer.

Das Haus ist sehr geräumig, die Gänge und Treppen sind hell und lustig, die Arbeitszimmer aber klein, und gerade als wir da waren so stark geheizt, daß uns fast der Athem verging als wir hineintraten. Sie bedienen sich deutscher Ofen, und verbreiten durch Röhren eine gleichmäßige Wärme im Zimmer. Zwölf oder auch mehrere Mädchen arbeiteten in einem Zimmer. Diese ließen sich durch unsern Eintritt nicht im mindesten stören, sondern arbeiteten immer fort. Nur die Aufseherin eines jeden Zimmers stand allemal auf; grüßte höflich und sprach mit uns, die andern aber nahmen gar keine Notiz von uns.

Die Schwestern haben zwar keine bestimmte Kleidung, tragen sich aber doch sehr gleichförmig, alle hatten einfache kattunene oder leinene Kleider, Schürzen und eng anschließende leinene Häubchen mit einer Spitze daran und mit einer Bandschleife unterm Kinn zugebunden. Man sagte mir, daß nur die, welche zum Heirathen Lust hätten, rosenfarbenes Band trügen, die Mädchen hatten aber alle dergleichen, selbst die, welche ihr Alter und ihre Gestalt von dem heiligen Ehestand auf immer auszuschließen schienen.

Der Schlaffaal im Schwesternhaus ist ein sehr großes geräumiges Zimmer im obern Stockwerk mit einem großen Luftzug in der Decke. Es stehen an 50 einschláfrige Betten ohne Himmel darin. Im Winter schlafen sie nach deutscher Sitte unter einem Federbett, im Sommer ist die Hize zu groß, um auch nur eine Decke zu leiden.

Nachdem wir alle die verschiedenen Zimmer gesehen hatten, führte uns die Vorsteherin in eine Art von Laden, wo viele kleine Handarbeiten der Schwestern gar zierlich ausgestellt waren. Man erwartet, daß jeder Fremde hier eine Kleinigkeit kaufe, und dies ist die einzige Belohnung für die Mühe, den Fremden überall herumgeführt zu haben.

Das Schwesternhaus ist ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit, eben so das Brüder- und das Wittwenhaus, fast könnte man das nemliche von jedem Privathause im Orte sagen; auch werden die Brauerei und die Mühlen, die nach dem besten Plan angelegt sind, äußerst ordentlich und reinlich gehalten.

Nachdem wir die öffentlichen Gebäude gesehen hatten, führte uns Bruder Thomas in Privathäuser zu solchen verheiratheten Brüdern, die sich durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichneten; so kamen wir zum Beispiel zu einem Kunsttischler, der uns manch künstliches Stück seiner Arbeit zeigte, unter andern auch ein Buch getuschter und bunter Zeichnungen von seiner eigenen Arbeit, die einem solchen Manne überall Ehre gemacht hätten.

Man verfertigt in Bethlehem vorzüglich wollene und leinene Zeuge, Hüte, baumwollene gestrickte Strümpfe und Mützen, Handschuhe und Schuhe. Auch giebt es Zimmerleute, Kunsttischler, Drechsler, Uhrmacher u. dgl.

Die Kirche ist ein einfaches steinernes Gebäude mit biblischen Gemáhlen verziert. Es ist eine ziem-

lich gute Orgel darin, wie auch in den Betställen des Brüder- und Schwesternhauses. Sie begleiten ihren Gesang überdies mit Violoncells, Violinen, Flöten und andern Instrumenten. Sonntags ist die ganze Gemeinde in der Kirche, und stirbt einer aus ihrer Mitte, so folgt sie der Leiche zum Begräbniß, das immer mit großer Feierlichkeit, aber ohne allen Pomp begangen wird. Trauerkleidung ist unter ihnen gar nicht üblich.

Jedes Haus ist mit sehr gutem Wasser aus einem Quell versehen, welches durch viele Röhren vermittelst einer hydraulischen Maschine, die vom Wasser getrieben wird, und am Ufer des Creeks angebracht ist, überall herumgeleitet wird. In manchen Häusern ist in jedem Zimmer Wasser, und die Maschine ist so einfach und gut, daß sie das Quellwasser, wenn es nöthig wäre, leicht mehrere hundert Fuß in die Höhe heben könnte.

Ueber diesen Quell, der ziemlich in der Mitte des Orts liegt, ist ein großes steinernes Haus errichtet, dessen Wände sehr dick sind. Dergleichen Häuser, die man Quellsäuler nennt, findet man in Amerika sehr häufig; sie sind dazu bestimmt, im Sommer Fleisch, Milch, Butter u. d. gl. darin aufzubewahren. Das Quellhaus zu Bethlehem gehört der Gemeinde, jede Familie hat ihren eigenen offenen Schrank, und obgleich niemand darauf acht giebt, und die Thüre nicht verschlossen ist, so findet doch jeder sein Eigenthum unberührt wieder.

Die Herrnhuter suchen ihr ganzes Leben völlig nach den Grundsätzen der christlichen Religion einzurichten. Ueber ihre Lehren denkt man sehr verschiedenen, jeder unpartheyische Mensch aber, der ihre Gemein-Orte besucht hat, muß gestehen, daß ihr Wandel vorzüglich, und recht dazu gemacht ist Menschen glücklich zu machen. Sie leben untereinander wie Glieder einer

Familie, die vollkommenste Uebereinstimmung herrscht unter ihnen, und sie schienen nur Ein allgemeines Interesse zu haben, die Verbreitung des Christenthums nämlich und das Wohl der Menschheit. Sie sind im Ganzen ernster Gemüthsstimmung, haben aber nichts von dem streifen, gezierten und stolzen Wesen an sich, das man unter den Quakern so allgemein findet.

Man fühlt in Amerika, überall wo sie sich niedergelassen haben, ihren wohlthätigen Einfluß. Das Volk in ihrer Nähe lebt ordentlicher und regelmässiger, und durch sie wurden Handwerke und Kunstfleiß im Lande eingeführt.

Da der Boden, worauf Bethlehem steht, und alles Land auf eine sehr große Strecke umher den Herrnhutern gehört, so dürfen sie nicht besorgen durch die Nähe feindseliger Menschen beunruhigt zu werden. Wer sich zu ihren Grundsätzen bekennen will, den nehmen sie gern und herzlich auf.

Sie schienen eine große Freude daran zu haben, uns ihren Ort und alles was dazu gehört, zu zeigen, und bedauerten, daß wir nicht länger bleiben konnten, um noch besser mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden.

Sie scheinen Bethlehem nicht vergrößern zu wollen, sondern, wenn sich zu viel Menschen darin anhäufen, so schicken sie sie nach andern Theilen des Landes, um dort neue Niederlassungen anzulegen. Seit der Gründung von Bethlehem sind noch zwei andere herrnhuthische Orte in Pennsylvanien erbaut worden, Nazareth und Littiz; das erste liegt zehn Meilen von Bethlehem auf dem Wege von den blauen Gebirgen, es ist nur halb so groß als Bethlehem und fast nach demselben Plane gebauet. Littiz liegt zehn Meilen von Lancaster.

Das Land um Bethlehem ist hügelig, der Boden sehr gut und besser angebaut als ich ihn irgendwo in Amerika gefunden habe. Bis vor wenigen Jahren war die Gegend wegen ihres vorzüglich gesunden Klimas berühmt, in der letzten Zeit aber sind sehr viel Fieber, besonders galliger Art ausgebrochen, und zwar nicht nur hier, sondern in mehreren längst bewohnten Theilen von Pennsylvanien. Im letzten Herbst haben mehr Menschen in den angebauten Gegenden dieses Staates an diesen Krankheiten gelitten, als man sich seit langer Zeit erinnert. Man schreibt dieses Uebel verschiedenen Ursachen zu. Der wahrscheinliche Grund ist wohl der sehr häufige Regen, der in den letzten Jahren fiel, und die unerhört milden Winter.

Bethlehem wird im Sommer von vielen Leuten aus den benachbarten großen Städten besucht, die Vergnügen oder Neugierde hinzieht, und das ganze Jahr hindurch geht recht regelmäßig zweimal wöchentlich eine Landkutsche zwischen Philadelphia und Bethlehem. Wir verließen nun diesen Ort und erreichten Philadelphia, am andern Tage früh Morgens nach einer Abwesenheit von mehr als 5 Monaten.

Acht und dreißigster Brief.

Neu-York. — Long-Island, — Einwohner und Kornbau
dieselbst. — Beschluß.

Neu-York im Januar 1797.

In Philadelphia mußte ich mit dem, was ich vor meiner gänzlichen Abreise von dort zu besorgen hatte, noch einige Tage zubringen, und reiste darauf hieher. Es war schon im Monat Dezember, es lag sehr tiefer Schnee; der scharfe Nordwestwind hatte bereits auch den Delaware, dessen majestätischer Strom am spätesten durch die Hand des alles erstarrenden Winters gehemmt wird, mit einer Eisrinde überzogen. Sie war noch nicht stark genug um eine Landkutsche zu tragen, und doch schon zu stark um leicht gebrochen zu werden, so daß, als wir an die Fälle kamen, wo man gewöhnlich auf dem Wege von Philadelphia nach Neu-York überseht, wir wohl ein Paar Stunden im Winde frieren mußten, bis man einen Weg für das Boot, das uns und unsern Wagen übersegen sollte, geöffnet hatte.

Zu Wagen hier über den Fluß zu fahren ist, auch wenn es noch so fest gefroren hat, sehr unbequem und unsicher, wegen der unregelmäßigen Eismassen, die sich beim ersten Froste hier bilden, indem der reißende Strom die dünnen Eisschichten vom Rande fortführt und sie allmählig aufeinander thürmt, und doch ist hier noch die einzige Stelle, wo man sicher vom Ufer hinabfahren kann.

Wenn der Schnee erst fest liegt, reist man am liebsten zu Schlitten, weil man schneller fort kommt, und beim Umwerfen gar keine Gefahr ist. Wundern Sie sich indeß nicht, daß des tiefen Schnees ungeachtet nicht auch wir dieses Fuhrwerk wählten. Zu Anfang des Winters kann man es nicht wagen große Reisen zu Schlitten zu machen, weil in dieser Jahreszeit sehr oft plötzlich Thauwetter einfällt, und zwar so stark, daß oft aller Schnee in einem Morgen verschwindet. Hier zu Lande muß man dies allerdings in Betracht ziehen, denn wenn das unterwegs vorfällt, ist nicht sobald ein Wagen zu bekommen. Und wirklich war ich kaum 48 Stunden hier, als trotz der strengen Kälte, die allen Anschein hatte als wollte sie fortdauern, keine Spur von dem Frost übrig, und die Luft so milde war wie im September.

Dieser schnellen Witterveränderung verdank ich es, daß ich manche Gegenden von Neu-York und Long-Island, die ich während meines kurzen Aufenthalts im Sommer nicht besuchen konnte, von einer vortheilhafteren Seite sah, als wohl sonst in dieser Jahreszeit geschehen kann. In der Nähe der Stadt Neu-York, welche an der südlichen Grenze der Insel gleiches Namens liegt, findet man nichts bemerkenswerthes. Es ist wahr, die Gegend ist allerdings fruchtbar, auch nicht ganz flach; man hat aber keine einzige große Ansicht, auch zeichnet sich keins der großen Landhäuser, mit denen sie bedeckt ist, durch seine Bauart aus, und keines ist mit den schönen Landsitzen zu vergleichen, welche in der Nähe von Philadelphia die Ufer des Schuylkill zieren.

Auf Long-Island findet der Reisende viel interessantere Naturscenen; vorzüglich auf der Westseite an den Engen (the Narrows) oder dem schmalen Kanal zwischen beiden Inseln, denn die Schiffe, wel-

che Seewärts herkommen und nach Neu-York wollen, passiren müssen, ist die Gegend wirklich romantisch. Es stehn noch große Waidparthien hier, zwischen denen man die herrlichsten Durchsichten hat auf die entfernten Hügel von Staaten-Inland, auf die Küste von Neu-Jersey und auf das Wasser, das beständig mit Schiffen bedeckt ist.

Die Einwohner der großen amerikanischen Seestädte brauchen ihre Landhäuser nicht nur um sich vom Getöse und den Geschäften einer großen Handelsstadt zu erholen, und sich in einer Jahreszeit, wo die Natur in ihren schönsten Schmuck gekleidet ist, an ländlichen Scenen zu ergötzen, sondern auch um sich vor den verheerenden Krankheiten zu flüchten, die seit vielen Jahren allemal in gewissen Monaten mehr oder weniger in diesen Orten wüthen. Als das gelbe Fieber eine so schreckliche Verwüstung unter den Einwohnern von Philadelphia anrichtete, ist meines Wissens doch kein einziger davon befallen worden, der nur eine Meile von der Stadt in einer freieren Luft lebte, und allen Umgang mit den Kranken, oder mit denen, welche sie besuchten, vermied; deshalb hat auch jeder in Philadelphia, Neu-York, Baltimore, u. s. w. der es nur irgend erschwingen kann, ein Landhaus, wo er die heißen Sommermonate zubringt. Schade, daß gerade der schönste Theil von Long-Inland, welches recht eigentlich für solche Landstige gemacht ist, zu weit von Neu-York liegt, als daß Leute, die in ihre Handelsgeschäfte so verwickelt sind, wie es bei den Einwohnern dieser Stadt größtentheils der Fall ist, den Sommer da zubringen könnten; sie haben sich daher auf einem andern Theil der Insel anbauen müssen, der ihnen bequemer liegt, aber flach, sandig und ganz ohne Spalten ist.

Die eigentlichen Bewohner von Long - Island sind meistens von holländischer Abkunft, und haben auch alle Kälte, Zurückhaltung und Habsucht ihrer Vorfahren geerbt. Man sagt allgemein in Neu-York, ein Long - Isländer versteckt sich in seinem Hause, wenn er einen Fremden kommen sehe, und ich selbst habe diese Leute so menschenscheu und mißtrauisch gefunden, daß ich es gern glaube. Bei der unbedeutendsten Frage über die Gegend umher machen sie schon eine argwöhnische Miene, und sehen wie sie sich losmachen können, so ganz sind sie den englischen Amerikanern entgegengesetzt, die einen Fremden nach allem fragen, um zu sehn, was er will, und ob sie nicht einigen Vortheil von ihm ziehen können. Diese Holländer sind sehr gute Landwirthe, und besitzen zum Theil sehr große Strecken urbaren Landes, für dessen Erzeugnisse sie an Neu-York einen guten Markt haben. Es giebt sehr reiche Leute unter ihnen, sie leben aber fast alle sehr schlecht. Die Anzahl der Einwohner auf dieser Insel wird auf 37000 Seelen geschätzt, worunter 5000 Sklaven sind. Der westliche Theil der Insel ist wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und der Nähe von Neu-York am bewohntesten, hier sind mehrere ansehnliche Orte, als: Flatbusch, Jamaika, Brooklynn, Flushing und Utrecht, die drei ersten enthalten jeder an 100 Häuser. Brooklynn, der größte von ihnen, liegt am Ufer des East-River, Neu-York gerade gegenüber, und macht dieser Stadt eine sehr schöne Aussicht.

Der Boden von Long-Island ist sowohl zum Korn- als zum Maisbau gut, und auf dem nördlichen Theil der Insel, der hügelicht ist, soll das Obst vorzüglich gut gerathen. Der berühmte newtownsche (oder sogenannte Neustädtische) Pipin-Äpfel, den man jetzt fast überall in Neu-York findet, soll hier doch von ganz besonders gutem Geschmack seyn.

Von den Ebenen, welche ziemlich in der Mitte der Insel liegen, habe ich schon oben manches gesagt, als ich von dem westlichen Gebiet von Neu-York sprach. Eine von diesen Ebenen hier, welche unter dem Namen der Busch-Ebene bekannt ist, ist zwar mit Eichen und Fichten von kleinem Wuchse bedeckt, aber das Getreide gedeihet auch hier nicht. In diesem Strauchwerk hält sich viel Rothwild und eine Menge Haselhühner auf. Es sind seit kurzem Gesetze zur Schonung dieses Wildprets gegeben worden, und es vermehrt sich daher jetzt sehr schnell, ohngeachtet eine große Menge davon jährlich für Neu-York und für die Bewohner von Long-Insel geschossen wird. In den meisten bewohnten Theilen des Staats, wo es noch viel Buschwerk giebt, vermehrt sich jetzt das Wild stark, dagegen wird es auf dem Gebiet der Indianer immer feltner, obgleich die indianischen Jäger auch feltner werden; dies kommt daher, weil sie, wie man auch sonst auf Long-Insel that, auf jedes Thier schießen, das ihnen in den Weg kommt, es mag jung oder alt seyn. Auch die Biber tödten sie, wo sie sie finden, ohngeachtet die Kaufleute in Canada ihnen sehr empfehlen, in jedem Bau einige zu verschonen, damit die Brut sich erhalte; daher sind sie auch an manchen Orten, wo sie sonst häufig waren und wegen der Entfernung vom angebauten Lande noch immer leben könnten, schon ganz ausgerottet, und seit einigen Jahren sind 15000 Stück Bieberfelle jährlich weniger nach Montreal gebracht worden als sonst.

Von Long-Insel kam ich wieder hieher zurück; die gastfreie und freundliche Aufnahme und Behandlung der Fremden hier, haben mir diesen Ort mit zum angenehmsten in den ganzen vereinigten Staaten gemacht. Ich sage dies nicht allein, jeder Fremde

gesteht ihm gern diesen Vorzug zu. So lange ich noch in Amerika bin, will ich nun in Neu-York bleiben, wo ich wie alle Fremde so viel Höflichkeit und Gastfreundschaft genossen habe. Ich denke indeß an nichts als an meine Rückreise in das Vaterland, das mir jetzt lieber ist als je, und wenn das Eis, das jetzt den Hafen zu sperren droht, die Communication mit dem Ocean nicht abschneidet, so werde ich sobald als möglich Amerika verlassen, zufrieden, so viel davon gesehen zu haben als ich konnte, aber ohne einen Seufzer, und ohne den mindesten Wunsch es wieder zu sehen.



